



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Gustaf Kossinna

Ursprung  
und Verbreitung  
der Germanen

in vor- und frühgeschichtlicher Zeit



Curt Kabitzsch Verlag in Leipzig

Dr. Scher

M. 50 X

~~277 m 3.~~

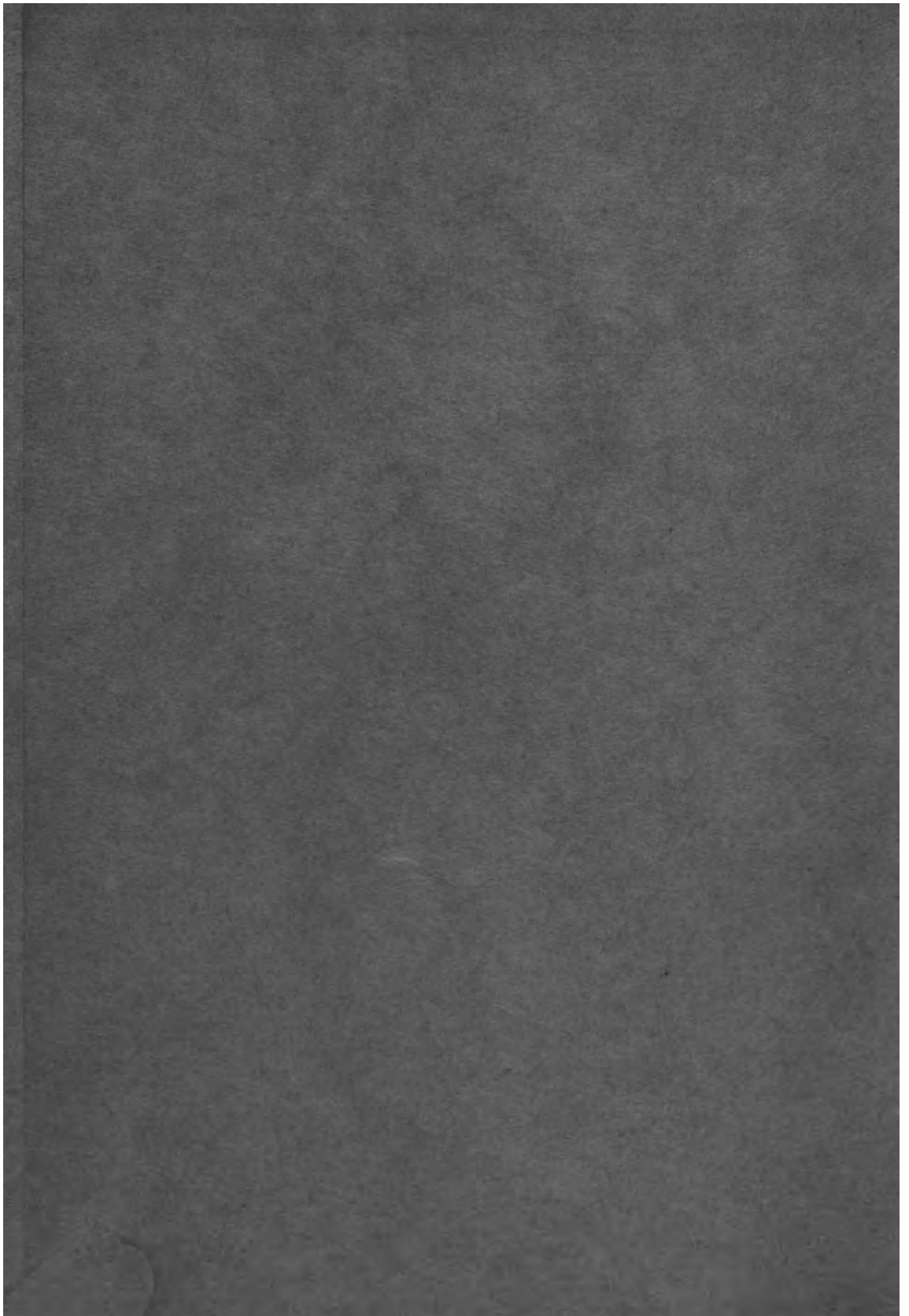


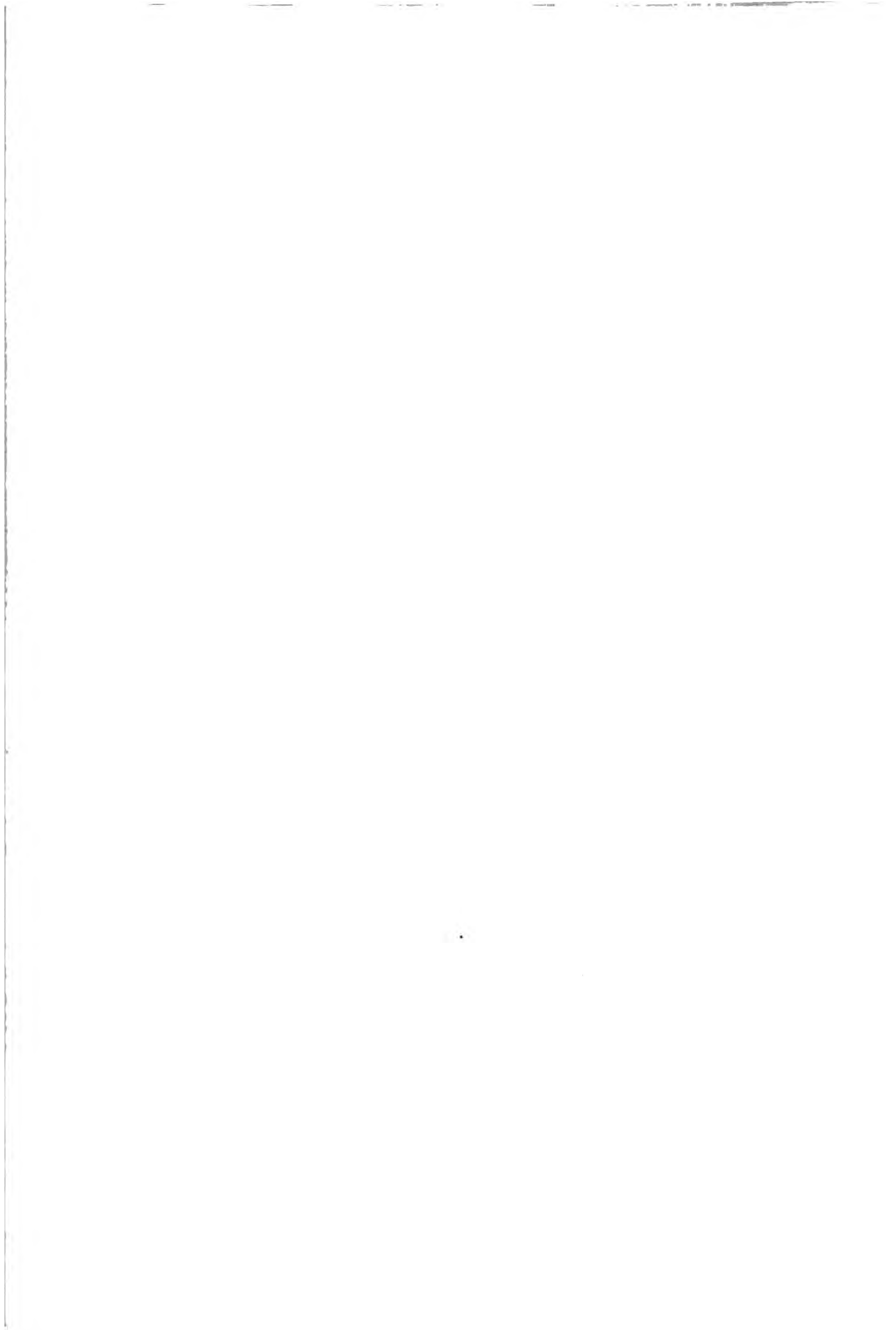
GESCHENK DER  
PREUSSISCHEN STAATSBIBLIOTHEK  
DURCH DEN GENERALDIREKTOR  
H. A. KRÜSS, D.LITT. H.C. OXON.  
1935

TNP. 47923

~~EA 754 A. 14~~

Be 10/6







Vortrag über das frühgeschichtliche Gräberfeld an der Kullabrücke bei Löben in Masfuren am 27. August 1915 (I. S. 225).  
1. Generalfeldmarschall v. Hindenburg. 2. Fürst Dohna-Schlöbitten. 3. Prof. Kossinna. 4. Kriegsgeologe Dr. Seß  
v. Wickenhoff. 5. Graf Dönhoff-Standau.

**Mannus-Bibliothek**

Begründet von Gustaf Kossinna

Herausgegeben von Prof. Dr. A. Göze / Schriftleitung Dr. Jörg Lechler

---

Nr. 6

**Ursprung und  
Verbreitung der Germanen  
in vor- und  
frühgeschichtlicher Zeit**

von

**Gustaf Kossinna**

Zweite, unveränderte Auflage

Mit 466 Abbildungen und Karten im Text und auf 10 Tafeln



1 9 3 4

---

Leipzig / Verlag von Curt Abitzsch



Sämtliche Rechte,  
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten  
Printed in Germany



Druck von Meeger & Wittig in Leipzig

## Vorwort zum ersten Teil der 1. Auflage<sup>1</sup>

Dieses Buch ist hervorgegangen aus einem eingehenden Vortrage über den „Ursprung der Germanen“, den ich zuerst im Herbst 1924 gehalten und im Laufe des Winters 1924/25 auf vielseitige Aufforderung hin, entgegen meiner sonstigen Gepflogenheit, einigemal wiederholt habe, zu Berlin und anderwärts. Der Vortrag wurde dann auf Anregung des „Germanen-Verlages“ in stark erweiterter Gestalt zu einem Buche umgearbeitet, dessen erste Hälfte im Spätsommer 1925 fertig gesetzt und in den ersten fünf Bogen schon rein ausgedruckt war. Unvorhergesehene Schwierigkeiten mit der Druckerei haben dann den Reindruck der Bogen 6—8 bis Pfingsten dieses Jahres hinausgezögert. Ich muß dies erwähnen, weil die ersten fünf Bogen naturgemäß den Stand der Wissenschaft wiedergeben, der im Sommer 1925 erreicht war.

Besonders hervorgehoben sei das für die Ausführungen über die Verbreitung des „Raubtopfes mit gewelltem Rande“ (S. 23—25), die fertig gedruckt waren, ehe mir das Manuskript der Abhandlung von Rudolf Stampfuß über den gleichen Gegenstand zuging, die sich mit meinen älteren Ausführungen naturgemäß vielfach deckt, nichtsdestoweniger aber von mir im Schlussheft des vorjährigen Mannusbandes sofort veröffentlicht wurde.

Es besteht beste Aussicht, daß die zweite Hälfte meines Buches, die sich allein mit der „Entstehung des germanischen Volkes“ beschäftigt und deren Manuskript zu Anfang dieses Jahres abgeschlossen worden ist, nunmehr rasch zur Veröffentlichung gelangen wird.

Berlin-Lichterfelde, im Mai 1926.

Gustaf Kossinna

---

<sup>1</sup> Die 1. Auflage wurde ursprünglich, vor Übernahme durch den Verlag Curt Kabitzsch, in zwei Teilen veröffentlicht.

## Vorwort zum zweiten Teil der 1. Auflage

Als ich im Mai 1926 das Vorwort zum ersten Teile dieses Buches niederschrieb, sprach ich die Hoffnung aus, daß der Germanen-Verlag imstande sein würde, das bereits zu Anfang des Jahres 1926 abgeschlossene Manuskript des zweiten Teiles, dessen Drucklegung schon begonnen hatte, rasch zur Veröffentlichung zu bringen. Der bald darauf erfolgte plötzliche Eintritt ganz neuer persönlicher wie sachlicher Verhältnisse innerhalb des Germanen-Verlages hat dann für mein Werk unheilvollste Folgen ausgewirkt, indem seine Herausgabe lange Zeit überhaupt in Frage gestellt war, ohne daß ich die Macht hatte, dem erfolgreich entgegenzutreten.

Jetzt, wo das Werk endlich fertig vorliegt, stellt es den Standpunkt meiner wissenschaftlichen Ansichten vom Anfang des Jahres 1926 dar, da ich keine Möglichkeit hatte, eine neue Durcharbeitung des Stoffes vorzunehmen. Ich bin indes der Überzeugung, daß ich nach Prüfung der umfangreichen in diesen beiden Jahren erschienenen einschlägigen Literatur vielleicht hier und da zu kleinen Ergänzungen, aber sicherlich zu keinen nennenswerten Änderungen meiner im Laufe vieler Jahrzehnte gereiften Anschauungen gekommen sein würde. Immerhin halte ich es für angebracht, die Kritik deutlich hierauf hinzuweisen, da vermutlich auch manches, was ich an Neuem vor zwei Jahren niedergeschrieben (und meist schon lange vorher mündlich verkündet) habe, inzwischen von anderer Seite an die Öffentlichkeit gebracht worden sein könnte.

Berlin-Lichterfelde, im Oktober 1927.

Gustaf Kossinna

## Inhaltsübersicht

	Seite
Einleitung . . . . .	I
Müllenhoffs Versuch, den Ursprung der Germanen mit Hilfe der Sprach- und Religionsforschung zu enthüllen, unzulänglich 1. — Erfolgreich nur der archäologische Weg 2.	
I. Ausbreitung der Germanen von 150 nach Chr. bis 1750 vor Chr. . . . .	3
Meine Methode, die Grenzen des Germanengebiets auf archäologischem Wege von frühgeschichtlicher Zeit an so weit wie möglich rückwärts zu verfolgen 3. — Jede scharf ausgeprägte archäologische Kulturgruppe bedeutet ein Volk oder einen Volksstamm 4. — Die archäologisch ermittelte Siedlungs- und Kulturkarte des Germanenlandes der ersten 150 nach Chr. stimmt überein mit der aus den geschichtlichen Nachrichten gewonnenen Karte derselben Zeit; doch ist die archäologische Karte klarer 4. — Sie zeigt scharf die Scheidung der fünf ostgermanischen Stämme von den Westgermanen 5; ebenso die Zusammensetzung der Westgermanen aus den drei Stammverbänden der Terminonen 7; der Ingväonen 11; und der Istväonen 11. — Wanderung der Elbsweben nach dem Untermain und Mittelrhein um 100 vor Chr. 12. — Neckarweben 14.	
Vorrömische Eisenzeit . . . . .	15
Gebiet der Ostgermanen vom 1. bis 10. Jahrh. vor Chr. 15. — Gebiet der Westgermanen von 100 bis 750 vor Chr. 17. — In der Schlussperiode der Bronzezeit überschreiten und umgeben die Istväonen die nördlichen Wesergebirge süd- und westwärts 17. — Das Gebiet der Terminonen zeigt an der Niederelbe um 700 vor Chr. schon dieselben Grenzen, wie im ersten Jahrh. nach Chr. 19. — Der „hohe geraubte Topf mit wellig gekniffenem Rande“ als Kennzeichen der Westausbreitung der Germanen vom Wesergebiet über Westfalen und dem Niederrhein bis nach Holland und Belgien hinein um 600 vor Chr. 23. — Südabteilung der Terminonen am Südbarz; Stein- kistengräber und Hausurnen 25. — Vorstoß der Harzgruppe nach Süden bis an die mittlere Unstrut 27. — Durchdringung dieser Gruppe mit Kelten (Skelettgräber) vom mittelhheinischen „Mehrener“ Stil 28.	
Bronzezeit . . . . .	30
Gebiet der Germanen in den Perioden V—II der Bronzezeit, 750—1750 vor Chr. 30. — Mit Beginn der Periode I der Bronzezeit, um 1750, erlischt das klare Bild der germanischen Grenzen 32. — Mangel an germanischen Gräbern aus Periode I 32; — dagegen Gräberfülle im	

ungermanischen östlichen Mitteldeutschland („Aunetiger“) 33. — Die gleichzeitigen Bronzeschatzfunde des bisherigen Germanengebietes haben ungermanischen (illyrischen) Charakter 34. — Bronzeschatz aus Riebig in Sachsen 34. — Weitere Gerät- und Schmucktypen illyrisch-ostdeutscher Art 36; ihr wenig verändertes Fortleben in Periode II illyrischer Bronzekultur 38. — Wenige neue Bronzetyphen der Periode I von Germanen geschaffen 43. — Dagegen zahlreiche neu erfundene Bronzetyphen von herrlichem Kunstgeschmack in Periode II der germanischen Bronzekultur 44. — Holztaffe und Faltstuhl 48.

2. Germanen und Indogermanen . . . . . 52

Versuche der Sprachforschung, die Heimat des indogermanischen Urvolks und den Vorgang seiner Zerteilung zu ermitteln, führten nur zu unseren oder höchstens allzu allgemein gehaltenen Ergebnissen 52. — Weit sicherer führt hier schon die Rassenkunde 53. — „Nordischer“ Körpertypus aller indogermanischen Völker der Urzeit; für Perser und Griechen am klarsten durch Bildwerke erwiesen 54. — Zentrum der blonden Rasse in Nordeuropa 58.

3. Entstehung der nordischen Rasse . . . . . 59

Maßverhältnisse des menschlichen Gehirn- und Gesichtschädels 59. — Cro-Magnon-Rasse und Mittelmeer-Rasse 60. — Rasse des Aurignac-Menschen 62. — Mensch von Chancelade 64. — Keine Vertreter und Mischungen der Aurignac- und Cro-Magnon-Rasse in den verschiedenen jungsteinzeitlichen Langschädelrassen Nordeuropas 66. — Dänischer Avigny-Typ 68. — Echte nordische Langkopfrasse 68. — Nordostdeutschland: nordischer Schädel von Lenzen 72. — Ostorfer Abart 72. — Nordwestdeutschland: nordische Schädel von Rimbeck bei Warburg 73. — Nordische Rasse in der Bronzezeit 76; in frühgeschichtlicher Zeit 77. — Schädel aus Elbing 78. — Nordische Rasse in der Zeit der Völkerwanderung 82. — Langschädel mit Breitgesicht in Niedersachsen 83. — Heutige Vertreter nordischer Rasse in Deutschland 84. — Westalpine langgesichtige Kurzkopfrasse (Jurarasse) in Nordeuropa zur Steinzeit 85. — Dänischer Orrouy-Typ 85. — Mden-Typ und Borreby-Typ 86. — Fortleben dieser Kurzkopfrasse bis in die Neuzeit in Nordeuropa und Norddeutschland 88; in Oberitalien 89. — Ostische breitgesichtige Kurzkopfrasse 90. — Sie zeigt sich vereinzelt schon in der Steinzeit Nordeuropas und Norddeutschlands 91. — Heutiges Vorkommen in Norwegen 93. — Zusammenhänge körperlicher mit seelischen und geistigen Eigenschaften 93. — Gleichartiges seelisch-geistiges Wesen des nordischen langgesichtigen Langkopfes und des nordischen langgesichtigen Kurzkopfes 94. — Gegensätzliche Artung des breitgesichtigen ostischen Kurzkopfes 95. — Nordische Artung als deutsches Hochbild 96.

4. Entstehung des germanischen Volkes . . . . . 97

Mittlere Steinzeit oder Frühneolithische Zeit. . . . . 97

Zeit der Geräte aus Renntiergeweih, Kultur des Magdaleniens 97. — Uncyclusstufe der Ostsee 97. — Geräte der Dobbertiner Kulturstufe 97. — Menschenreste der Dobbertiner Stufe; der Knabe aus Poppenbrügge (Homo Kiliensis) 99. — Seine scheinbar primitiven Eigenheiten meist

	Seite
jugendliche Eigenheiten 104. — Jugendliche Unterkiefer aus dem Svärdborg- und dem Maglemoor 104. — Schädel von Plau (Meckl.) 108. — Zwei Schädel vom Prigerber See (Savell.) 109.	
Litorinastufe der Ostsee 110. — Geräte der Ellerbeker Kulturstufe 110. — Dobbertiner Bevölkerung = Vorfinnen, Ellerbeker dagegen = Vorindogermanen 112.	
Das Vollneolithikum . . . . .	112
Indogermanen entwickeln das Feuersteinbeil weiter 112. — Ihr Megalithgrabbau 113. — Ihre Tonware in der Ellerbeker Stufe 114; in der Dolmenzeit: Trichterbecher, Krugfläschchen, hochhalsige Kugelflaschen 117.	
Die steinzeitlichen Züge der Indogermanen . . . . .	119
Der 1. Indogermanenzug bringt die Ostsee-Megalithleute nach Nordwestdeutschland 119. — Der 2. Indogermanenzug bringt die nordwestdeutschen Megalithleute ins Saalegebiet: Rössener Kultur 122. — Anthropologie der Rössener Bevölkerung 124. — Der 3. Indogermanenzug bringt die Rössener nach Südwestdeutschland 128. — Heidelberger Stil 128. — Einheimischer Finkelsteinstil 128. — Friedberger, Eberstädter, Großgartacher Stil 130. — Einbruch der spiralkeramischen Donaubevölkerung 131. — Flomborner und Plaidter Stil 132. — Anthropologie dieser Stämme 133. — Vierter Indogermanenzug: an Mittelelbe Walternienburger Stil I, II 137. — Unhalter Stil I, II 139. — Anthropologie 140. — Fünfter Indogermanenzug: Burg-Mollkenberger Stil in Nordbrandenburg 142. — Sechster Indogermanenzug 143. — Stil des Westzweiges der Kugelflaschen 144. — Anthropologie 145. — Siebenter Indogermanenzug 147. — Achter Indogermanenzug: Trichterbecher und Krugfläschchen wandern ostwärts über Westpreußen, Posen bis nach Polen (Nordstamm) 149. — Den Südstamm dieser Bevölkerung bildet die Noszowitzer Kulturgruppe 151. — Jordansmühler Stil 153. — Münchshöfer und Nischbühler Stil 153. — Badener und Altheimer Stil 154. — Neunter Indogermanenzug: Stil des Ostzweiges der Kugelflaschen 154. — „Kujawische“ Gräber und Amphoren 155. — Anthropologie 156. — Zehnter Indogermanenzug: Ostgruppe der schnurkeramischen Bevölkerung 157.	
Das nordische Feuersteinbeil . . . . .	158
Verbreitung des dünnackigen 158; des dickackigen Feuersteinbeils 159.	
Dobbertiner Vorfinnen und finno-Indogermanen . . . . .	159
Die Steinkeulen der finno-Indogermanen . . . . .	160
Libultbeil und Walzenbeil aus Felsgestein der Dobbertiner Vorfinnen 160. — Aus dem jüngeren Walzenbeil entsteht der Keulenkopf der finno-Indogermanen während der Dolmenzeit der Indogermanen 160. — Zwei Entwicklungsreihen des Keulenkopfes 161. — Verwandtschaft der Schlußstufe mit der sechskantigen durchlochten Streitart aus Felsgestein 164.	
Die Gräber der finno-Indogermanen. . . . .	166
Verinselbändigung der finno-indogermanischen Kultur während der Ganggrabzeit der Indogermanen 166. — Einzelerdgrab: Unter-	

	Seite
Boden-, Ober- und Oberstgräber 167. — Schnurbecher und seine Entwicklung 168. — Bernstein Schmuck 169. — Jütländische Streitärte aus Felsgestein, Entwicklung und Verbreitung 170. — Bootart 173. — Rautenart 174. — Jütländische Streitart mit Zylindernacken 174. — Schwedische Bootart 175. — „flache“ Streitart 175. — Sechskantige Streitart 177.	
Mondseekultur und Ursprung der Griechen . . . . .	177
Sechskantige und „flache“ Streitart erscheinen innerhalb des 8. Indogermanenzuges in Ostdeutschland, Polen, Österreich und hier in der Mondseekultur 177. — Tonware des Mondseestils 177 und des verwandten Laibacher Stils 178. — Derselbe Stil in Slawonien und Bosnien 180. — Mondseekultur = 11. Indogermanenzug = Urzelle des Griechenvolks 180. — Nordisches in mykenischer Kultur 181. — Rückströmungen aus Griechenland und dem Ägäikum nach Mitteleuropa 182. — Thessalien die Heimat der „Hellenen“ = 12. Indogermanenzug 182. — Illyrier in Griechenland vor den Griechen 183.	
Die doppelschneidige Streitart der Indogermanen . . . . .	184
Urtypus A 184. — Verflachung zu den Typen B, C, D 185. — Die sächsisch-thüringische und die ostdeutsche Spätform von D 186.	
Der siebente, dreizehnte und vierzehnte Indogermanenzug: Die sächsisch-thüringische Gruppe des schnurkeramischen Stils	186
7. Indogermanenzug: Vorstufe, Hochstufe, Spätstufe des schnurkeramischen Stils 186. — Starker finno-indogermanischer Zustrom seit der Hochstufe: Schnurverzierung, jütländischer Becher, vielkantige Streitart 187. — Sächsisch-thüringische Abart der Stufe D der indogermanischen doppelschneidigen Streitart 189. — Kein Fortleben der Kultur in die Bronzezeit hinein 191. — 13. Indogermanenzug: Ausbreitung der thüringischen schnurkeramischen Bevölkerung nach Südwestdeutschland und der Ostschweiz 191. — Dort Zusammentreffen mit der westeuropäischen Glockenbecherbevölkerung 192. — Zonenbecherbevölkerung am linken Rheinufer und in Holland siedelt im 14. Indogermanenzuge nach England über 192.	
Der zehnte Indogermanenzug: Die Oderschnurkeramische Gruppe . . . . .	193
Nordwestliche Abteilung an der unteren Oder: Schnurbecher und Henkeltasse 193. — Östliche Abteilung im gesamten Weichselgebiet und über Wolhynien bis nach Kiew: Schnurbecher, Mörserbecher, Henkeltasse 193. — Eine dritte Abteilung nimmt Südpolen, Schlesien, Böhmen ein; hier finden sich zum Übrigen noch hohe Henkelkrüge und Streitärte vom Jobtentypus 194. — In Schlesien deutlichste Fortsetzung der schnurkeramischen Kultur in die Aunetiger frühbronzezeitliche Kultur 196. — In Nordböhmen dichtestes und reichstes Auftreten der Aunetiger Kultur, die von hier aus Thüringen erobert 196.	
Anthropologie der Schnurkeramiker . . . . .	197
Die Elb-Saalegruppe zeigt in der Hauptsache mitteldeutschen Schädeltypus: langen, schmal elliptischen Grundriß, langes, hohes Gesicht mit breiter Nase, Flachschädel 197. — Ähnliche Verhältnisse bei der Oderschnurkeramischen Gruppe 198. — Dagegen bei der Aunetiger Be-	

völkerung wieder ein reinerer nordischer Typus: breit elliptischer Schädelgrundriß, gewölbte Seiten, schmales Hinterhaupt; doch meist Hochschädel 200. Seite

Ursprung der Italiker, Kelten, Illyrier . . . . . 201

Die heutige Sprachforschung kennt weder ein gesamt-italisches, noch ein gesamt-keltisches Urvolk, sondern setzt an den Anfang einen gälisch-(irisch-)latinischen und einen britannisch-sabellischen Stamm 202. — Ein Teil der Gälolater wandert nach Italien (die Latiner), später auch ein Teil der Britanno-Sabeller (die Sabeller); dann verbinden sich die zurückgebliebenen Gälolater und Britanner zu dem Volke der Urkelten 203. — Archäologisch stecken die Gälolater in der sächsisch-thüringischen Gruppe der Schnurkeramiker und die Britanno-Sabeller in der Oderschnurkeramischen Gruppe, die aber zugleich noch die Ur-Illyrier mitenthält 204. — Von den Schnurkeramikern Südwestdeutschlands und der Schweiz wandert ein Teil, die Latiner, nach Italien, der zurückgebliebene Teil, die Gälolater, verbindet sich mit den aus der illyro-britanno-sabellischen Gruppe in frühester Bronzezeit ausgeschiedenen Britannern in Südwestdeutschland zum Urkeltenvolke 205. — Die sprachliche Zweiteilung der Kelten archäologisch nicht zu verfolgen 206. — Die Sabeller wandern in mittlerer Bronzezeit über die Ostalpen nach Italien, bleiben dort getrennt von den Latinern 207. — Die den Sabellern eng verbundenen Ur-Illyrier wohnen seit Beginn der Bronzezeit in Ostdeutschland, in der Tschechoslowakei, im östlichen Österreich und nordwestlichen Südslowakei bis nach Bosnien hinein und überschweben von hier aus Griechenland, während der Teilstamm der Veneter über die Ostalpen nach Venetien wandert 207. — Kentum- und Satemstämme der Indogermanen 208.

Ursprung der Germanen . . . . . 210

Die zahlreichen Indogermanenzüge haben die indogermanische Urheimat an der Ostsee besonders stark entvölkert 210. — Die Finno-Indogermanen vollzogen nur eine einzige größere Auswanderung, die sie in der älteren Hälfte der Ganggrabzeit von Holstein an die Niederelbe und westwärts bis an die Grenzen Hollands führte; sonst haben sie noch an der Entstehung der beiden schnurkeramischen Gruppen Anteil gehabt 211. — Die indogermanisch bevölkerten Gebiete Jütlands und Schleswig-Holsteins am stärksten geschwächt: Jütland während der Dolmenzeit im Osten von Indogermanen dicht, im Westen von Finno-Indogermanen sehr dünn besiedelt; in der Ganggrabzeit das Verhältnis umgekehrt 212. — Die Ganggräber und Steinkisten Jütlands, sowie der Inseln Lolland und Falster zeigen in den obersten Schichten sehr oft finno-indogermanische Bestattungen mit Bechern, Streitäxten, Feuersteindolchen 213. — Ebenso enthalten die südschwedischen Ganggräber in den oberen Schichten Bestattungen finno-indogermanischer „Bootartkultur“ mit schwedischer Bandkeramik und Feuersteindolchen 214. — In Seeland dagegen wird die schöne Megalithkeramik bis in die obersten Schichten der überaus dicht gesäten Ganggräber fortgeführt 214. — Erst in der Zeit der jüngeren, mit abgesetztem Griff versehenen Feuersteindolche verfällt auch Seeland finno-indogermanischem Einfluß 215. — Grifflose und mit Griff versehene Feuersteindolche 215. — Vier Stufen der Griffdolche 217. — In Jütland alle Stufen dieser Dolche, in Seeland nur die Griffdolche vertreten 218. — Im Ostseeküstengebiet völlige



Verschmelzung der indogermanischen mit der finno-indogermanischen Kultur und Bevölkerung um 2000 vor Chr. 218. — Weitere Kennzeichen der Kultur dieser „Dolchzeit“ 218; Minderwertigkeit oder gar fehlen der Tonware 219. — Schleswig-Holstein verhält sich in diesem allen genau wie Jütland 219. — Einheitliche Kultur zum ersten Male in ganz Dänemark, Südschweden und den mittleren Küstengebieten Norddeutschlands zwischen Ems und Oder 220. — Die Verschmelzung von Indogermanen und Finno-Indogermanen ist der Ursprung des Germanenvolks 221. — Dies Germanengebiet deckt sich mit dem Germanengebiet der Periode II der Bronzezeit 222. — Dolchperiode ist zugleich Periode I der mitteleuropäischen Bronzezeit 222. — Finno-indogermanische Züge in der alten germanischen Bronzezeitkultur 222.

Seite

Sachregister (von E. Sneathlage) . . . . . 226

## Einleitung

Ein hervorragender deutscher Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts hat den Ausspruch getan: „Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Ursprung bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Wir sind heute noch, was wir gestern waren.“ Hat Heinrich von Sybel mit diesem Ausspruche recht — und welcher tiefer blickende Geist würde das nicht unbedingt bejahen —, so erwächst der Forschung aus dieser Erkenntnis die unabweisbare Pflicht, den Ursprüngen unseres Volkes, den leiblichen wie den geistigen, unablässig nachzugehen und sie womöglich zu voller Klarheit zu bringen. Sybel hatte aber nur die geschichtlichen Anfänge unseres Volkes im Auge, die von den Historikern mit dem Beginn schriftlicher Überlieferung, sei es durch einheimische, sei es auch nur durch fremde Zeugnisse, gleichgesetzt werden. Daß aber der Zufall des Beginns schriftlicher Überlieferung über ein Volk noch lange nicht mit seinem wahren Ursprung, mit dem Entstehen seines Volkskörpers, zusammenfällt, sondern daß die Forschung hier viel weiter ausholen, viel tiefer zurückgreifen muß — das ist eine Erkenntnis, die dem Germanenforscher schon seit manchen Jahrzehnten sich aufgedrungen hat.

Den Ursprung der Germanen zu ermitteln, ist ein Ziel gewesen, das zu erreichen schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Karl Müllenhoff eifrig bestrebt war, mein als Philologe, Sprach- und Geschichtsforscher gleich berühmter Lehrer und zugleich einer meiner Vorgänger in der Vertretung der germanischen Altertumskunde an der Berliner Universität. Er verknüpfte in geistvoll schöpferischer Weise den einheimischen stammeskundlichen Mythos der Germanen, über den die beiden Römer Plinius und Tacitus farge Andeutungen machen, mit den ebenso fargen Nachrichten des Tacitus über germanische Götterverehrung und kam hierbei zu der Ansicht, den Ursprung, gleichsam die Urzelle, der Germanen bei dem Hauptstamme der Sweben, den Semnonen, in der Mark Brandenburg gefunden zu haben. Dorthin seien die Germanen gekommen bei der großen gemeinschaftlichen Einwanderung der indogermanischen Völker aus Asien her und dort hätten sie sich aus der Gemeinschaft jener Völker gelöst und als Sondervolk eingerichtet. Sprachlich sei dies durch den Eintritt der sogenannten germanischen Lautverschiebung ge-

schehen. Mit dem Worte Lautverschiebung bezeichnet man jene Änderung der Artikulationsart fast aller germanischer Verschlusslaute oder Konsonanten gegenüber dem allgemeinen indogermanischen Lautstande, wonach z. B. die indogermanischen stimmhaften Medien b, d, g in die germanischen stimmlosen Tenuis p, t, k sich umbildeten, aus indogermanisch p, t, k dagegen germanisch f, þ (th), h (ch) wurde; man vergleiche lateinisch pater „Vater“ und germanisch fahar, lateinisch tres „drei“ und germanisch þri, griechisch τριων „Drei“ und germanisch hund. Gegen diesen letzten, sprachgeschichtlichen Punkt der Müllenhoffschen Vermutungen ist einzuwenden, daß bei Lösung eines Stammesteils vom Hauptstamme Sprachverschiedenheiten zwischen beiden Stammgruppen erst nach einer Reihe von Jahrhunderten allmählich sich einstellen können und auch einzustellen pflegen. Spuren davon, daß jene germanische Lautverschiebung noch nicht oder wenigstens noch nicht im gesamten Germanengebiete vollzogen worden war, treffen wir aber noch um 600 v. Chr., so daß wir anzunehmen berechtigt sind, ihre ersten Anfänge werden kaum älter sein als etwa das Jahr 1000 v. Chr. Diese Zeit wäre aber bei weitem zu spät für den Ursprung der Germanen.

Daß der auf Ausdeutung des germanischen Stammesmythos aufgebaute Teil der Müllenhoffschen Ansichten über den Ursprung der Germanen noch viel weniger haltbar ist, leuchtete mir schon in jungen Jahren ein. Bereits vor vier Jahrzehnten stellte ich mir die Ergründung dieser Ursprungsfrage als Lebensaufgabe. Ich erkannte bald, daß geschichtliche und geographische Altertumskunde und Sprachwissenschaft allein hierfür nicht ausreichten, sondern daß vor allem die heimische Archäologie, frühgeschichtliche wie vorgeschichtliche, nebst ihren Hilfswissenschaften: vor- und frühgeschichtliche Anthropologie und Geologie, zur Grundlage zu nehmen seien. Gleichzeitig war mir klar, daß die Vorgeschichte hier zu sicheren und bedeutenden Ergebnissen nur durch Bewältigung einer riesenhaften Stoffmasse archäologischer und anthropologischer Art gelangen könne. Diese Erkenntnis setzte ich in die Tat um, und so arbeite ich mit Hilfe aller der genannten Wissenschaften nun bald vierzig Jahre am Aufbau der vor- und frühgeschichtlichen Stammeskunde Europas, insonderheit Mittel- und Nordeuropas.

## 1. Ausbreitung der Germanen von 150 nach Chr. bis 1750 vor Chr.

Will man zum Ursprung der Germanen vordringen, so ist das nur auf eine einzige, von mir vor mehr als dreißig Jahren gefundene, sehr einfache Weise möglich. Man geht von dem frühesten geschichtlich überlieferten Ausbreitungsgebiet der Germanen aus und verfolgt seine teils gleichbleibenden, teils sich ändernden Grenzen Jahrhundert um Jahrhundert rückwärts, bis man an einen Anfang oder an ein Hindernis weiteren Rückschreitens gelangt. Die einzige Wissenschaft, die solch ein ununterbrochenes Rückschreiten ermöglicht, ist die vorgeschichtliche Archäologie. Und diese war vor dreißig Jahren gerade so weit gefördert worden, um nach dem Vorbild der schwedischen Forschung auch für Deutschland eine feste, in bestimmten Jahrhundertzahlen ausdrückbare, Zeitbestimmung ihres Periodengebäudes zu besitzen. Dazu schuf ich innerhalb jedes der größeren für Mitteleuropa von mir aufgestellten Zeitabschnitte eine erste Scheidung der einzelnen Kulturprovinzen dieses Gebietes.

Ich sah, daß die Kulturprovinzen Mitteleuropas in der jüngeren Steinzeit, d. h. etwa von 4000—2000 v. Chr., sehr zahlreich waren und unaufhörlich ihre Grenzen wechselten, daß andauernd alte Provinzen verschwanden, neue auftauchten. Ganz anders innerhalb der Bronzezeit, d. h. etwa 2000—750 v. Chr.: da vereinigten sich jene zahlreichen Provinzen zu drei großen Kulturgebieten. Es waren das: 1. ein westliches und südwestliches, das ich das keltische nenne; 2. ein östliches und südöstliches, das ich das illyrische nenne; und 3. als südwärts gerichteter Keil mitten zwischen beiden, von der Ems im Westen bis zur Oder und später bis zur Weichsel im Osten und nordwärts über Skandinavien sich fortsetzend: das germanische Gebiet.

Noch anders war es in der frühen Eisenzeit, d. h. von 750 v. Chr. bis um Christi Geburt: da erobern die Germanen das Illyriergebiet Ostdeutschlands und ganz Polens, ebenso das keltische Nordwestdeutschland bis nach Belgien hinein, schließlich das Mittelrheingebiet. Doch fehlt ihnen noch das ganze frühere Österreich und ebenso Süddeutschland. In sich selbst aber zeigen nun die Germanen einen offenkundigen kulturellen Gegensatz zwischen einem im Westen und in der Mitte Norddeutschlands angefessenen größeren Volksteile und einem in Nordostdeutschland und Polen angefessenen kleineren

Volksteile. Man nennt diese beiden großen Stammesgruppen, zwischen denen die untere Oder die Grenzscheide bildet, Westgermanen und Ostgermanen. Den Gegensatz von West- und Ostgermanen hatte die Sprachforschung schon vor langen Jahrzehnten festgestellt, jedoch erst für die Zeit des vierten Jahrhunderts nach Chr. aus der Sprache der gotischen Bibelübersetzung Wifilas nachweisen können, während die Archäologie erkannt hat, daß sein Entstehen schon in den Anfang des ersten Jahrtausends vor Chr. fällt, also fast anderthalb Jahrtausende früher.

Gehen wir noch einen kleinen Schritt abwärts, in das erste Jahrhundert nach Chr., so zeigt die Archäologie, daß um diese Zeit die Germanen Nähren und Böhmen hinzugenommen haben.

Um auf archäologischem Wege die einzelnen Völkerschaften aus der Gesamtheit der Germanen für ein bestimmtes Jahrhundert herauszuschälen zu können, brauchen wir eine vollständig ausgeführte Siedlungskarte dieses Zeitabschnittes, d. h. eine solche Karte, die sämtliche durch Altertumsfunde bezeugten Siedlungsstätten jener Zeit aufweist. Aus einer solchen archäologischen Siedlungskarte kann man die oft nur in unbedeutenden Erscheinungen voneinander abweichenden Kulturprovinzen des Gesamtgebietes in Umfang und Grenzen klar vorführen. Jede eigene, noch so kleine Kulturprovinz bedeutet aber einen eigenen Stamm. Schon länger arbeite ich an einer Karte der germanischen Siedlungsstätten des ersten Jahrhunderts n. Chr., habe sie aber leider für den Druck noch nicht ganz vollenden können, doch steht mir ihr Bild vor Augen.

Vergleichen wir nun das Ergebnis einer solchen noch unveröffentlichten Kultur- und Siedlungskarte etwa der ersten 150 Jahre n. Chr. mit den Nachrichten der griechisch-römischen Schriftsteller über die germanischen Stämme dieser Zeit, vor allem des Tacitus und des Ptolemaios, so stellt sich sowohl im Ganzen, als in den größeren Einzelheiten eine überraschende Übereinstimmung beider Quellenarten heraus. Nur daß die Archäologie die Grenzen der einzelnen größeren Völkerschaften weit bestimmter und klarer hervortreten läßt, als dies die Nachrichten der fremden Geschichtschreiber tun, die unbestimmter lauten und oft nicht genau den Zeitpunkt erkennen lassen, aus dem sie stammen und für den sie allein richtig gewesen sind. Betrachten wir zu dem Zwecke die um 150 n. Chr. von dem griechischen Astronomen und Geographen Ptolemaios entworfene Karte Germaniens, d. h. des Landes zwischen Ostsee nebst Nordsee und Donau einerseits, zwischen Rhein und Weichsel andererseits (Abb. I). Sie ist gefüllt mit einer solchen verwirrenden Überfülle von Völkerschafts- und Ortschaftsnamen, daß diese sich ganz unmöglich alle auf einer modernen Karte sinngemäß unterbringen lassen, zumal jene Namen, die sonst nirgends und auch in späteren Jahrhunderten niemals mehr genannt werden.





Beschränkt man sich darauf, nur die Völkernamen dieser noch sehr unvollkommenen Karte des Ptolemaios auf ein heutiges Kartennetz von Deutschland zu übertragen und fügt man noch die bei Ptolemaios nicht erwähnten Völkernamen hinzu, die Tacitus um 100 n. Chr. überliefert, so erhält man ein Kartenbild (Abb. 2), das zwar nicht ganz so verwirrend wirkt, wie die vollständige Ptolemaios-Karte, doch immer noch eine Menge von Namen enthält, die nur mit Not und Zweifel irgendwo unterzubringen sind. Freilich tritt dieser nachteilige Umstand auf der hier wiedergegebenen, übrigens schon vor Jahrzehnten hergestellten Karte nicht so deutlich hervor. Das liegt daran, daß ihr Verfasser sich sehr oft mit dem Kunstgriff geholfen hat, solche schwer unterzubringenden Namen als zweite oder gar dritte Namen von Völkern einzuzichnen, die gleichzeitig unter anderen, bekannteren Namen in der Karte aufgeführt werden. Durch solche Gleichsetzungen ist sein Kartenbild naturgemäß weit lichter geworden, als es eine getreue Wiedergabe der Überlieferung ermöglicht hätte. Doch ist es nicht zu billigen, wenn der Überlieferung auf solche Weise Gewalt angetan wird.

Die Archäologie dagegen beschäftigt sich nicht mit kleinen und kleinsten Stammesplittern, sondern weist überall nur größere Völkernamen nach und kann diese stets auch mit solchen Namen gleichsetzen, die später noch, in der Zeit der germanischen Völkerwanderung, eine Rolle spielen. Das zeigt gerade jene erwähnte noch unveröffentlichte Karte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Als schwachen Ersatz für jene vollständige Siedlungskarte führe ich eine solche aus genau derselben Zeit vor (Abb. 3), die jedoch nur die Waffenfunde angibt und daher überall dort, wo die Bestattungssitte die Beigabe von Waffen in das Mannesgrab verbietet, leere Gebiete aufweisen muß: so in Westpreußen, Pommern, Hannover. Ein solcher vorläufiger, unvollkommener Ersatz soll nur die Möglichkeit ungefährender Veranschaulichung dessen bieten, was die eigentliche Siedlungskarte lehrt.

Diese zeigt, daß es sich bei den Ostgermanen nur um sechs größere Stämme handelt; von Süden nach Norden gezählt: 1. eigentliche Wandalen in Schlesien östlich der Oder, in Südposen und in Süd- und Ostpolen samt Galizien nebst silingischen Wandalen in Schlesien westlich der Oder; 2. Burgunden in Mittel- und Nordposen und Nordwestpolen; 3. gotische Gepiden in ganz Westpreußen und im östlichen Sinterpommern; 4. eigentliche Goten am Frischen Haff und im ostpreussischen Samland; 5. Rugier im westlichen Sinterpommern; 6. Lemnier in Vorpommern und Rügen.

Alle diese Stämme sind kulturell durchaus andersartig, als die Westgermanen, sowohl in ihren Bestattungssitten, als in der Gestalt ihrer Geräte, ihres Schmucks und ihrer Tongefäße. Aber auch unter sich bieten die einzelnen ostgermanischen Stämme nach denselben



Seiten hin ganz verschiedene Kulturbilder. So sind die Nordstämme, besonders die Gepiden und Goten Meister in der Formgebung der Gewandnadeln (Sibeln), von denen nur je eine aus der Gruppe der

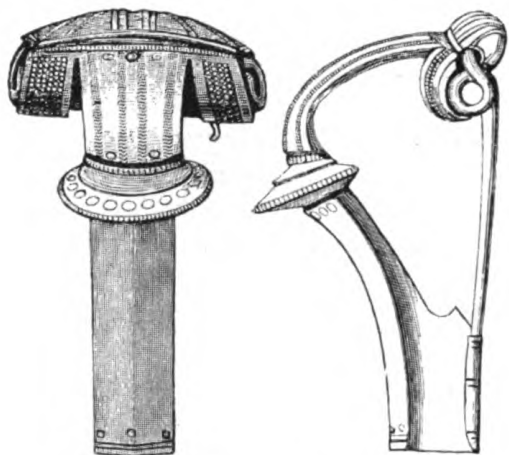


Abb. 4 a, b  $\frac{1}{1}$ . Westpreußen.  
1. Jahrh. nach Chr. Silber.

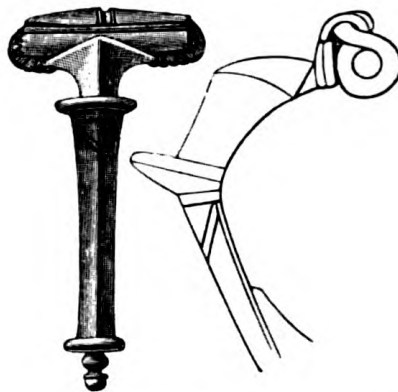


Abb. 5 a, b  $\frac{1}{2}$  u.  $\frac{1}{1}$ . Ostpreußen  
Bronze; um 100 nach Chr.

Sibeln mit Kollenkappe, d. h. mit einem unter die federnde Spiralrolle auf beiden Seiten sich legendem Deckblech (Abb. 4), und aus der Gruppe der sogenannten stark profilierten Sibeln, diese besonders reizvoll im Aufbau (Abb. 5), vorgeführt werden mag. Dagegen sind



Abb. 6.  $\frac{1}{5}$ .  
Neudorf, Kr. Breslau.

wiederum die Südstämme, besonders die Wandalen, Meister in der Schöpfung gefällig geformter und geschmackvoll verzierter Tongefäße. Bei ihnen allein findet sich das in Linien gezogene und oft noch mit Punktierung oder Schrägstrichelung gefüllte Mäanderband, das mit seiner weißen Füllung auf der glänzend schwarz gehaltenen Gefäßwand äußerst wirkungsvoll sich ausnimmt (Abb. 6, 7). Selbst in einem so unscheinbaren Gerät, wie dem Reitersporn, unterscheiden sich Ost- und Westgermanen scharf. Jene halten an der Form des im ersten Jahrhundert v. Chr. in Mitteleuropa erfundenen Knopf-

sporns — so genannt, weil sein Bügel beiderseits in einen Knopf endigt — auch in den späteren Jahrhunderten streng fest (Abb. 8, 9), während die Westgermanen etwa um Christi Geburt die Knopfform durch Verflachung und flügelartige Verbreiterung der vorher stab-

förmigen Bügelarme und unter Ersatz der Endknöpfe durch eingeschmiedete Nietköpfe zu der Form des Stuhlsorns umbilden (Abb. 10—12).



Abb. 7. Pöpelwitz, Kr. Breslau. 2. Jahrh. nach Chr.

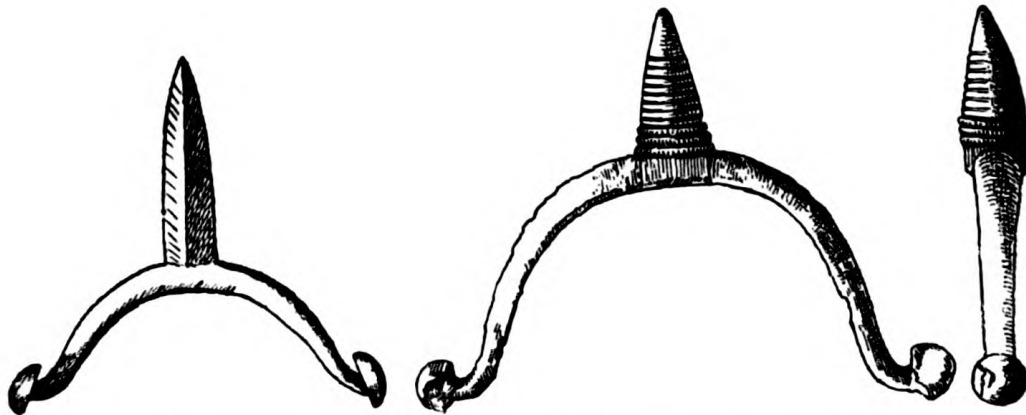


Abb. 8.  $\frac{2}{3}$ . Prov. Posen  
(nach Jahn).

Abb. 9 a, b,  $\frac{2}{3}$ . Ostpreußen (nach Jahn).  
1. Jahrh. nach Chr. Breit- und Schmalseite.

Bei den Westgermanen kann man auf Grund der archäologischen Karte des ersten Jahrhunderts n. Chr. deutlich die drei geschichtlich bezeugten Stammesbünde scheiden: Irminonen, Ingwäonen und Istwäonen.

Die Irminonen sind die swebischen Elbgermanen, die sich vom Leithagebirge Niederösterreichs über Mähren und Nordböhmen im

gesamten Elbgebiet abwärts bis nach Ostholstein erstrecken. Sie sind deutlich geschieden in fünf größere Stämme; von Süden nach Norden gezählt 1. Quaden in Mähren; 2. Markomannen in Böhmen; 3. Hermunduren im Süden der Provinz Sachsen und im Nordwesten des Freistaats Sachsen; 4. Semnonen in Altmark und Nordwestbrandenburg; 5. Langobarden in Nordosthannover, Ostholstein und Westmecklenburg.

Auch die swebisch-irminonischen Elbgermanen sind durch bezeichnende Züge in deutlichster Weise gegen die Ostgermanen, in weit geringerem Maße aber auch gegen die übrigen Westgermanen kulturell geschieden. Wie für die Wandalen sind auch für die Elbgermanen



Abb. 10.  $\frac{3}{4}$ . Mecklenburg. 1. Jahrh. nach Chr.

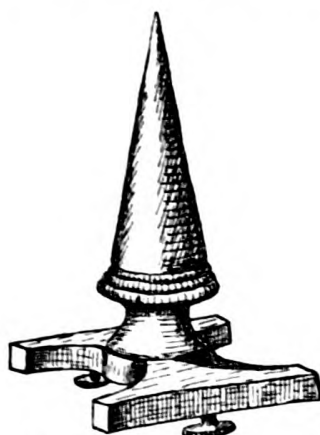


Abb. 11.  $\frac{1}{2}$ . Mecklenburg. 1. Jahrh. nach Chr.



Abb. 12.  $\frac{1}{2}$ . Sinterpommern. Ende des 2. Jahrh. nach Chr.

Mäanderurnen ein untrügliches Zeugnis. Während aber die Wandalen, wiederum zäh konservativ wie im Falle der Sporen, an dem schon im ersten Jahrhundert v. Chr. bei ihnen, wie bei den Elbgermanen aufgekommenen Linienmäander festhalten, entwickeln die Elbgermanen seit Christi Geburt sowohl andere Muster des Mäanders, als auch führen sie diese Muster technisch anders aus, indem sie zu der verbesserten Weise der Rädchen-technik fortschreiten. Es entstehen so nicht mehr vollgezogene, sondern nur punktierte Linien (Abb. 13).

Ebenso zeigen sich eigene Abarten der Sicherheitsnadeln (Sibeln) bei den Elbgermanen. Auch sie besitzen, neben anderen Sibelgruppen, solche mit zweilappiger Kollenkappe, ähnlich wie die Ostgermanen; aber ein nie täuschender Unterschied fällt hier sofort auf zwischen ost- und westgermanischen Erzeugnissen. Die unter dem Oberteil der Sibel, dem Bügelkopf, befindliche Spiralkolle wird nämlich in dieser Zeit stets so hergestellt, daß der Spiraldraht zuerst auf der linken Seite des Bügelkopfs von der Mitte her nach außen hin gerollt wird, dann in langgestreckter Bahn über den Bügelkopf hin-

weg auf die rechte Seite hinübereilt und hier umgekehrt von außen nach innen, zur Mitte hin, gerollt wird, um dort in die nach unten



Abb. 13. Nienbüttel, Prov. Hannover.

gerichtete Nadel überzugehen. Den Teil des Spiraldrahts, der vom linken Außenende zum rechten Außenende der Spiralkolle überspringt, nennt man die Sehne. Damit nun diese Sehne beim Gebrauch der Gewandnadel sich nicht verbiegt, wird sie durch einen aus dem Bügelpopf hervorstwachsenden Haken in ihrer Lage festgehalten. Dieser Haken ist bei der westgermanischen Gruppe der Rollenkappen-

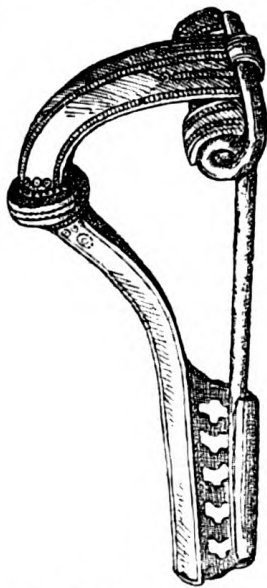


Abb. 14.  $\frac{1}{1}$ . Jütland.  
Beginn des 1. Jahrh. nach Chr. Silber.

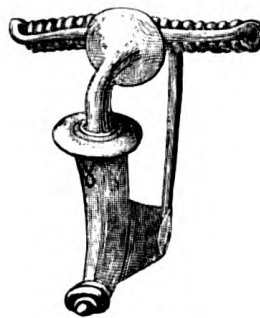


Abb. 15.  $\frac{1}{1}$ .  
Prov. Hannover. Silber

fibeln stets schmal und kurz (Abb. 14), bei der ostgermanischen Gruppe wird er zu einer die Rolle in ihrer ganzen Länge bedeckenden Hülse (Abb. 4). Ganz ähnlich unterscheiden sich west- und ostgermanische

Sicherheitsnadeln der stark profilierten Gruppe durch Haken (Abb. 15) und durch Hülse (Abb. 5). Von den Unterschieden zwischen west- und ostgermanischen Sporen war bereits die Rede.

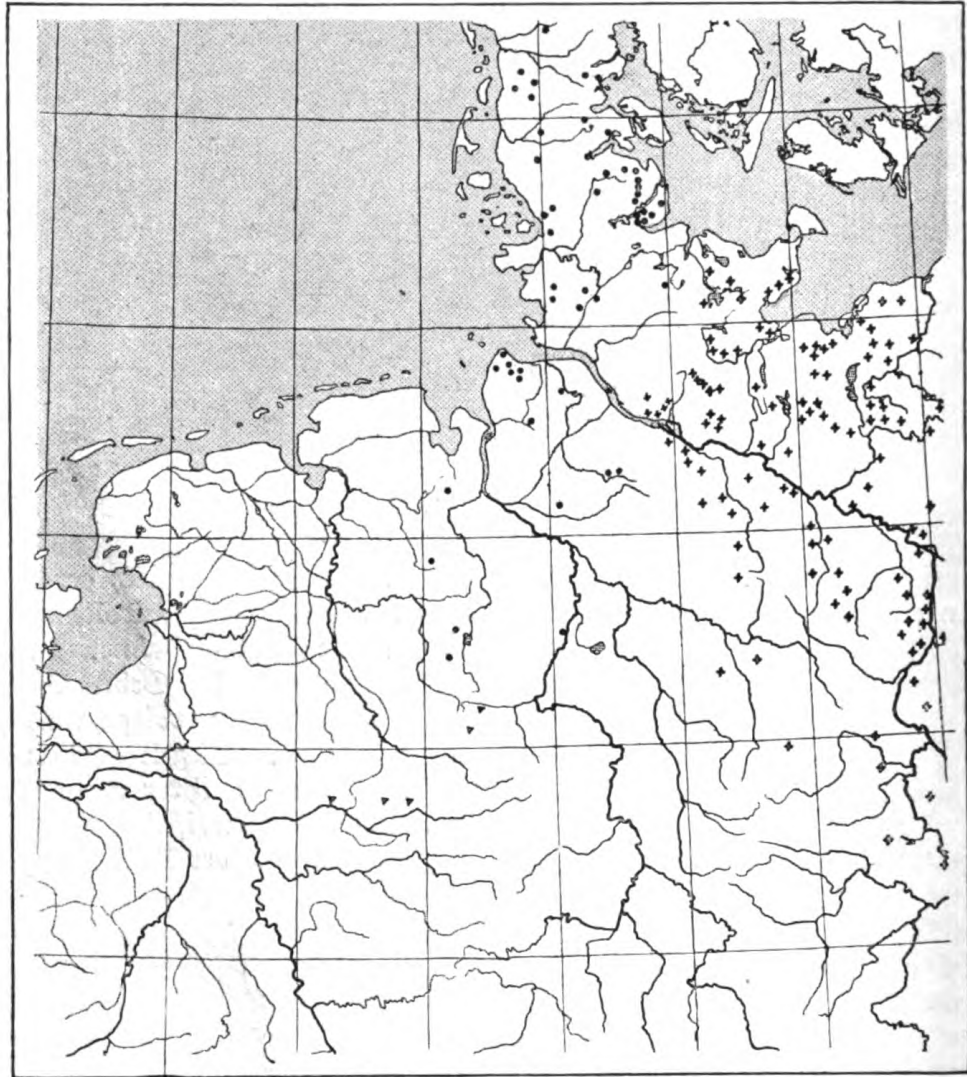
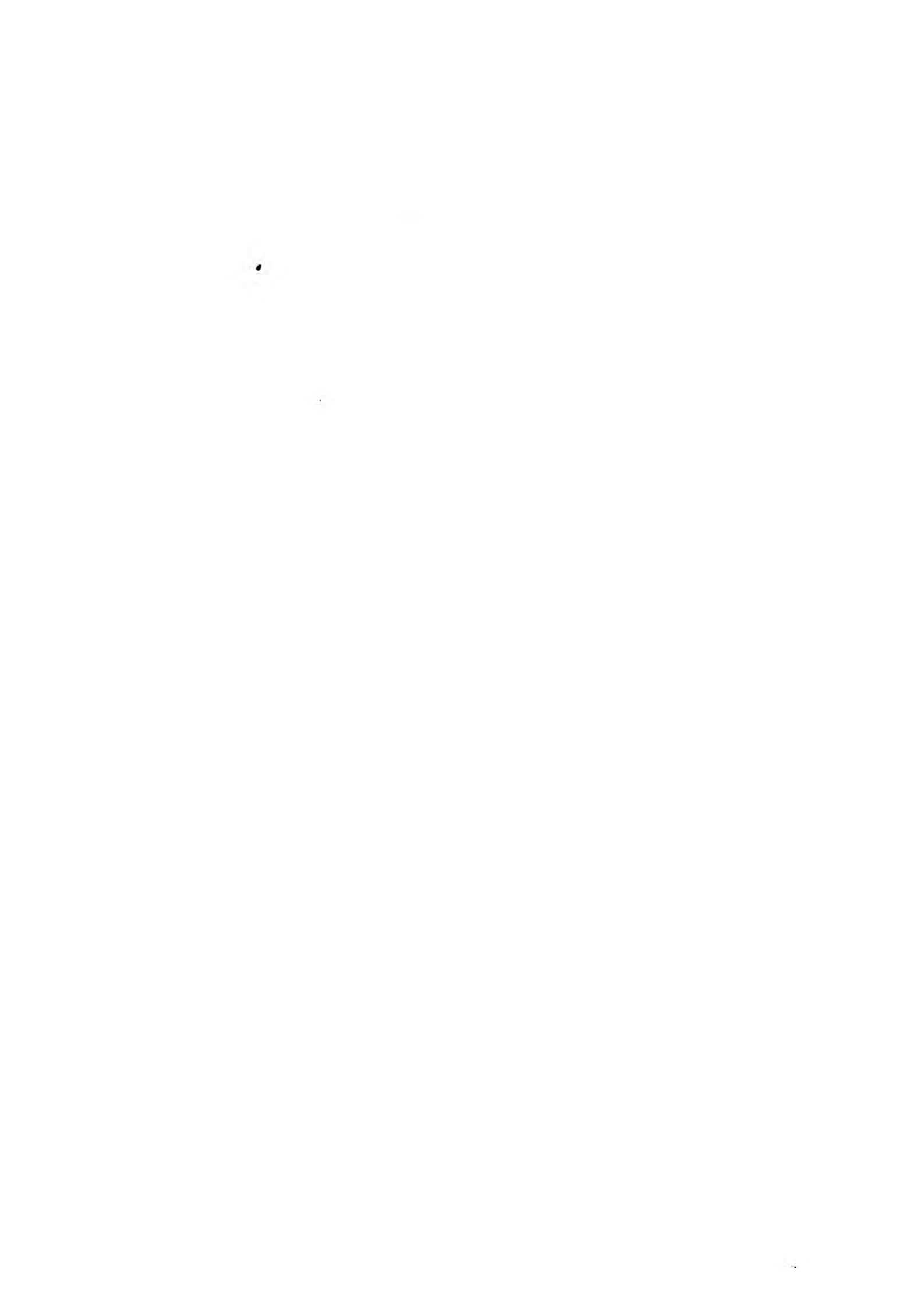


Abb. 16. Germanische Siedlungen des 1. und 2. Jahrh. nach Chr. in Nordwestdeutschland (nach Plettke).

Um nun von dem Irminonenbunde zu den anderen Westgermanen fortzuschreiten, betrachten wir eine archäologische Sonderkarte der Siedlungen Nordwestdeutschlands im ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. (Abb. 16). Sie enthält vom svebisch-irminonischen Bereich nur den nördlichsten Teil, das Langobardenland. Ein Vödlingsgebiet trennt nach germanischer Sitte, von der ja Cäsar berichtet, in Holstein die irminonischen Langobarden Ostholsteins, deren





Siedlungen durch Kreuze bezeichnet sind, von dem hier beginnenden Ingwäonenbunde, dessen Siedlungen Kreise kennzeichnen. Nordwärts bis an diese Ödlandsgrenze erstreckt sich in dichter Häufung das Gebiet der elbgermanischen Urnen, die mit dem in Rädchen-technik ausgeführten Näänder geschmückt sind. Sobald wir über die Ödlandgrenze in das Gebiet der Ingwäonen eintreten, hören diese Näänderurnen auf und machen einer ganz andersartigen Tonware Platz. Zu den Ingwäonen gehören zunächst die Sachsen in Westholstein; 2. nördlicher, durch ein wüstes Gebiet nördlich der Eider von den Sachsen getrennt, die Angeln, deren Gebiet in Südschleswig noch heute das Land Angeln heißt; 3. in Nordschleswig, Südjutland und Sünen der Stamm der Warnen; 4. in Mittel- und Nordjutland die Jüten. — Westlich der Elbe an der Nordseeküste bis zur Emsmündung erstreckt sich 5. das Land der Chauken, das sowohl im ersten Jahrhundert vor Chr., wie im dritten bis vierten Jahrhundert nach Chr. dichte Besiedlung aufweist, im ersten bis zweiten Jahrhundert nach Chr. aber, offenbar infolge starken Drängens des Stammes nach Westen, auffallend dünn bevölkert ist. — Auch südlich der sehr unruhigen, kriegerischen Chauken erscheint das Land äußerst lückenhaft besiedelt; da wohnten 6. die Angrivarier, deren Name im heutigen Engern fortlebt, westlich der Weser.

Noch weiter südwestlich beginnt der westlichste der drei westgermanischen Bünde, der Istwäonenbund. Zu diesem müssen auch schon die Brukterer, zu beiden Seiten der oberen Ems wohnhaft, gehört haben, obwohl die Geschichte darüber nichts meldet. Ihre Wohnorte sind auf der Karte (Abb. 16) durch Dreiecke bezeichnet. Die istwäonischen Germanenstämme des rechten Rheinuferes können, wenn man nur den geschichtlichen Nachrichten folgt, überhaupt nicht sicher eingezeichnet werden: sie haben zweifellos infolge andauernder Störungen durch die am Rhein aufgestellte römische Besatzung ihre Sitze oft verlassen. Leider zeigt sich hier auch der gebirgige Boden der archäologischen Forschung wenig zugänglich. Nicht verschwiegen werden darf aber außerdem, daß die rheinische Bodenforschung in echt deutscher einseitiger Verbohrtheit ein Jahrhundert lang nur den Spuren der Römer, ihren Villen, Straßen, Kastellen, dem Limes-Grenzwall, kurz alledem, was man mit dem so schön klingenden Namen „Römisch-Germanisch“ bezeichnet, nachgegangen war, alle germanischen Funde aber mit völliger Verachtung behandelt hatte, ein Unfug, der erst in neuester Zeit zu einem kleinen Teile abgestellt worden ist. — Immerhin zeigt die Waffenkarte des ersten bis zweiten Jahrhunderts nach Chr. (Abb. 3) eine Anzahl germanischer Fundorte auch am rechten Rheinufer und im Moselgebiete. — Stärkere germanische Ansiedlung finden wir jedoch erst am Mittelrhein, wo aber nicht mehr Völkerschaften des Istwäonenbundes wohnten, sondern swebische Stämme. Wie die Waffengräberkarte des ersten



Jahrhunderts vor Chr. angibt (Abb. 17), hatten sich diese Main-  
sweben schon um 100 vor Chr. von dem swebischen Hauptstamme  
an der Elbe gelöst und waren durch Thüringen und Kurhessen zu-  
nächst nach der oberhessischen Wetterau gezogen — ich nenne nur  
die große Siedlung in Bad Nauheim unterhalb der Nordostecke  
des Taunus, auf der Karte hervorgehoben durch Umkreisung des  
Punktes — um dann alsbald weiter über Rheinbessen, Hessen-Star-  
kenburg, Rheinpfalz und Unterelsaß sich auszudehnen. Einen Namen  
von weltgeschichtlicher Bedeutung errang sich hier zu Cäsars Zeiten sein  
gefährlicher Gegner, der Swebenfürst Ariovist, der die Gesamtheit



Abb. 18. Etwa  $\frac{1}{4}$ . Lindau,  
Kr. Zerbst, Anhalt.

der Germanen am linken Ober-  
rheinufer unter seiner Herrschaft  
vereinigte und dessen Sitz wahr-  
scheinlich die Wangionenhauptstadt  
Worms war.

Archäologisch wird der Weg der  
Auswanderung der Elbsweben nach  
dem Mittelrhein bezeugt durch das  
Vorkommen gewisser feintoniger,  
dünnwandiger, hartgebrannter Ge-  
fäße von guter Drehscheibenarbeit.  
Sie sind in ihrem Aufbau schön ge-  
staltet und am Oberteil durch flach  
gewölbte Wülste gegliedert, die

wieder durch Furchen oder durch ganz schmale Wülste voneinander ge-  
trennt sind. Der teils scharfe, teils matte Glanz tiefschwarzer Färbung  
des Tons bildet meist den einzigen Schmuck der Wandung; sonst sind  
Verzierungen höchstens noch in der Weise hergestellt worden, daß glän-  
zend polierte Linien eingestrichen sind, die sich aus dem matteren  
Grunde wirkungsvoll abheben (Abb. 18—20). Diese vorgeschrittene  
gedrehte Tonware der Sweben Mitteldeutschlands kennen weder die  
nördlicheren Sweben von Mittel- und Niederelbe, noch die anderen  
Westgermanen und ebensowenig die Ostgermanen, mit Ausnahme  
einiger ganz seltener bei den Wandalen erscheinenden Fälle. Es ist  
keine Frage, daß diese Tonware unter dem Einfluß der im südlichen  
Thüringen und in Nordböhmen damals noch ansässigen keltischen Be-  
völkerung bei den ihnen benachbarten Germanen emporgekommen ist.  
Doch läßt sich die germanische Ware durch gewisse Besonderheiten der  
Formgebung von der verwandten keltischen unterscheiden, ein Be-  
weis auch, daß jene germanische Ware nicht etwa bloß durch den  
Handel von keltischer Seite herübergekommen, sondern einheimische  
Arbeit ist. Sehr zahlreich erscheinen nun solche schönen Gefäße,  
namentlich im letzten Jahrhundert v. Chr., in dem langgestreckten  
Gebiete von der Mittelelbe bei Bodenbach her durch Staat und  
Provinz Sachsen nebst Thüringen nach Hessen-Nassau und Rhein-

hessen, sowohl in Gräbern wie auf Ansiedlungen, und bezeugen das Vordringen der Elbsweben auf diesem Wege.

Während die ungemein starke Kulturhinterlassenschaft der Main- und Mittelrhein-Sweben in Oberhessen und Rheinhessen von dich-



Abb. 19 und 20. Etwa  $\frac{1}{5}$ . Wiesbaden.

tester Besiedlung dieser Landstriche zeugt, wird sie in der Rheinpfalz sehr spärlich, um dann im Unterelsaß nur noch ausnahmsweise zu erscheinen. Doch konnte ich bereits vor zwei Jahrzehnten hinweisen auf den Bügel einer Bronzesibel der Spätlatènezeit aus einem Grabe bei Niedermodern, am Zusammenstoßpunkte der Kreise Zabern, Sagenau und Straßburg gelegen (Abb. 21). Dieser Sibelbügel trägt zwei Kugelerhöhungen mit eingetieften Kreuzen, die mit „Blutemail“ gefüllt sind. Derartige Sibeln sind sonst nur aus dem swebischen Nordbrandenburg, Mecklenburg-Strelitz und Vorpommern bekannt und so erweist die Sibel von Niedermodern mit voller Sicherheit den Zusammen-

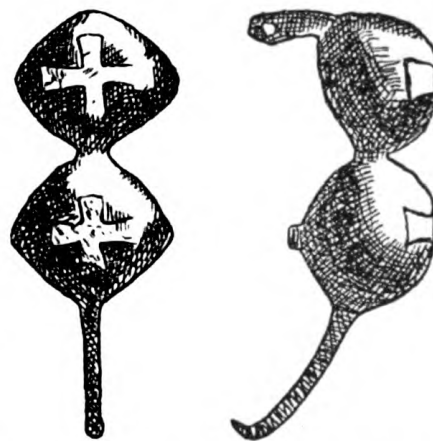


Abb. 21.  $\frac{3}{4}$ . Niedermodern bei Sagenau.

hang der unterelsässischen Swebenbevölkerung mit der Urheimat der Sweben.

Über die Geschichtsquellen hinaus kann die Archäologie noch die Siedlungen der nur aus ein paar römischen Inschriften erschlossenen Neckarsweben aufweisen, besonders stark für das erste Jahrhundert nach Chr., wie die Wassenkarte dieses Zeitabschnittes

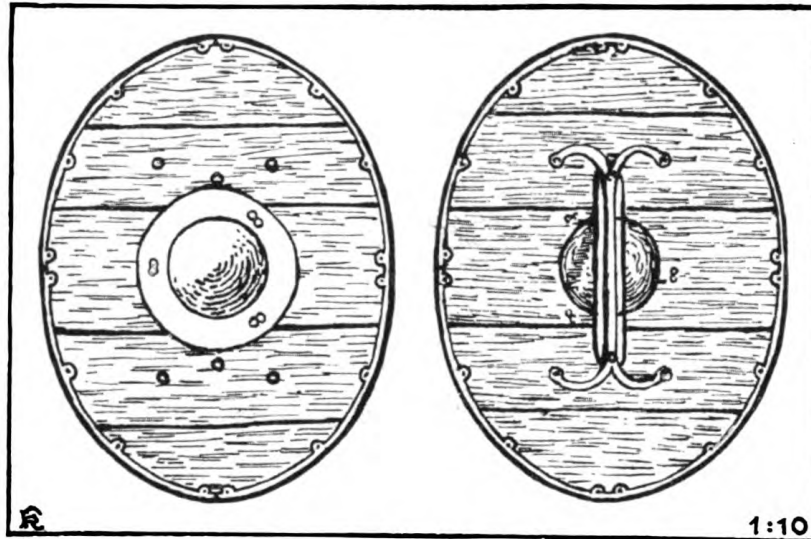


Abb. 22. Feudenheim Bez.-M. Mannheim, Baden, nach K. Schumacher, (ergänzt von G. Kossinna).

(Abb. 3) veranschaulicht. In noch weit höherem Maße als bei den Main- und Rheinsweben läßt sich bei den Neckarsweben aus dem Gräberinhalte kulturelle Übereinstimmung mit dem Ausgangslande erkennen. Sie besitzen, soweit sie nicht durch nordgallisch-römische

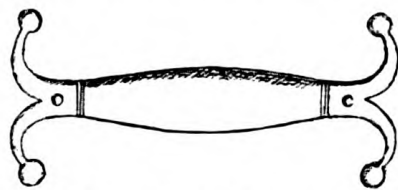


Abb. 23.  $\frac{1}{3}$ . Köpersdorf, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg.

Verührungen beeinflusst sind, was wesentlich nur, aber auch nur teilweise, in der Tongefäßware der Fall ist, noch eine fast rein elbswebische Zivilisation. Das zeigen die Kollenkappen-Sibeln, die Trinkhornbeschläge, die Schnallen mit eingerollten Bügelenden, die halbmondförmigen Kasiermesser, Scheren und geschweiften Stielmesserchen, vor allem aber die Waffen: die kleine Streitart, die schmalen, scharfen Lanzenspitzen („Framea“) und der kleine Kreisrunde oder ovale, aus schmalen, dünnen Brettchen zusammengesetzte und durch bronzene Randbeschläge zusammengehaltene Schild, in dessen Mitte vorn der eiserne Schildbuckel sitzt, der den rückwärts darunter befindlichen Griff und die diesen umfassende Linke des Kriegers schützen soll (Abb. 22). Der den stabförmigen Holzgriff

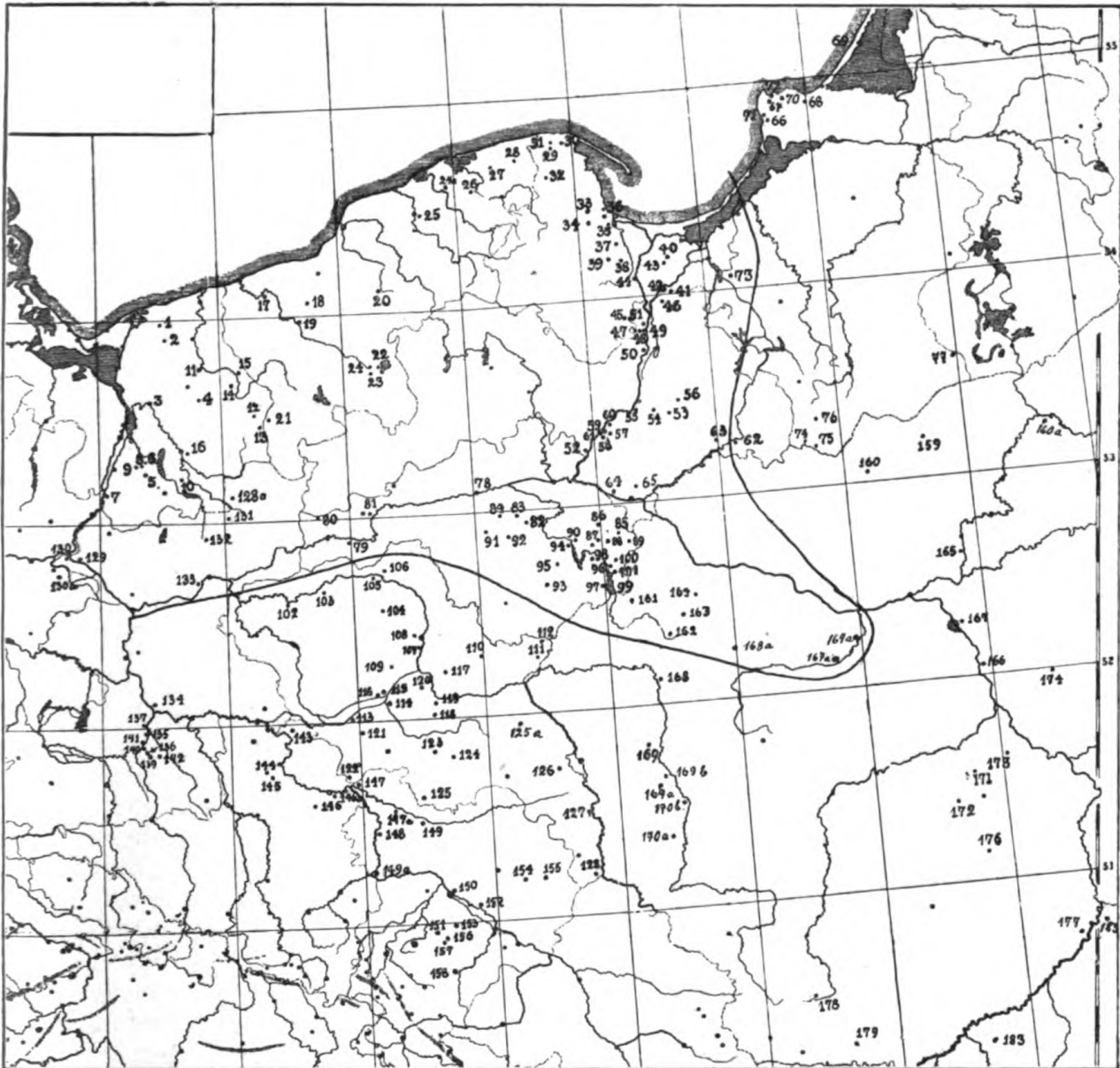


Abb. 24. Siedlungen der Ostgermanen während des I. Jahrhunderts vor Chr. (nach Kostrzewski).

Die dickere Linie bezeichnet die Grenze des burgundisch-rugischen Gebiets (im Norden) und des wandalischen Gebiets (im Süden und Osten).



sichernde eiserne Beschlag, die sog. Schildfessel, hat einen bandförmigen, langen Mittelteil, dessen Enden sich in je zwei nach außen gebogene Äste spalten. Diese seltene Schildfesselform ähnelt durchaus einem in der Uckermark gefundenen Stücke (Abb. 23), das aus etwa fünfzig Jahre älterer Zeit stammt, also eine Vorläuferart für die Schildfessel vom Neckar darstellt.

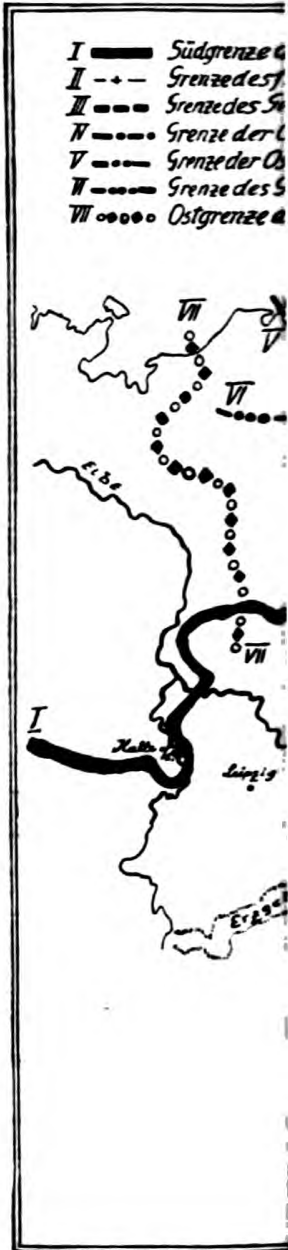
Ich muß mir in diesem ersten, rasch vorwärtseilenden und mehr nur einleitenden Teil dieser Schrift es versagen, die archäologischen Belege für meine Aussagen, die Funde als Grundlage für die Abgrenzung der Kulturprovinzen, weiterhin auch nur mit Worten so eingehend zu schildern oder gar im Bilde vorzuführen, wie es eine Sonderdarstellung dieses Gesichtspunktes verlangen würde. Man könnte heute hier schon recht ausführlich werden und viele neuen Ergebnisse der archäologischen Forschung mitteilen. Indes muß das bisher Vorgeführte hier als Beweis dafür ausreichen, daß wir erst durch die archäologische Fundkarte in die Lage kommen, die Nachrichten über die Sige und den genauen Umfang des Gebietes der einzelnen germanischen Völkerschaften in frühgeschichtlicher Zeit volle Klarheit zu gewinnen. Sie bietet nicht nur ein getreues Spiegelbild, sondern ein bestimmteres und berichtigtes Abbild der frühgeschichtlichen Nachrichten über den gleichen Zeitraum. Schon im Jahre 1911 verfaßte ich eine kleine Gelegenheitschrift über „die Herkunft der Germanen“, worin ich im ersten Teile die Methode meiner siedlungs- und kulturarchäologischen Forschung ausführlich auseinandersetzte. Diese Forschungsweise befähigt uns, aus der frühgeschichtlichen in die vorgeschichtliche Zeit hinaufzusteigen und nach strengen Gesetzen auch hier Völkerschaften zu erkennen. Leitender Grundsatz ist hierbei: streng umrissene, scharf sich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- oder Stammesgebieten zusammen. Und dieser Grundsatz steht um so fester, als er auch für spätere geschichtliche Zeiten der Germanen und ebenso für viele andere Völker des vorgeschichtlichen Europas mit gleichem Erfolge sich durchführen läßt. Nach dieser meiner Methode habe ich im zweiten Teile der eben genannten Schrift das Germanengebiet Schritt für Schritt in allen seinen Teilen zurückverfolgt, soweit es mit Hilfe meiner Methode möglich war. Ich gelangte dabei bis in den Beginn der Periode II der Bronzezeit, d. h. etwa bis 1800 v. Chr. — Diese äußerst knapp gehaltene Darstellung soll hier in etwas breiterer Form erneuert werden. Es erscheint dies um so mehr angebracht, als manche neuen, bisher unbekanntem Tatsachen und Gesichtspunkte hierbei zutage treten werden.

Gehen wir zunächst vom ersten Jahrhundert nach Chr. zurück ins erste Jahrhundert vor Chr., so zeigt eine Karte der ostgermanischen Siedlungen dieses Zeitabschnittes (Abb. 24), daß jetzt weder Goten in Ostpreußen, noch Gepiden im Weichselgebiet mehr

erscheinen: beide wohnten damals noch in Mittelschweden im Östergötaland und Westergötaland, ihrer Urheimat, von wo sie erst um Christi Geburt nach der Weichselmündung übersiedelten. Vielmehr haben wir es an der Weichsel wie im Hauptgebiete Sinterpommerns jetzt fast nur mit Burgunden zu tun, deren Gebiet durch die kräftige Bogenlinie ost- und südwärts begrenzt wird. Nur das Weichselmündungsdelta und das östliche Sinterpommern nehmen Rugier ein. Das ganze übrige Gebiet östlich und südlich der Burgundengrenze ist Wandalenland. Für die Siedlungen der Wandalen in Polen entspricht diese Karte freilich nicht mehr unserer heutigen erweiterten Kenntnis.

Bleiben wir vorläufig bei den Ostgermanen, so zeigt ein Vergleich der beiden östlichen Linien VI und III meiner neuen Karte über die wechselnden Grenzen der Ostgermanen (Abb. 25), daß die Ostgrenze der Ostgermanen nicht erst seit dem dritten bis vierten Jahrhundert nach Chr., sondern schon im ersten Jahrhundert vor Chr. östlich des Buglaufs in Polen lag. Für den noch weiter zurückliegenden Teil der früheren Eisenzeit, von 750—150 v. Chr., stellt sich das waagrecht linierte oder gestrichelte Gebiet zu beiden Seiten fast des gesamten Weichsellaufs als kulturell völlig einheitliches dar: es wird durch die Sitte kleiner Steinkistengräber und durch eigenartige Urnen gekennzeichnet, die in ihrer Oberhälfte einen menschlichen Oberkörper nachbilden, sog. „Gesichtsurnen“. Es fehlen hier außer den Goten nunmehr auch die Burgunden und die Rugier, von denen erstere, die Burgunden, damals noch auf Bornholm und Südschweden, die Rugier noch in ihrer südwestnordwegischen Heimat saßen. Übrig bleiben für dieses große Siedlungsgebiet jetzt ausschließlich die Wandalen oder ihre Vorfahren, die man zu leichter Unterscheidung von jenen Nachfahren mit einem von Plinius überlieferten Namen „Wandilier“ zu nennen pflegt. Es sind schon richtige Ostgermanen, aber noch wenig gemischt mit zuströmender nordgermanischer skandinavischer Bevölkerung, die, wie wir schon hörten, erst später anlangte: Rugier, Burgunden, zuletzt Goten, und dann ein Hauptmerkmal ostgermanischen Volkstums wurde.

Schreiten wir nun über die Grenze der frühen Eisenzeit rückwärts in die Schlussperiode der Bronzezeit, ihre 5. Periode, die von 1000—750 v. Chr. fällt, so sehen wir die Südgrenze der Gesamtgermanen in Ostdeutschland durch die dick aufgetragene Linie I bezeichnet. Wir lernen daraus, daß die ostgermanischen Wandilier damals weder Schlesien noch Posen schon erobert hatten, daß aber ihr Gebiet nach Westen hin etwas weiter sich erstreckte, als in der unmittelbar folgenden frühen Eisenzeit. Denn ihre Westgrenze lag damals, wie es erst ums Jahr 100 nach Chr. von ihnen wieder erreicht wurde — und zwar trotz aller riesenhaften Ausdehnung nach Südosten bis ans Schwarze Meer erreicht wurde —: ihre Westgrenze,



Rösinna, Germanen.

ar  
en  
er  
ig  
en  
  
ft  
  
is  
m  
er  
ft  
t,  
n  
is  
st  
et  
  
te  
  
is  
is  
  
is  
en  
i,  
er  
:  
h  
o  
e  
e  
y  
b  
  
i  
i  
-  
i  
e  
-  
)



0  
1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99

sage ich, lag an der unteren Oder, so daß die Ostgermanen ein zwar schmales, aber ziemlich langgestrecktes Siedlungsgebiet ihr Eigen nennen konnten. — Sehr wichtig ist für die Periode V der Bronzezeit der Umstand, daß jetzt die ersten Anzeichen kultureller Ablösung der Ostgermanen von der Gesamtheit der norddeutschen Germanen bemerkbar werden.

Ehe wir die Verhältnisse der Bronzezeit weiter betrachten, sei erst noch der Westgermanen in der frühen Eisenzeit gedacht.

Wir wissen bereits, daß ums Jahr 100 v. Chr. die Elbsweben das gesamte Sessen-Darmstädtische Land nebst Rheinpfalz und unterem Neckargebiet eroberten. Und im Mosel- und Saargebiet hatte sogar schon hundert Jahre früher eine germanische Oberschicht die Herrschaft über das keltische Trevererland an sich gerissen. Vor dieser Zeit, d. h. zwischen 750 und 100 v. Chr., waren jedoch die Westgermanen hier erst wenig über die Grenzen hinaus vorgedrungen, die sie bereits am Ende der Bronzezeit, d. h. zwischen 1000 und 750 v. Chr., erreicht hatten und die durch die Linie V meiner Bronzezeitkarte bezeichnet wird (Abb. 52).

Nur an zwei Stellen sind demgegenüber wesentliche Fortschritte in der frühen Eisenzeit zu verzeichnen.

Einmal rücken die Elbgermanen südostwärts im oberen Elbgebiet bis an die Pforte des Elbdurchbruches bei Tetschen-Bodenbach hinein vor.

Der andere Punkt germanischen Vordringens liegt an der Mündung der Lippe in den Rhein, wo übrigens neuerdings Funde gemacht worden sind, auf Grund deren die Linie V (Abb. 52) ihren rechtwinkligen Knick bis an den Rhein bei Wesel vorschieben muß, ja wenn allerneueste Fundnachrichten sich bestätigen sollten, sogar noch ein wenig auf linksrheinisches Gebiet übertreten müßte. Hier stoßen die Nordwestgermanen bereits im sechsten Jahrhundert v. Chr. über Rhein und Maas nach Hollands Südspitze und eine Strecke nach Belgien hinein vor. Dort trifft ja nach einem halben Jahrtausend noch Cäsar nördlich der Ardennen die *Germani cisrhenani*, jene linksrheinischen Germanen, die ihm bei der Eroberung Nordgalliens durch ihren unerschütterlichen Kriegswillen so gefährlich werden, daß er ihren Hauptstamm, die Eburonen, völlig auszurotten sich gezwungen sieht (vgl. Karte Abb. 2).

Wir können auch erkennen, auf welchen Wegen die Germanen in der Periode V sich in dauernden Besitz des Gebietes zwischen den Zügen des Wiehengebirges bei Minden und des Osning (Teutoburger Waldes) bei Bielefeld und Detmold gesetzt haben. Schon in der zweiten Periode der Bronzezeit, um 1600 v. Chr., hatten sie den Osning an seiner Nordwestecke umgangen und bis an die mittlere Ems und über das ganze Hasegebiet sich ausgebreitet, wie die senkrechte Strichelung der Bronzezeitkarte (Abb. 52) es angibt. Südlich

von Minden dagegen wohnten im Wesertale damals noch Kelten, auf der Karte durch schräge Strichelung gekennzeichnet. Doch in der darauffolgenden Zeit, in Periode III (1400—1150), hatten die Germanen ihr vorhin erwähntes Neuland wieder unbefestigt gelassen und ihre Wohnsitze bis nahe an das westliche Weserufer zurückgezogen. In der Periode V der Bronzezeit, nahmen sie nun jenes Gebiet von neuem unter ihre Herrschaft, indem sie es von zwei Seiten her besetzten.

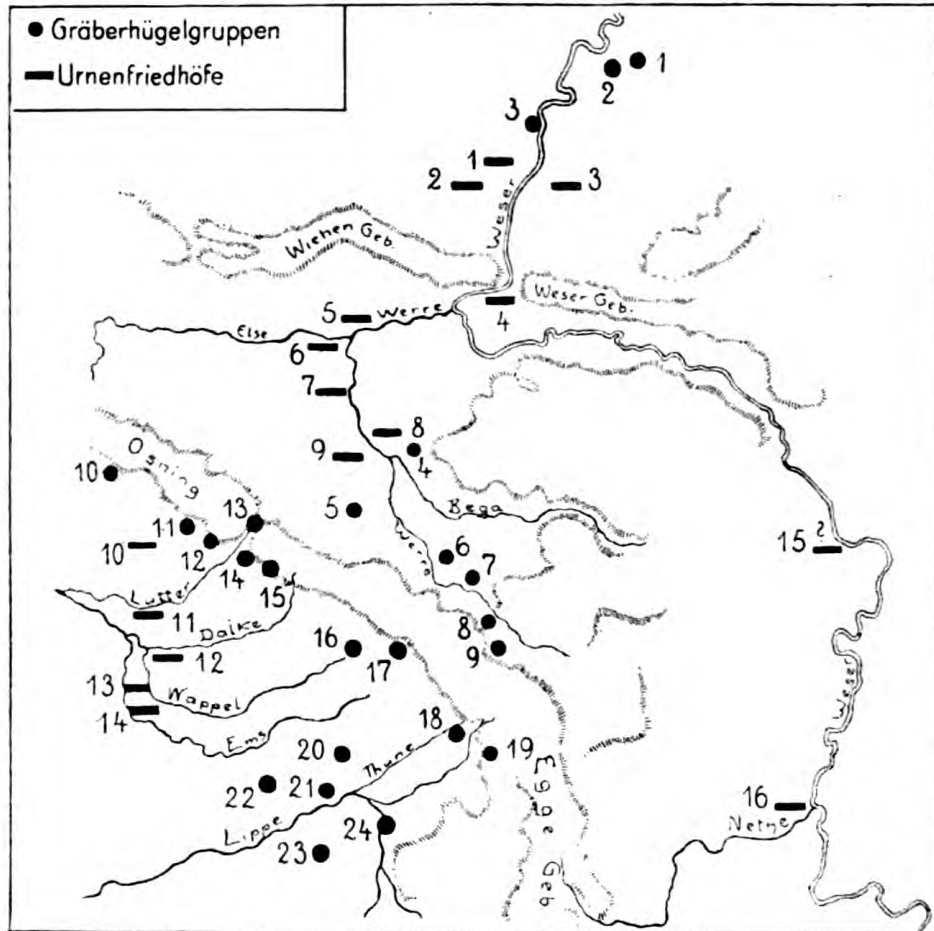


Abb. 26. Nordost-Westfalen in frühgermanischer Zeit: 1000/1 vor Chr. (nach A. Krebs).

Betrachten wir dazu die Sonderkarte (Abb. 26). Ein germanischer Stamm drang von Norden her durch die Weserscharte bei Minden ins Gebiet der unteren Werre zwischen Wiehengebirge und Osning und weiter durch den Bielefelder Paß des Osning in die Niederungen der oberen Ems. Seine Siedlungen sind kenntlich an der Art seiner Gräber, die durchweg aus Urnenfeldern bestehen, d. h. Friedhöfen von zahlreichen, dichtgestellten Flachgräbern mit Leichenbrand (auf der Karte Abb. 26 durch kurze waagrechte Striche bezeichnet).

Ein anderer germanischer Stamm, der von der unteren Ems her gekommen sein wird, wanderte gleichfalls um 1000 v. Chr. diesen Fluß aufwärts und besetzte die südlichen Gehänge des Osning und des östlich anschließenden Lippischen Waldes, sowie das Quellgebiet der Lippe. Hier finden sich überall Hügelgräber, auf der Karte durch dicke Punkte bezeichnet, keine Urnenfelder.

In der frühen Eisenzeit, also um 700 v. Chr., zog sich die westliche Abteilung des Urnenfelderstammes aus dem Quellgebiet der Ems ostwärts zu ihrem Hauptstamm zurück und überließ jenes Gebiet dem Stamm der Grabhügelleute, die nun auch das bisher noch leere Gebiet der oberen Werre besetzten.

Man hat in den Urnenfeldern des Werre- und Wesergebiets den Nachlaß der Cherusker, in den Grabhügeln südlich und nördlich des Osning den Nachlaß der Brukerer sehen wollen. Endlich sollen die seit etwa 600 v. Chr. nördlich des Cheruskergebiets auftauchenden Grabhügel (vgl. Abb. 26) dem Stamme der Angrivaren angehören. Vielleicht scheint eine solche Festlegung des Nachlasses kleinerer Germanenabteilungen auf Stammesnamen, die wir erst um Christi Geburt, also weit mehr als ein halbes Jahrtausend nach jenen besprochenen Vorgängen, als bestehend kennen lernen, gewagt zu sein. Immerhin kann man diese Aufstellung vorläufig gelten lassen. Auf jeden Fall ist der Gang der Ausbreitung der Germanen, die an dieser Stelle durch Vorrücken zweier verschiedener Stämme erfolgt ist, unzweifelhaft richtig erkannt worden.

Schreiten wir aus dem Wesergebiet ostwärts ins Gebiet der Niederelbe, so können wir hier innerhalb der frühen Eisenzeit den großen Völkerschaftsbund der Irminonen mit vollster Sicherheit an derselben Stelle wiedererkennen, wo er sich um Christi Geburt durch sein weitgestrecktes, einheitliches Kulturgebiet, nämlich das der westgermanischen, elbweibischen Mäanderurnen, so klar kund gab. Nur daß jetzt nach Süden hin sein Gebiet weit weniger ausgedehnt ist. Denn ihm fehlen naturgemäß die erst um Christi Geburt oder etwas früher gewonnenen Länder südlich des Sudetentammes. Verblüffend genau dagegen zeigt sich seine alte Nordgrenze, die wieder Ostholstein einschließt, Westholstein und ganz Schleswig aber ausschließt. Außer Ostholstein umfaßt der Irminonenbund in dieser Zeit westlich der Niederelbe einen Teil von Osthannover, sowie Ostbraunschweig ostwärts der Linie Braunschweig—Wolfenbüttel, dann die Altmark. Östlich der Niederelbe gehören zu ihm die Lande Mecklenburg, Vorpommern, Hinterpommern bis zur Rega und dann der ganze Westteil der Provinz Brandenburg von der Prignitz über Ruppin, Savelland, Zauche bis zu den niederlausitzischen Westkreisen Luckau und Kalau einschließlich der Westhälfte des Kreises Kottbus, so daß südlich der Breite Berlins der Spreelauf die Ostgrenze des Irminonenbundes bildet, während nördlich Berlins noch der Niederbarnim und die

beiden uckermärkischen Kreise Templin und Prenzlau hinzukommen (nicht jedoch der Kreis Angermünde und der Oberbarnim, die einem kleinen germanischen Sonderstamm angehören, der sich auch noch östlich der Oder fortsetzt). Endlich sind auch noch die beiden Kreise Jerichow nebst dem anhaltischen Lande Zerbst irminonisch.

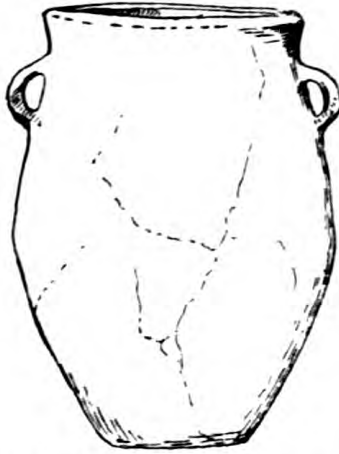


Abb. 27.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).



Abb. 28.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).



Abb. 29.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).



Abb. 30.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).

Dieses ganze große Gebiet sondert sich nach Norden, wie nach Westen und Osten kulturell sehr scharf ab, während in ihm selbst eine große Zahl typischer Züge überall gleichmäßig verbreitet sind. Wenn ich von diesen Typen hier auch nur eine Auswahl abbilden kann, so will ich doch alle hauptsächlichsten kurz aufzählen, um wenigstens dem Sachmann die Möglichkeit zu geben, die Richtigkeit meiner Aufstellung zu erkennen.

Gerade in den frühesten Jahrhunderten der Eisenzeit zeigen sich die meisten Übereinstimmungen innerhalb dieses Kulturgebiets. Für die Tonware sind kennzeichnend folgende sechs Formen:

1. ein im Profil leicht geschweiffter, tonnenförmiger, randloser, hoher Topf mit gerauhter Wandung aber glattem Hals und meist mit zwei Henkeln versehen, doch auch henkellos vorkommend (Abb. 27);
2. ein eiförmiger, nur mit geringer Halsbetonung gestalteter, randloser, henkelloser Topf;

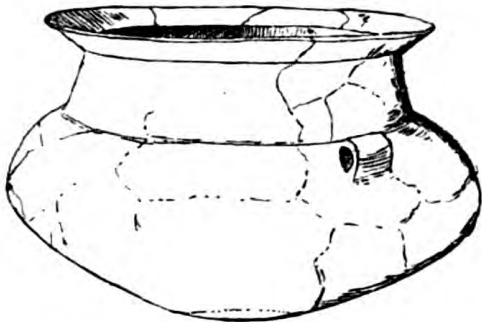


Abb. 31.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).



Abb. 32.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).

3. ein hochhalsiges, randloses, henkelloses Gefäß mit breitem Bauch und enger Mündung, von derselben Form wie sie innerhalb der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur erscheint (Abb. 28);

4. ein Gefäß in Doppelkegelform mit weiter Mündung (Abb. 29, 30);

5. eine einhenkliche Kanne mit scharf abgesetzten, stark eingezogenem Halse; endlich

6. ein Gefäß mit kleinster Bodenfläche, breitem rundlichen Bauch, ein wenig einziehendem, fast steilem, oft auch hohem Halse und breit ausladendem, schrägem, dünnem Rand, meist schwarz glänzend und sehr sauber gearbeitet, offenbar nach dem Vorbild getriebener Metallgefäße. Diese Form wird Todendorfer Typ genannt (Abb. 31, 32). Gemeinsam ist dem gesamten Gebiete auch die Eigenheit, das Deckelgefäß für die Urne bisweilen als eine den Urnenrand eng umfassende Kappe oder auch als einen in das Innere des Urnenrandes eingreifenden Stöpseldeckel zu gestalten (Abb. 33). Eine andere gemeinsame Eigenart, die nur in Ostholstein fehlt, ist die Sitte, den Leichenbrand oft nicht in einer Urne zu bergen, sondern ihn als völlig ungeschütztes „Knochenhäufchen“ neben den geopfertem Beigaben der Erde zu übergeben.



Abb. 33.  $\frac{1}{6}$ . Ostholstein  
(nach Knorr).

Mit Metallgeräten und überhaupt mit Beigaben sind die Gräber der frühen Eisenzeit nach dem Brauche dieser Zeit überall nur spärlich ausgestattet. Sie enthalten ausschließlich weiblichen Schmuck, der teils aus Bronze, teils — und dies noch häufiger — aus Eisen gearbeitet worden ist. Die Frauen des Irminonenstammes trugen fünferlei Sicherheitsnadeln (Sibeln), die in der Sachwissenschaft

folgende Namen führen: Tinsdabler Plattenfibeln (Abb. 34), Seitbracker Fibeln, Flügelnadelfibeln (Abb. 35), Sechsspiralscheibensfibeln, Doppelpaukenfibeln, „Altmärkische“ Fibeln (Abb. 40). An Nadeln sind Bombennadeln (Abb. 36), Flügelnadeln (Abb. 37) und „Solsteinische“ Nadeln (Abb. 38, 39) zu nennen. Eigenartig ist ein

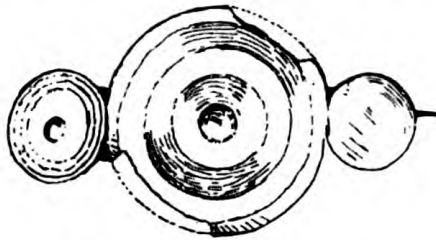


Abb. 34.  $\frac{1}{2}$ . Ostholstein.

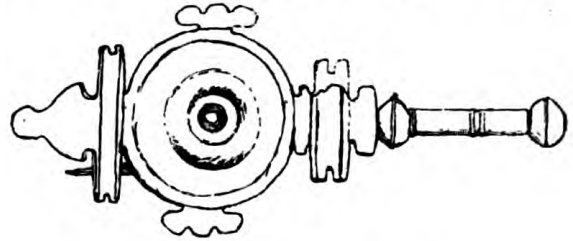


Abb. 35.  $\frac{1}{2}$ . Ostholstein.

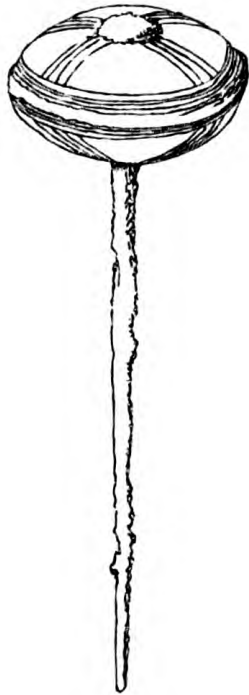


Abb. 36.  $\frac{1}{2}$ .  
Ostholstein.



Abb. 37.  $\frac{1}{2}$ .  
Ostholstein.

Abb. 34—39 (nach Knorr).



Abb. 38.  $\frac{1}{2}$ .  
Ostholstein.



Abb. 39.  $\frac{1}{2}$ .  
Ostholstein.

Brustkettenschmuck aus Eisen (Abb. 40), dessen Kettenreihen am rechten und linken Ende in je ein ausgeschweift rechteckiges Eisenblech eingehängt sind, das durch eine daran befestigte Fibel, gewöhnlich eine „Altmärkische“, mit dem Gewande verbunden ist. Dieser Schmuck ist leider, stets durch das Feuer des Leichenbrandes stark zerstört, zahlreich

ans Licht gekommen in Ostholstein, Osthannover, in der Altmark, im Kreise Jerichow und in Westbrandenburg. Außerdem gehören zur weiblichen Grabesausstattung noch Bronzeblechohrringe, oft in erstaunlich großer Anzahl mitgegeben, in der Gestalt von Schildohrringen oder von Segelohrringen, später auch von Spiraldrahtscheibchenohrringen. Kennzeichnend für Zeit und Stamm ist

auch ein Bronzegerät mit drei kreisförmigen Öffnungen, „Dreipaß“ genannt (Abb. 41). Endlich fehlten selten eiserne Gürtelhaken. Teils sind sie zungenförmig und an beiden Enden umgebogen, teils nur am vorderen Ende umgebogen und dann entweder etwas breiter dreieckig und hinten eckig zugespitzt oder außerordentlich breit und lang, dreieckig mit geradem hinteren Abschluß und starker durchlaufender Mittelrippe oder auch ganz schmal mit hinten angenieteten quergestellten Saftarmen.

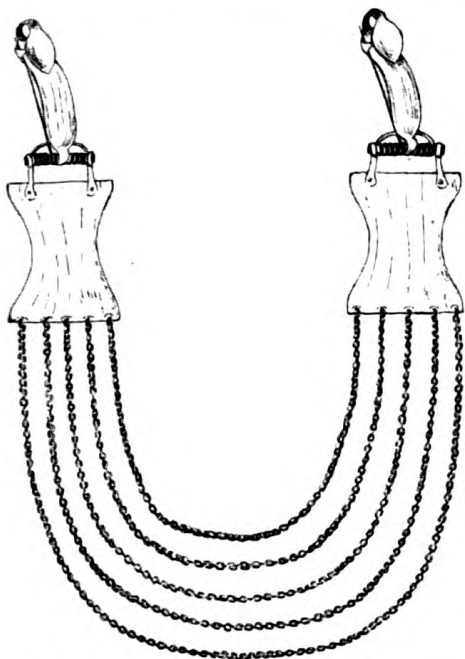


Abb. 40. Eiserner Brustkettenschmuck, hängend an „Altmarkischen“ Fibeln. Schematische Zeichnung, ausgeführt von Erich Goldbach.

Verhältnismäßig selten erscheint im Irminonengebiet der frühen Eisenzeit eine Art von Tongefäßen, der für die Bestimmung der ersten Ausbreitung der Germanen nach Westen bis an den Rhein und über den Rhein die allergrößte Bedeutung zukommt, da sie geradezu eine Leitform hierfür darstellt. Das

Verhältnismäßig selten erscheint im Irminonengebiet der frühen Eisenzeit eine Art von Tongefäßen, der für die Bestimmung der ersten Ausbreitung der Germanen nach Westen bis an den Rhein und über den Rhein die allergrößte Bedeutung zukommt, da sie geradezu eine Leitform hierfür darstellt. Das



Abb. 41.  $\frac{1}{2}$ . Ostholstein (nach Knorr).

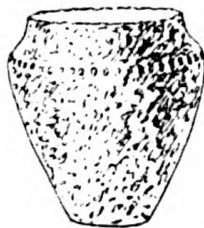
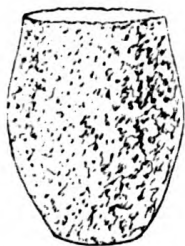


Abb. 42, 43. Schledebrück, Kr. Gütersloh, Westfalen.

Abb. 44. Stemmer, Kr. Minden, Westfalen.

ist der hohe gerauhete Topf mit wellig gekniffenem Rande, im Profil gewöhnlich leicht geschweift, seltener mit abgesetztem, einwärts geschwungenem Hals (Abb. 42) und Tupfenband auf der Schulter (Abb. 43), noch seltener ganz halslos (Abb. 44), vereinzelt auch in richtiger Urnenform mit stark geschwungenem Oberteil und höherem Halse.



Auf rechtselbischem Gebiet kenne ich davon nur einige Vertreter aus Ost- und Westhavelland (Lichstädt, Kriele) und aus Kreis Jerichow I (Schermen, Menz bei Königsborn) und II (Schmerzdorf); auch in der Altmark ist er nur ganz vereinzelt beobachtet worden (Tangermünde), ebenso im Saalegebiet (Kühren, Kr. Kalbe a. S.). Häufiger dagegen erscheint er in den zahlreichen Friedhöfen, die den Nordabfall des braunschweigischen Elmgebirges umkränzen. Ein Außenposten ist dann ein Erscheinen in der Gegend von Celle im Lüneburgischen.

Dann folgen als westlichere, sehr reiche Fundorte des Raubtopfes erst in weitem Sprunge die Gräberfelder des hannoverschen Wesergebiets, was eine Folge des Umstandes ist, daß um die fragliche Zeit das Gebiet zwischen Braunschweig und der Weser überhaupt siedelungsleer ist. Das wichtigste Hügelgräberfeld dieser Zeit liegt dort bei Nienburg a. Weser und weiterhin, schon nahe der Oldenburger Grenze, folgt das ebenso bedeutende Urnenfeld Sarpstedt a. Delme, Kreis Syke. Diese beiden Friedhöfe sind für die den Irminonen benachbarte westlichere Stammesgruppe geradezu namengebend, so daß man von einem Nienburg-Sarpstedter Stil sprechen kann. Hügelgräber dieses Stils finden sich auch noch südöstlich des Dümmersees im Kreise Diepholz. Der Nienburg-Sarpstedter Stil besitzt zwar einige nähere Beziehungen zum Irminonenstile, doch nur zu derjenigen etwas abgeblästen Särbung dieses Stils, wie sie in den braunschweigischen Gräberfeldern des Elmgebietes zutage tritt. Man wird also annehmen dürfen, daß von Braunschweig her eine bedeutende Auswanderung ins Wesergebiet stattgefunden hat.

Ebenso stark tritt unser führender Raubtopf im Staate Oldenburg auf, so in den Ämtern Delmenhorst (Ganderkesee) und Vechta, besonders aber in dem südwestlichen Amte Cloppenburg. Schreiten wir westwärts weiter ins hannoversche Emsgebiet, so verläßt uns auch hier der treue Raubtopf nicht. Vom nördlichen Kreise Leer über die Kreise Sümmling, Meppen, Lingen und Bentheim bis an die Grenzen des Münsterlandes ist er überall anzutreffen, erstaunlich reich im Kreise Bersenbrück.

Daselbe Bild bietet die Provinz Westfalen. Da sind es die Urnenfelder und Hüengräber des Kreises Minden a. W. (vgl. die Karte Abb. 26) nebst den benachbarten hannoverschen Kreisen Stolzenau und Soya, wo der Raubtopf mit gewelltem Rand immer wieder sich zeigt. Und ebenso erscheint er in den Urnenfeldern südlich des Wiehengebirges im Kreise Herford und bei dem benachbarten lippe-demoldischen Salzuffeln, desgleichen in den zahlreichen Hügelgräberfeldern der Bielefelder Umgebung. Dagegen findet er sich kaum im nordwestlichen Westfalen, im Münsterlande. Aber gleich südlich davon, im Lippegebiet, ist sein Vorkommen wieder äußerst zahlreich,

von der Lippequelle bei Paderborn (Balhorn) an über die Kreise Warendorf (Summelten) und Lüdinghausen (Olfen, Reckelsum) nach Kreis Recklinghausen (Buer, Datteln, Waltrop) an der Grenze der Rheinprovinz; außerdem abseits im Nordwesten zu Ahle, Kreis Ahaus an der holländischen Grenze.

In der Rheinprovinz setzt sich die Westwanderung des germanischen Rauhtopfes mit gewelltem Rande ununterbrochen fort. Neuerdings ist er im Kreise Wesel an der Lippemündung gefunden worden; früher schon in der Wedau bei Duisburg und in der Umgebung von Düsseldorf, sowie öfters in dem reichen Gebiete der Hügelgräber zwischen der unteren Wupper und unteren Sieg.

Damit ist die rechtsrheinische Ausbreitung des Rauhtopfes nach unserem heutigen Wissen abgeschlossen. Aber die Germanen bringen ihn auch über den Rhein hinüber. In Holland kennen wir eine Menge Hügelgräberfelder, die den Rauhtopf herausgegeben haben, und zwar aus den Provinzen Drenthe, Geldern, Utrecht, Nordbrabant, Soll. Limburg, ja sogar noch aus der belgischen Provinz Limburg nahe bei Maastricht. Besonders stark vertreten ist unser Gefäß in dem großen holländischen Hügelgräberfeld „De Hamert“, dicht an der preussischen Grenze bei Revelaer und Preussisch Geldern gelegen. Ganz versprengte germanische Außenposten in damals keltischem Gebiete sind zwei solcher Töpfe, die in Wintersdorf a. Sauer, jenem Grenzflüßchen zwischen der Rheinprovinz und Luxemburg, nahe bei Trier, zum Vorschein gekommen sind.

Da dieser eigenartige Rauhtopf mit gewelltem Rande zeitlich auf das siebente bis fünfte Jahrhundert v. Chr. festgelegt ist, haben wir in seinem oben geschilderten Wandern den Beweis für die Zeit des ersten Vorstoßens der Germanen über den Rhein in das Gebiet hinein, das zu Cäsars Zeit von dem Stamme jener Germanen eingenommen wird, die er Germani cisrhenani nennt (oben S. 17). Mit diesem Vorstoßen über den Rhein ist ja nach der Mitteilung des Tacitus die Ausdehnung des Namens „Germanen“, der bis dahin nur einer einzelnen rechtsrheinischen Völkerschaft zukam, zuerst auf die ganze linksrheinische Gruppe, dann auf die Gesamtheit der rechtsrheinischen Germanen, eng verknüpft.

Daß der Irminonenstamm von der südlichen Altmark und dem Süden Westbrandenburgs im vierten Jahrhundert v. Chr. die Elbe aufwärts bis an den Elbdurchbruch in der Sächsischen Schweiz sich ausdehnte, haben wir schon vorher gehört (S. 17). Etwas anders liegen die Dinge am Harz. Hier sahen wir in der Elmgruppe der Urnenfelder Braunschweigs, etwas nördlich des Ostharzes, die südlichste, schon merklich abgeblaßte Färbung des Irminonenstils. Es fehlt hier bereits die Mehrzahl der oben als kennzeichnend geschilderten metallenen Schmucksachen des Irminonengebiets, doch zeigt die Tonware noch ganz die Art des Niederelbe-Gebiets.

Noch viel stärker ist die Sonderstellung, die sich in der nordharzischen Gruppe der Steinkistenfriedhöfe darbietet. Ihr Gebiet (vgl. Karte Abb. 45) erstreckt sich über die Kreise Wernigerode, Salberstadt, Oschersleben, Wanzleben, Ballenstedt, Aschersleben, wo die untere Bode die Nordgrenze bildet, und umfaßt noch das untere Saalegebiet mit den anhaltischen Kreisen Bernburg, Köthen, Dessau, wo im Mündungsgebiet der Mulde seine Ostgrenze liegt. Während im gesamten Irminonenlande die Form des aus größeren Steinplatten erbauten Steinkistengrabes schon am Ende der Bronzezeit (Periode V) im Schwinden begriffen ist, nur noch vereinzelt erscheint und einer Packung der Urne in Kopfsteinen und bald dem ganz ungeschützten Urnengrab Platz macht, hält sich in dem zuletzt umschriebenen Gebiete zwischen Ostharz und Mulde die altertümliche Steinkiste noch längere Zeit nach Abschluß der Bronzezeit. Zwar die ältesten Gefäßformen der frühen Eisenzeit dieses Gebiets stammen sichtlich auch von der Niederelbe her. Doch gesellen sich zu den germanischen Formen Einflüsse von der überlegenen Keramik der östlich dicht benachbarten Illyrier her — namentlich was die den Gräbern mitgegebenen zierlichen, formschönen Beigefäßchen anlangt — in so starkem Maße, daß nach dieser Richtung hin die germanische Zivilisation am Nordharz eine bedeutende Veränderung erleidet. Von solchen Beigefäßen nenne ich nur schlanke Rännchen mit hochgeschwungenem, langen Henkel, Zwillingsgefäße, Trinkhörnchen, außerdem hohle Tonklappern, was alles dem sogenannten Billendorfer Stile, der spätesten Gestaltung der ostdeutsch-illyrischen Tonware, eigen ist.

Die Übereinstimmung dieses Steinkistenstiles mit dem Irminonenstil wird in der Folge für unser Auge immer undeutlicher, da die Beigabe an Metallschmuck, der im Nordharz- und unteren Saalegebiet sein germanisches Gepräge besser wahrt als die Tonware, hier allmählich bis zu einem Nichts verkümmert. Und dennoch besteht zweifellos ein enger Zusammenhang mit dem nördlichen, ja mit dem gesamten Germanengebiet. Denn er wird außer durch das schon Erwähnte, die Urnenformen und die Form des Steinkistengrabes, aufs klarste bekundet durch die in Gesamtgermanien überaus häufig auftretende Gestaltung der Leichenbrandurne als Nachbildung des Hauses der Lebenden, eine Urnenart, die nach unserer neuesten Kenntnis in etwa sechzig Stück über das ganze Germanenland, einschließlich Dänemarks und Skandinaviens, aber ausschließlich des Weser- und Emslandes, verbreitet ist (Abb. 46). Und volle zwei Drittel dieser Zahl fallen in unser Steinkistengebiet. Die Fundorte der mitteldeutschen Hausurnengräber, von denen an mehreren Orten bis zu vier in ein und demselben Friedhofe zutage getreten sind, sind auf der Karte (Abb. 45) durch Unterstreichung der Ortsnamen hervorgehoben.

Auch dieses eben beschriebene Gebiet hat man, von den Verhältnissen um Christi Geburt ausgehend, der Völkerschaft der Cherusker





zuschreiben wollen, was freilich unvereinbar ist mit der vorher erwähnten, besser begründeten Festlegung dieser Völkerschaft für die hier behandelte Zeit ins Unterwesergebiet und ins Teutoburger Waldgebirge.

Gehen wir nun noch weiter südostwärts um den Harz herum, auf seine Südseite und ihr Vorland, nach den beiden Mansfeldischen Kreisen, nach Sangerhausen, Querfurt, Eckartsberga bis an die mittlere Unstrut und ostwärts bis ins Muldengebiet, so kommen wir in ein Gebiet, das ebenso wie ganz Thüringen ostwärts bis zur Elster in der älteren Bronzezeit mehr zum westdeutschen, keltischen Kultur-

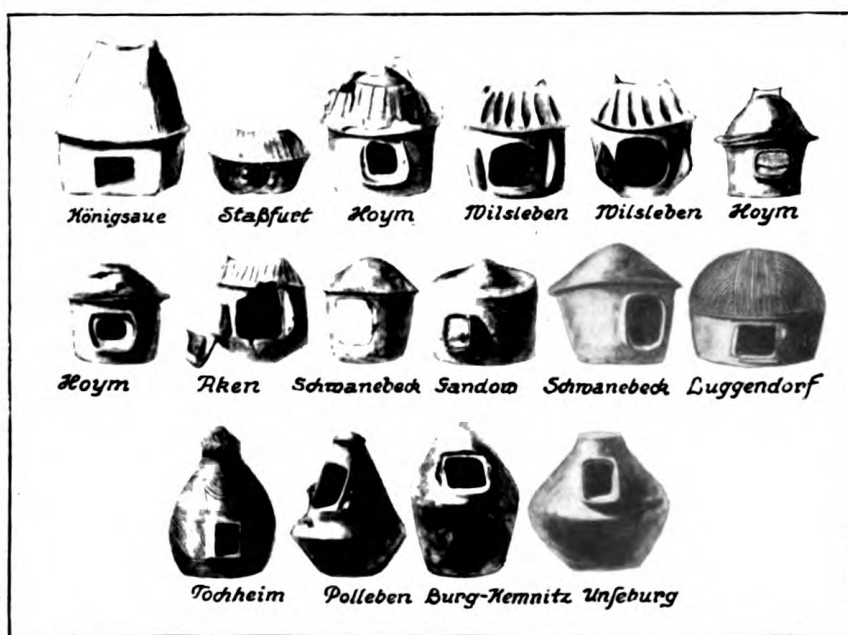


Abb. 46. Deutsche Hausurnen.

gebiet gehörte, in der jüngeren Bronzezeit aber weit mehr dem ostdeutsch-illyrischen Kultureinfluß und wohl auch dem Zustrom der Illyrier selbst sich öffnete. Diesen illyrisch stark beeinflussten Landstrich haben am Ausgang der Bronzezeit, in ihrer Periode V, die ersten noch schwächeren Wellen germanischer Eroberer von Norden her dünn überflutet. Zeugnis dessen ist eine geschlossene Gruppe von Friedhöfen dieser Periode, deren stammlicher Charakter zunächst unsicher zu sein scheint, insofern Grabbau und Tonware illyrischer Art angehören, die Metallgeräte aber germanischer Art. Daß diese Friedhöfe als Ganzes aber doch germanisch sein müssen, wird durch die vielen reichen Bronzeschatzfunde dieser Gegend und Zeit erhärtet, die reinstes germanisches Gepräge aufweisen.

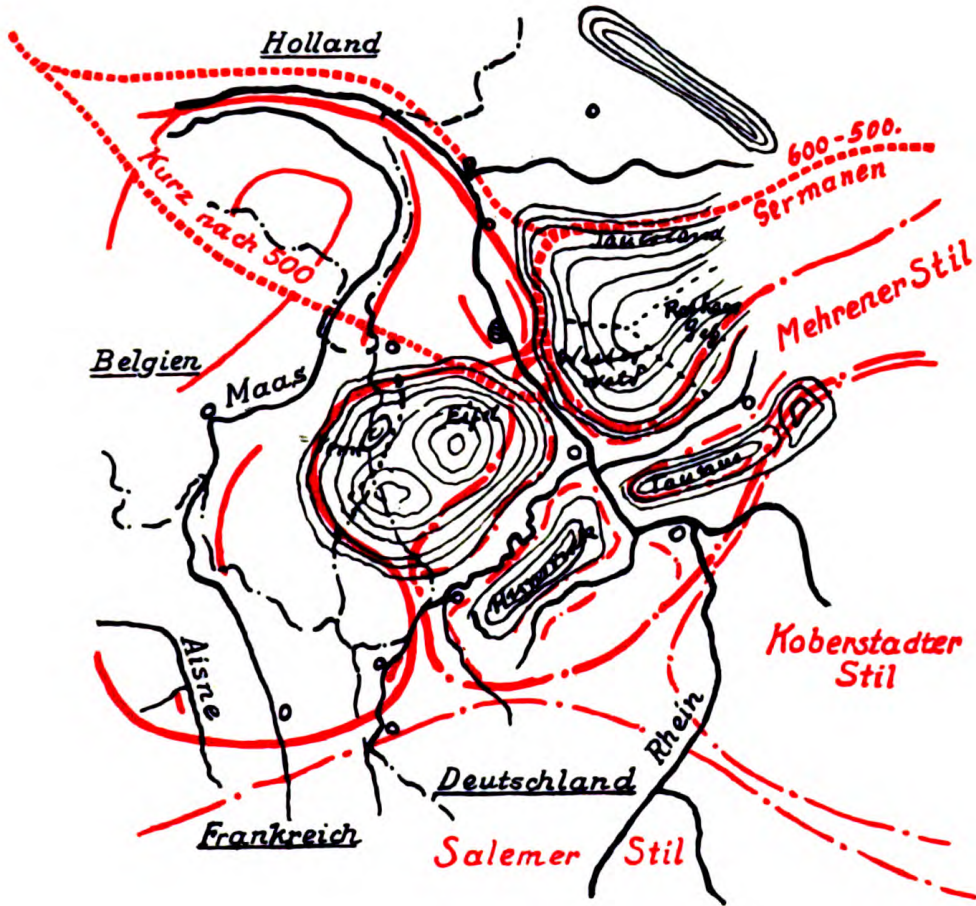
Der germanische Charakter der Kultur dieser Gegend wird in jeder Beziehung noch verstärkt in der frühesten Eisenzeit, wo eine

Überschwemmung durch die Träger der nun südwärts vorrückenden nordharzischen Steinkistenkultur stattfindet. In der nördlicheren Hälfte des Gebiets, im Mansfeldischen, in den Kreisen Querfurt und Bitterfeld erscheinen nun plötzlich die nordharzischen Steinkisten, südlicher bis an die Unstrutmündung die jüngeren, steinschuglosen Gräberarten. Ebenso zeigt jetzt die Tonware Seitenstücke zu nordharzischen Formen, auch in der Verschlechterung der Machart, die keinen Vergleich aushält mit der zwar derbkräftigen, aber sehr sauberen, dabei geschmackvollen Ware des Niederelbgebiets. Denn der Ton der Gefäße dieses Gebiets an der germanischen Südgrenze ist so schlecht zubereitet und so mangelhaft gebrannt, daß er leicht zerbröckelt, und die Wandung ist nur nachlässig geglättet. Die Beigaben an Schmuck sind womöglich noch spärlicher, als es am Nordharz üblich ist.

Während diese germanischen Friedhöfe bis um 500 v. Chr. oder vielleicht noch etwas weiter andauern, dringt seit etwa 600 v. Chr. plötzlich eine keltische Bevölkerung recht merklich in das nordthüringische Grenzland der Germanen ein und breitet sich ostwärts bis an die Elster und nordwärts bis an den Süd- und Ostharz aus. Es leidet keinen Zweifel, daß diese keltischen Eindringlinge nicht nur die weitere Ausbreitung der Germanen hier kurze Zeit aufgehalten, sondern vorübergehend hier auch die politische Herrschaft an sich gerissen haben müssen. Doch erfolgte schwerlich eine völkische Vermischung zwischen Kelten und Germanen, denn es ist kaum irgend ein keltischer Kultureinfluß bei den Germanen dieses Gebiets zu beobachten, wie er z. B. so handgreiflich für die letzten drei bis vier Jahrhunderte v. Chr. dem Forscher sich aufdrängt, als die Germanen erobernd und herrschend auf ganz Thüringen ihre Hand legten, um schließlich die Kelten auch aus ihrer letzten Zuflucht, den gewaltigen Steinburgen auf den Basaltgipfeln der Vorderrhön zu vertreiben. Eher findet eine umgekehrte Beeinflussung statt.

Diese Kelten offenbaren sich in den thüringischen Skelettgräbern dieser Zeit — denn die Germanen üben zu dieser Zeit ausschließlich den Leichenbrand — und ihr Erscheinen ist wohl zu deuten als Auswirkung jenes großen Galliereinfalls unter Segovesus, dem Sohne des Ambigatus, in das Gebiet der hercynischen Urwälder, d. h. in das rechtsrheinische Mittelgebirgsland. Vom Mittelrhein her ergossen sich die gallischen Scharen über Kurhessen nach Thüringen und Böhmen, wie schon im Eingang dieses Buches kurz erwähnt worden ist.

Solche Hügel-Skelettgräber recht einheitlichen Stils in Beisetzungsart wie in Ausstattung finden sich im Mittelrheingebiet zahlreichst am Südrande des Riefellandes links der unteren Mosel und im Sunsrück zwischen Mosel und Nahe-Glan aufwärts bis zur Saarmündung, ebenso rechtsrheinisch im ganzen Westerwald und im ganzen Lahnggebiet und weiter ostwärts in Kurhessen bis in die Nähe von Sulda.



- ..... Germanengrenze
- Keltengrenze
- - - - Grenze des Mehrerer Stils
- · - · Grenze des Koblenzstadter u. Salemer Stils

Abb. 47.





Man hat die durch diese Art Hügelgräber vertretene Kultur „Mehrener“ Stil genannt nach einem im Kreise Daun in der Südeifel gelegenen ergiebigen Fundort, dagegen die in offenkundigem Kulturgegensatz hierzu stehenden, teilweise etwas älteren benachbarten Hügelgräber mit Leichenbrand, kriegerischer Ausstattung und weit reicherm Schmuck, die sich von Gießen an der Lahn südwärts durch die Wetterau über das untere Maingebiet hinziehen und weiterhin in Hessen-Starkenburg und Nordbaden statt Leichenbrand Körperbestattung aufweisen, nach einem bedeutenden Fundplatz in der Nähe von Darmstadt mit dem Namen „Koberstadter“ Stil bedacht (vgl. Karte Abb. 47).

Östlich der Fulda folgen nach einer beträchtlichen Lücke zwischen Fulda und Werra die ersten Skelettgräber „Mehrener“ Art in den west- und mittelhüringischen Kreisen Mühlhausen (Sainich?), Langensalza (Issersheiligen, Neuenheilingen, Tennstädt), Sondershausen (Almenhausen), Gotha (Döllstädt?, Herbsleben, Seebergen?, Tonna, Wiegleben?), Arnstadt (Holzhausen), Erfurt (Elleben), Weimar (Eckstedt bei Dieselbach, Seichelheim, Liebstedt, Vippachedelhausen), Apolda (Buttstädt, Dornburg, Elleben, Flurstedt, Sardisleben, Vierzehnheiligen), Eckartsberga (Bachleben bei Kölleda, Reichlingen?, Marienrode?; und bereits auf der Karte Abb. 45 eingetragen: Kölleda, Memleben a. d. Unstrut), Ziegenrück (Kanis, Wöhlsdorf bei Kanis). Alle weiter nördlich und östlich, am Süd- und Ostharze, an Unstrut, Saale, Wipper und Bode, gefundenen Gräber dieser Art sind auf der Karte (Abb. 45) verzeichnet und durch rote Kreuze und rote Schrift besonders deutlich hervorgehoben. Ihr Nordpunkt liegt am Nordknie der Bode bei Oschersleben.

In Thüringen und am Harz handelt es sich mit Ausnahme des Stadtkreises Halle a. S., wo diese Gräber in großer Zahl aufgedeckt worden sind, meist nur um Einzelgräber oder um Gruppen ganz weniger Gräber, die in einhalb bis ein Meter Tiefe ein Skelett in gestreckter Lage bergen, das nur zuweilen mit Steinen umstellt ist. Beigaben enthalten auffallenderweise nur die Frauengräber. Ständig erscheinen hier Bronzehalsringe und Bronzearmbänder. Die Halsringe haben die Gestalt meist ziemlich flacher, oft nur scheinbar gedrehter, vielmehr nur spiralig gefurchter „Wendelringe“, die ihren Namen darum tragen, weil ihre wirkliche oder nur im Guß vorgetauschte Drehung an mehreren Stellen des Ringkörpers die Richtung wechselt und in die entgegengesetzte umspringt, sich „wendet“ (Abb. 48). Selten treten hohle Halsringe auf. Massenhaft erscheinen vierkantige, dünnstabige, geperlte Bronzearmringe (Abb. 49), die bis zu acht Stück an einem oder gar an beiden Unterarmen aufgereiht vorkommen und wegen ihrer der Gestalt des Handgelenks angepaßten Form „Steigbügelringe“ heißen. Während der Ursprung der „Wendelringe“ im germanischen Norddeutschland liegt, stammt die

Form des Steigbügelarmschmucks aus Süddeutschland. Weiter erscheinen schildförmige Bronzeohrringe, Reste von Bronzeblechgürteln und Bernsteinperlen. Unter den Nadeln sind hervorzuheben eiserne, deren Kopf eine senkrecht gestellte Hohlspiegelscheibe bildet, eine germanische Art (Abb. 50), ferner solche mit waagrecht langen Hohlkegelkopf, endlich sehr massive Bronzenadeln mit abgestumpftem Kegelfopf und zahlreichen dicken kugeligen Halswulsten, die meist durch ein bis zwei ganz feine Wulste auseinandergehalten werden (Abb. 51).

Wir schreiten nun wieder zur Bronzezeit zurück, von deren Schlußperiode schon früher die Rede war. Hier habe ich auf einer



Abb. 48.  $\frac{1}{2}$ . TARTHUN bei Egelu a. d. Bode, Kr. Wanzleben (nach Förtsch).

eigens diesem großen Zeitraum gewidmeten und den größten Teil Mitteleuropas umfassende Karte (Abb. 52) die Germanengrenze für die bronzezeitlichen Perioden V, III und II eingezeichnet, also für die Zeit von rund 750 bis 1750 v. Chr.

Für Periode V ist wichtig, daß sich damals, wie wir schon gehört haben (S. 3), die ersten deutlichen Spuren einer Ablösung der Ostgermanen von den übrigen Germanen bemerkbar machen, wobei die untere Oder zur Grenzscheide wird. Diese ersten Ostgermanen führen zwar die von den Vorfahren ererbten gemeingermanischen Gerätschaften der Periode IV fort, bilden sie aber in kleinen Zügen etwas anders um, als es die Westgermanen tun. Doch kann hierauf nicht näher eingegangen werden.

Die Periode IV, an sich kurz und daher überall sehr viel schwächer vertreten als die übrigen Perioden der Bronzezeit, bietet keinen



Abb. 49.  $\frac{1}{2}$ . Sainrode,  
Kr. Graffsch. Hohenstein  
(nach Förtsch).



Abb. 50.  $\frac{1}{2}$ . Merseburg  
(nach Förtsch).



Abb. 51.  $\frac{1}{2}$ .  
Halle a. S.,  
Klosterstraße  
(nach Förtsch).

besonderen Anlaß zu Bemerkungen.

Periode III zeigt gegen Periode V schon engere Grenzen der Germanen; noch mehr Periode II. Wenigstens im Osten, wo die Germanen noch nicht einmal bis zur unteren Oder vorgedrungen sind. Für die Periode II zeigt die Karte nicht nur die Grenzen des Germanengebiets, sondern gibt die besiedelten und unbesiedelten Landschaften innerhalb des gesamten Germanengebiets an. Die senkrechten Linien deuten das Gebiet der wirklich festgestellten germanischen Siedlungen der Periode II genau an. Im Westen reichen die Germanen jetzt, umgekehrt wie im Osten, sogar weiter als in Periode III, nämlich bis zur Ems. Hier kennzeichnen die schrägen Linien die Siedlungen der Kelten in Periode II, wie im Osten die waagrechten Linien die Siedlungen der Illyrier, ebenfalls nur in Periode II.

Es wird erwünscht sein, wenn ich den Verlauf der germanischen Grenzlinie der Periode II durch Angabe einiger Ortschaften, Flüsse und Gebirge der heutigen Landkarte anschaulicher mache. Die Linie

beginnt im Osten an der Mündung der Peene in die Ostsee bei Wolgast und streicht südwärts über Anklam, Friedland in Mecklenburg-Strelitz, Strasburg i. U., Prenzlau, Angermünde, Eberswalde, Spandau nach Potsdam. Die anschließende Südgrenze strebt in etwas einwärts geschwungenem Bogen dem Elblaufe zu, den sie bei der Saalemündung nahe Kalbe a. S. erreicht, um von hier stromaufwärts über Bernburg a. S. bis an das Ufer der Bode zu gelangen und deren Unterlauf südwärts noch ein wenig zu überschreiten. Quedlinburg und Blankenburg am Harz zeigen noch offenkundig germanische Kultur, während schon die dichtangrenzenden Nachbarorte Thale und Ballenstedt ebenso ausgesprochen keltische Grabstätten bergen. Weiter läuft die Linie am Nordfuß des deutschen Mittelgebirges entlang, am Harz, Hildesheimer Bergland, Deister, an den Bückebergen, dem Wiehengebirge und der Nordwestecke des Teutoburger Waldes vorbei bis an die Ems, um nun als Westgrenze diesen Fluß abwärts der Nordsee zuzueilen.

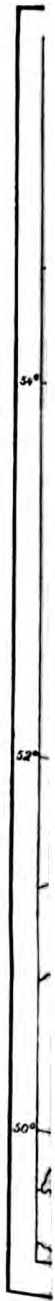
Das von dieser Linie und der Meeresküste eingeschlossene Landgebiet war damals in hohem Grade dazu angetan, einem eigenartigen, geschlossenen und „nur sich selbst gleichen“ Volke, wie die Germanen es noch zu Tacitus Zeiten waren, als Bildungsstätte, als Wiege zu dienen. Denn im Ostteil dieses Gebietes blieben seine Bewohner durch weite Ödlandschaften, im Westteile durch lückenlos sich fortsetzende, sehr breite Gebirgszüge vor jeder zu nahen, ihre Eigenart störenden Berührung mit fremden Völkern bewahrt, und dies um so mehr, als überall nach der Grenzlinie zu die Siedlungen dünner wurden, besonders nach Westen zu, wo sie an der Ems schließlich sich ganz verlieren.

Aus dem Vorstehenden erhellt auch, wie völlig verfehlt und haltlos es ist, wenn germanistische Sprachforscher immer wieder die Meinung äußern, in der nordwestdeutschen Tiefebene nördlich der Wesergebirge und im Emsgebiet hätten einst Kelten gewohnt, und dies nun gar noch im letzten Jahrtausend v. Chr.

Soweit — bis etwa 1750 v. Chr. — vermag die Archäologie den Veränderungen des Germanengebiets völlig einwandfrei nachzugehen.

Anders stellt sich die Lage in der Frühperiode der Bronzezeit, d. h. etwa um 2300 bis 1750.

Da zeigt sich zunächst eine völlige Verödung in dem großen Gebiete Nordwest- und Süddeutschlands zwischen Elbe-Saale und Rhein einerseits, zwischen Nordsee und oberer Donau andererseits. Erst westlich des Rheins und südlich der oberen Donau stoßen wir auf reichere Funde aus dieser Zeit. Damit ist jede Berührung zwischen Germanen und Kelten für diese Frühzeit ihres Bestehens als eigene Völkerschaften ausgeschlossen. Einzig ein breiter Strich auf der Westseite von Saale und Elbe weist reiche Funde auf, freilich wie Gesamtgermanien zu dieser Zeit fast nur Bronzeschätze oder Einzelfunde





von Bronzen, keine Gräber. Immerhin kann man sagen, daß etwa die östliche Hälfte des ganzen zwischen Saale-Elbe und Werra-Weser gelegenen Gebiets ebenso stark besiedelt ist wie das ostelbische Gebiet. Das könnte unter Umständen nur bedeuten, daß die Germanen das ganze Land zwischen Ems und diesem breiten Siedlungsstrich am Westufer von Saale-Elbe, das sie in Periode II ja besitzen, in Periode I noch nicht gewonnen hatten. Die Dinge liegen indes doch anders, wie ich aus dem Schluß meines Buches jetzt gleich vorwegnehmen will. Tatsächlich ist jenes Westgebiet zwischen Ems und Elbe auch in Periode I schon germanisch, wie wir später sehen werden.

Im höchsten Maße stuzen wir aber, wenn wir zweierlei Beobachtungen machen.

Die erste ist die soeben schon berührte Tatsache, daß auf dem gesamten germanischen Gebiete Gräber der Periode I verschwindend selten zu finden sind, daß die wenigen Gräber, die man vielleicht noch dieser Zeit zurechnen kann, erst ganz aus dem Ende der Periode I und hauptsächlich ihrem Übergange zu Periode II stammen, und daß ihre meist wenig reichen Beigaben auch wenig kulturelle, d. h. völkische, Eigenart aufweisen. Selbst diese frühesten bronzezeitlichen Gräber machen den Eindruck, als hätten wir es noch mit entarteten spätest steinzeitlichen Gräbern zu tun, deren armseliger Ausstattung spärlichster Bronze- oder Goldschmuck hinzugefügt worden wäre.

Diesem Gräbermangel der Periode I auf germanischem Gebiete steht eine erstaunliche Gräberfülle auf dem ungermanischen Südostgebiet gegenüber. Vorzüglich ist es das östliche Mitteldeutschland nördlich und südlich des Mittelgebirges, d. h. des Ostendes des Thüringer Waldes, des Harzes, Erzgebirges, Riesengebirges, Eulengebirges und des Glazer Kessels, also Ostthüringen, die Südhälfte der Provinz Sachsen etwa von der Breite Magdeburgs ab nebst Anhalt, der Nordstrich des Staates Sachsen, die sächsische Oberlausitz, Mittelschlesien, Nord- und Mittelböhmen, Mittel- und Südmähren, Niederösterreich und das früher ungarische, jetzt deutsch-österreichische „Burgenland“, wo diese Gräber zahlreichst auftreten und mit ihrem vielseitigen, namentlich an Nadeln und sonstigem Frauenschmuck sowie an schönen Tongefäßen reichen, völlig einheitlichen Inhalt Zeugnis ablegen von einer dichten, in sich gleichartigen Bevölkerung. Es ist das die sogenannte Aunetiger Kultur und Bevölkerung illyrischen Stammes. Auch im ebenfalls illyrischen Nordostdeutschland, hauptsächlich am mittleren und unteren Oderlauf, kommen ganz vereinzelt Gräber dieser Zeit vor, die wohl dürftiger ausgestattet sind als jene des Aunetiger Hauptgebiets, aber in ihrer Art von jenen nicht abweichen. Sie reichen aber westwärts nur gerade bis an die aus der Periode II der Bronzezeit bekannte germanische Ostgrenze, also bis ins Odermündungsgebiet. Weiter westlich, auf germanischem Boden, werden sie gänzlich vermißt und



höchstens durch die oben erwähnten wenigen und zweifelhaften Gräber völlig anderen Gepräges ersetzt.

Außer den Gräbern sind aber noch die der Erde anvertrauten Bronzeschätze eine Hauptquelle unserer Kenntnis des Kulturinhalts der Bronzezeit. Und dies um so mehr, da auch in den reich ausgestatteten Aunetiger Gräbern Bronzebeigaben außer Nadeln nicht zu reichlich auftreten. Da beobachten wir eine zweite auffallende Tatsache; nämlich die, daß die reichlich vorhandenen germanischen Bronzeschatzfunde der Periode I, obwohl sie im Gegensatz zu den

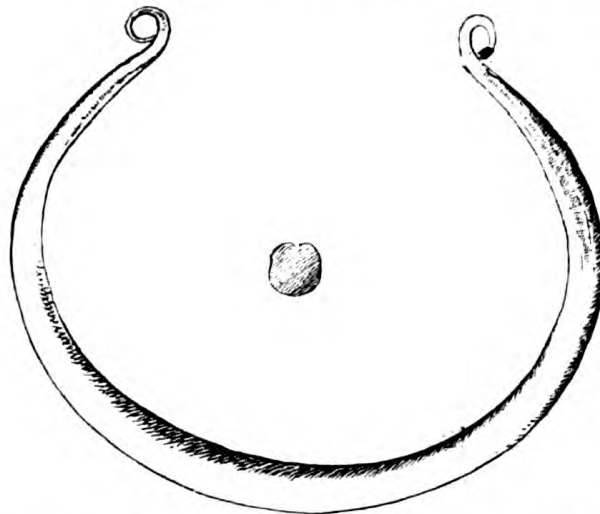


Abb. 53.  $\frac{1}{2}$ . Weisdorf, Kr. Ohlau, Schlesien.

germanischen Gräbern reich an Inhalt sind, ebensowenig wie die Gräber einen besonderen, eigenartigen, innerhalb Mittel- und Nordeuropas landschaftlich umgrenzten Stil vorführen. Vielmehr geht um diese Zeit eine völlig einheitliche Form der Bronzegegenstände, soweit sie aus Bronzeschätzen stammen, durch das ganze Germanenland und gänzlich unverändert auch durch das ganze Illyrierland, insonderheit durch das illyrische Ostdeutschland und mit geringen Abarten auch durch das übrige damals von illyrischer Bevölkerung eingenommene Gebiet des ehemaligen Österreich-Ungarn, nämlich die heutige Tschechoslowakei und Deutsch-Österreich, während in Westungarn die Schmuckformen eine Sonderstellung einnehmen. Es ist keine Frage, daß der sehr nüchterne, vielfach geradezu plumpe Stil dieser Bronzen der Bronzeschätze der Periode I ein ungermanischer, eben illyrischer Stil ist.

Beispiele dieses Stils bietet namentlich der Ringschmuck. Die Abbildungen bringen als Beleg hierfür Stücke schlesischer Bronzeschätze aus Weisdorf, Pilsch, Glogau und eines bisher noch nicht bekanntgewordenen sächsischen Schatzes von Kiebitz zwischen Mügeln und Döbeln. Letztere Abbildungen werden der Dresdener Museumsleitung verdankt.

Der Kiebitzer Bronzeschatz war in einem groben Topf geborgen, der nur vierzig Zentimeter tief, umgeben von einer aschenähnlichen Schicht, in den Erdboden eingebettet stand. In dem Tongefäß befanden sich folgende Bronzegegenstände: zwei rundstabile, glatte Halsringe, deren weit offene, verjüngte Enden dünn aus-

germanischen Gräbern reich an Inhalt sind, ebensowenig wie die Gräber einen besonderen, eigenartigen, innerhalb Mittel- und Nordeuropas landschaftlich umgrenzten Stil vorführen. Vielmehr geht um diese Zeit eine völlig einheitliche Form der Bronzegegenstände, soweit sie aus Bronzeschätzen stammen, durch das ganze Germanenland und gänzlich unverändert auch durch das ganze Illyrierland, insonderheit durch das illyrische Ostdeutsch-

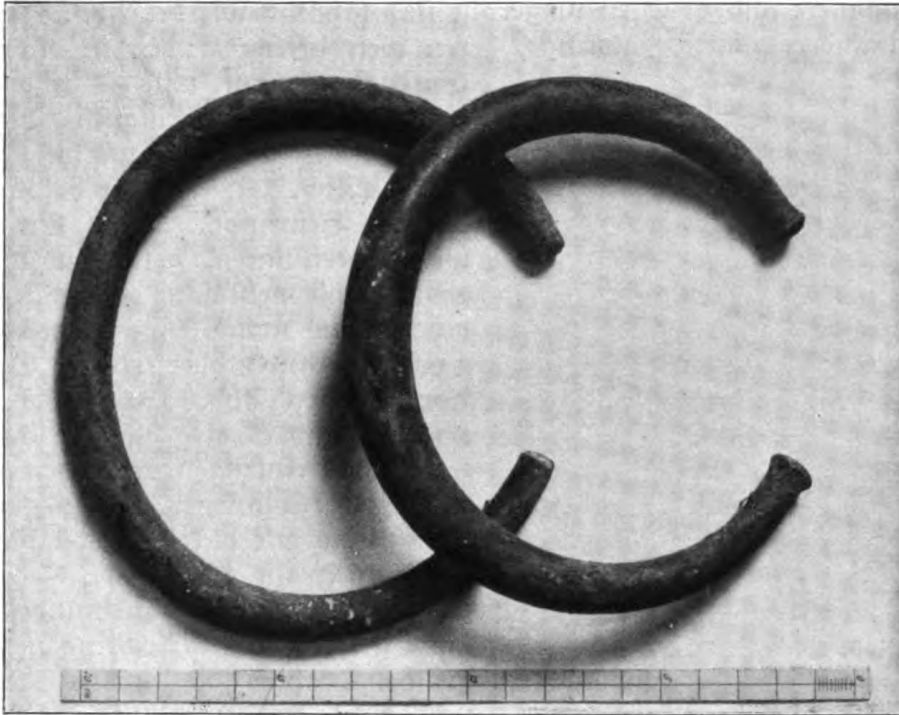


Abb. 54.  $\frac{1}{2}$ . Riebig bei Mügeln, Bez. Leipzig.

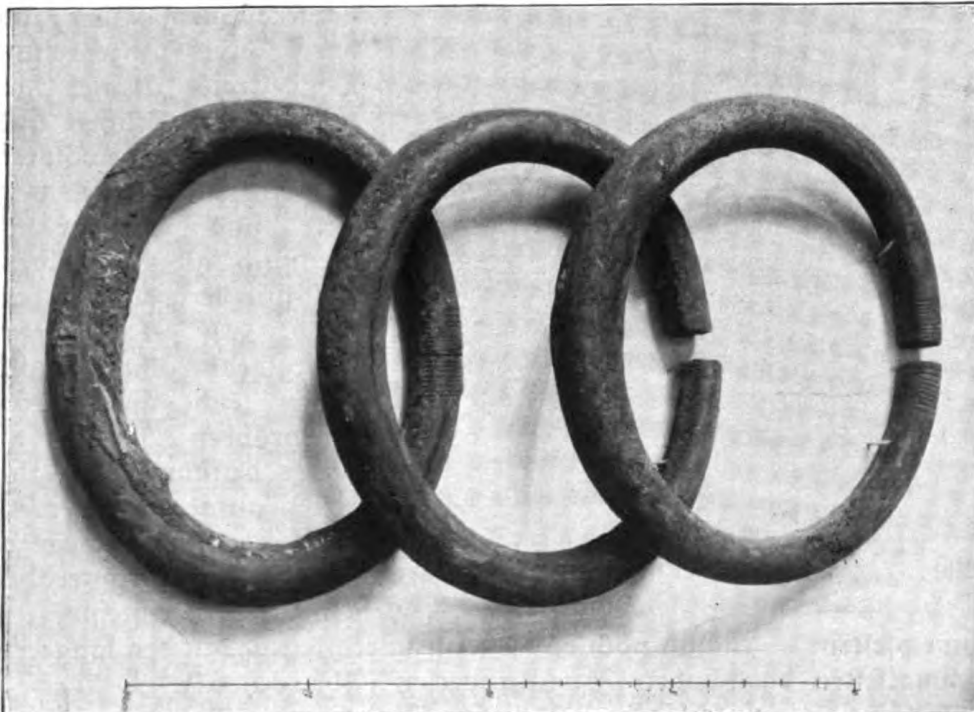


Abb. 55. Fast  $\frac{2}{5}$ . Riebig bei Mügeln, Bez. Leipzig. 3\*



gehämmert und zu Öfen umgerollt sind (ähnlich wie bei Abb. 53); — zwei andere glatte Halsringe, deren weit offene Enden in dickerem

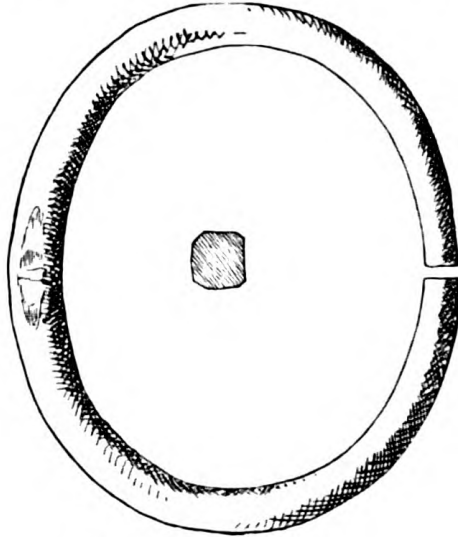


Abb. 56.  $\frac{1}{2}$ . Weisdorf,  
Kr. Obblau, Schlesien.

Guß teils stumpf, teils — und dies ist eine sächsisch-thüringische Eigenheit — in Stempelabschluß auslaufen (Abb. 54); — sechs besonders plumpe Beinringe, die an den nur wenig verjüngten, gerade abschneidenden und meist ganz eng schließenden Enden umlaufende eingeschnittene Querkanten oder erhöhte Querrippen tragen (Abb. 55; vgl. Abb. 56, im Elb- und Saalegebiet verschmelzen solche Beinringe ihre Enden gern zu völlig geschlossener Form); — eine Armspirale aus dickem rundstabigen, glattem Draht (Abb. 57); — ein zerbrochenes Gußstück aus mindestens acht geschlossenen Armringen des gleichen Drahtes, die an vier Stellen noch durch die Ausfüllung der Guß-

kanäle mit Bronzemasse manschettenartig eng verbunden sind; — zwei freisrunde, elfeinhalb Zentimeter breite Schmuckscheiben aus



Abb. 57.  $\frac{4}{5}$ . Riebig bei Mägeln, Bez. Leipzig.

papierdünnem Blech, die durch drei konzentrische Doppelkreise kleiner getriebener Buckelchen und einen stark gewölbten großen Mittelbuckel verziert sind und wahrscheinlich als Gürtelver-schlusszierde gedient haben (Abb. 58); — fünfzehn Spiraldrahtrollchen und sieben leicht querverriefte Blechröhren (Abb. 59), beides bestimmt, zu Halsketten aufgereiht zu werden, bei denen diese Bronze-rollchen und Bronzeröhren mit Bernsteinperlen

abwechselten; — endlich noch etwa zwanzig rechteckige, an den längeren Schmalseiten durchbohrte Bernsteinperlen (Abb. 60, 61).

Als weitere einschlägige ostdeutsche Bronzetyphen kommen hinzu: weit offene, stärker verjüngte Armringe plumper Form (Abb. 62)

und engschließende, für den Unterarm bestimmte, daher nach oben hin erweiterte längere Spiraldrahttröhren, wovon der Kiebitzer Fund nur ein auseinandergezogenes Bruchstück (Abb. 57), der Piltcher Fund aber ein gut erhaltenes, noch engschließendes Stück bietet (Abb. 63). Wird eine solche geschmiedete Armspirale durch einfachen Guß hergestellt, bekommt sie das Aussehen der in Abb. 64 dargestellten völlig geschlossenen gerippten Manschette. Diese Armbandform wird dann aber bald in der Weise gefälliger und praktischer gestaltet, daß sie einen durchlaufenden Schlig erhält, der das Stück etwas elastischer macht, und daß die Kandrippen verstärkt werden (Abb. 65). Endlich glättet man die Rippen völlig aus, stellt das Stück aus dünnem Bronzeblech her, das nur an den Rändern leicht aufgebogen wird, und kann nun die Außenwandung, namentlich die offenen Enden, mit eingeschlagenem Muster in dem ganz am Schluß der Periode I aufkommenden einfachen, aber nicht reizlosen Ornamentstil verziern. Solche jüngste Manschettenart ist auf Südmähren und das angrenzende Niederösterreich eingeschränkt (Abb. 66).



Abb. 58.  $\frac{2}{3}$ . Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig. Getriebene Bronzeflachscheibe und Erdabdruck einer zweiten.

Diese Aufzählung von Bronzeschmuckgegenständen der Periode I, die sich durch schwere, meist sogar plumpe Form hervortun, mag genügen. Es zeigt sich an ihnen die erste Freude an der neu kennen-

gelernten Metallegierung, wo man dem Stoffe noch nicht die ihm zukommende Gestaltung zu geben wußte, sondern nur auf eine möglichst massige Verwendung bedacht war, ähnlich wie man es am Ende der Steinzeit mit dem noch ungemein teureren, daher recht selten auftretenden reinen Kupfer tat, dem man die bei der Behandlung des Steins gewohnten schweren Formen gab.

Unsere Aufzählung hat größtenteils nur solche Bronzetypen ausgewählt, die mit geringer Veränderung und, wo es angebracht war,



Abb. 59.  $\frac{5}{6}$ . Riebig bei Mägeln, Bez. Leipzig.  
Oben: Bronze-Spiralröllchen; unten: Bronze-Blechrohren.

mit eingeschlagenen Ziermustern ausgeschmückt in der Periode II der illyrischen Bronzezeit fortleben. Da finden wir dieselben, nur noch massiver gegossenen Halsringe mit nun nicht mehr geschmiedeten, sondern in plumpem Guß ausgeführten Öfenenden, entweder schlicht oder geschmückt mit einem für diese Zeit kennzeichnenden Muster, dem sogenannten Wolfszahnornament (Abb. 67). Dieses Muster zeigt mehrere nebeneinandergestellte, oft sehr lange, schmale Dreiecke, die mit dichter Längsstrichelung gefüllt sind, und setzt sich oft an die beiden Ränder eines breiten Bandes an, das aus Quersfurchen besteht und wie ein Gurt um den runden Ringkörper herumläuft.

Dieselbe Verzierung findet sich jetzt an den schweren, weit offenen, stark verjüngten Armringen, die wir ebenfalls aus der Periode I

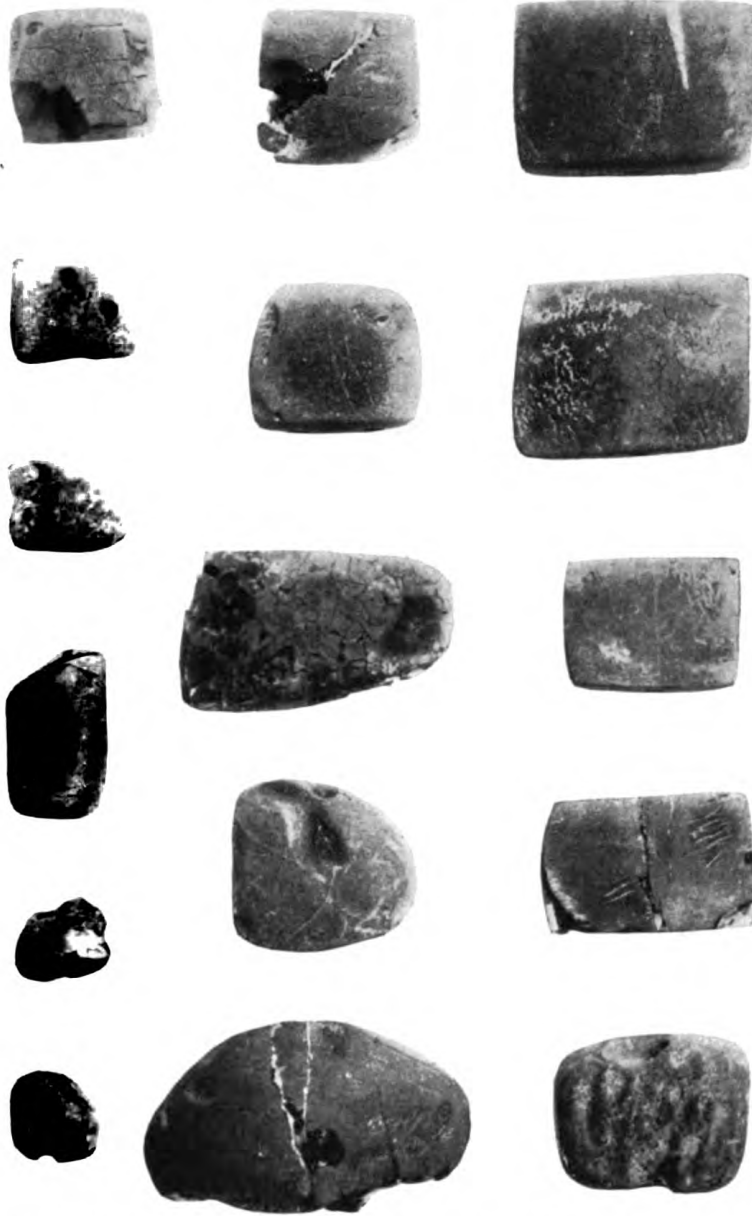


Abb. 60. Kiebig bei Mügeln, Bez. Leipzig. Bernsteinperlen, Vorderansicht.

schon kennen (Abb. 62), sei es, daß sie wie früher stumpf in geradem Abschnitt endigen (Abb. 68), oder daß aus den ebenfalls schon in Periode I erscheinenden pfotenartigen Enden nunmehr richtige Hufeisenstollen sich entwickeln (Abb. 69), die sich dann auch bei den Halsringen einstellen. Ebenso erscheinen die schweren ovalen Beinringe

(Abb. 55) jetzt teils unverändert in offener oder geschlossener Form, teils mit dem beschriebenen Wolfszahnornament in geschlossener Form; so in dem großen Schatzfund von Kossenthin, Kreis Kolberg, des Berliner Staatsmuseums.

Weiter finden wir die Drahtarmspiralen (Abb. 63, 57) wieder, nur daß sie jetzt mehr aus plattgeflopftem Draht hergestellt sind.



Abb. 61. Riebig bei Mügeln, Bez. Leipzig.  
Dieselben Bernsteinperlen wie in Abb. 60, Seitenansicht.

Dieser Typus verbreitet sich vom illyrischen Gebiet freilich auch auf germanisches; daß er aber den Germanen im Grunde fremd ist, zeigt sich daran, daß er in Periode II nur im Ostgebiete der Germanen auftritt, in Mecklenburg und Seeland, sehr viel seltener schon in der Uckermark und in Jütland, und überhaupt gar nicht in Westbrandenburg, Schleswig-Holstein und Provinz Hannover mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Lüneburg. Die gerippten Manschetten der Periode I erscheinen nunmehr als schmälere gerippte Armbänder

mit abgerundeten Enden (vgl. das ungarische Stück Abb. 74, Nr. 14). Auch die Öfennadeln der Periode I (Abb. 70) leben fort, doch ist bei ihnen die vorher über dem Kopf befindliche Öse nun unterhalb der Kopfscheibe, so in Ungarn (Abb. 74, Nr. 9) oder gar bis auf den Hals herabgesunken, wie bei dem ostdeutschen Typus (Abb. 71). Dasselbe gilt von den Nadeln mit durchbohrtem Kopf (Abb. 72, 73). Unverändert erscheinen weiter die Nadeln mit leicht

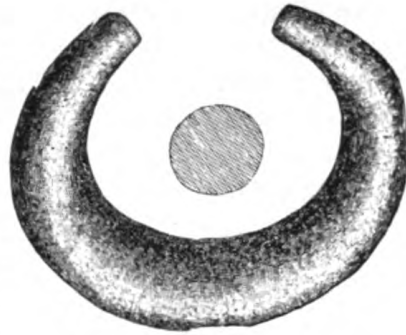


Abb. 62.  $\frac{1}{2}$ . Schonen, Schweden.

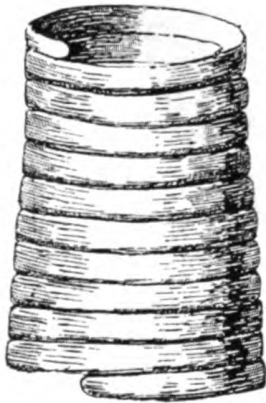


Abb. 63. Piltzsch, Kr. Leobschütz, Oberschlesien.



Abb. 64. Velitzsch, Böhmen.



Abb. 65. Glogau, Niederschlesien.



Abb. 66.  $\frac{1}{2}$ . Tieschan bei Gr.-Seelowitz, Mähren.

ingerolltem Kopfe, von denen eine besondere Abart am Ende der Periode II eine eigenartige Herabbiegung des Kopfes und Halses erfährt, so daß sie der Gestalt eines Hirtenstabes oder Bischofstabes ähnlich sieht und daher „Hirtenstabnadel“ heißt. Endlich erscheinen auch die Spirälrollchen und Blechröhrchen unverändert weiter (Abb. 59) und in Ungarn die halbmondförmigen, an den Spitzen ingerollten Anhänger (Abb. 74, Nr. 7, 8).

Doch auch neue Formen schafft die illyrische Zivilisation der zweiten Periode der Bronzezeit, zum Teil im



alten Stile: so die breitbandigen Unterschenkelspiralen aus Blech mit starkem Mittelwulst und mit von rückwärts her eingeschlagenen Buckelchenreihen, die im Zickzack laufen, an beiden Enden mit großen Spiraldrahtscheiben geziert (Abb. 75, 74, Nr. 4). Auch an ein-



Abb. 67.  $\frac{1}{2}$ . Rossenthin, Kr. Kolberg, Hinterpommern.



Abb. 68.  $\frac{1}{2}$ . Schlesien.



Abb. 69.  $\frac{1}{2}$ . Schlesien.

facheren Beinringen (Abb. 76) und Armringen (Abb. 74, Nr. 3) finden sich solche großen Endspiralscheiben, Formen, die man Fuß- und Armbergen zu nennen pflegt.

Von alldem gibt es auf germanischem Gebiet nichts, höchstens in den Grenzgebieten dies oder jenes Einfuhrstück. Wie anders war es dagegen in der Periode I, wo an der Hand der Fundstücke sich kein Unterschied auf illyrischem und germanischem Gebiete feststellen läßt, es sei denn der, daß solche Bronzeschätze je weiter nach Norden und Westen um so seltener werden. In Schleswig-Holstein und in Däne-

mark fehlen sie schon fast ganz, erst recht naturgemäß in Schweden. Schon diese Tatsache spricht dafür, daß die Schätze der Periode I ins germanische Norddeutschland vom illyrischen Ostdeutschland her eingeführt worden sind.

Und doch haben die Germanen schon während der Periode I einige wenige Bronzetypen selbständig geschaffen, ausschließlich

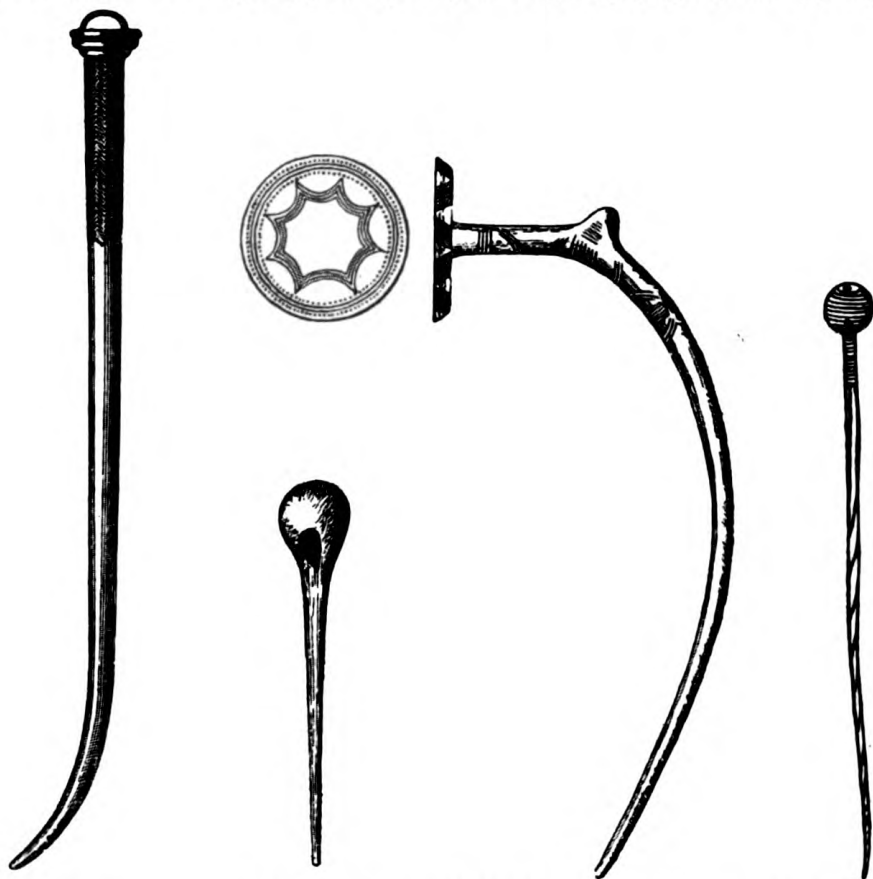


Abb. 70.  $\frac{1}{1}$ .  
Leubingen,  
Kr. Eckartsberga,  
Thüringen. Goldnadel.

Abb. 72.  $\frac{1}{2}$ .  
Gorzewice,  
Kr. Samter,  
Posen.

Abb. 71.  $\frac{2}{3}$ . Heidors-  
dorf, Kr. Nimptsch,  
Schlesien (nach Seger).

Abb. 73.  $\frac{1}{2}$ .  
Tinsdahl,  
Ostholstein.

aber auf dem Gebiete der Waffen. Dazu gehört die besondere gerade gestreckte und ziemlich schlanke Form der Randbeilklingen (Abb. 77), während auf illyrischem Gebiete teils diese germanische, teils die besonders in Sachsen-Thüringen beheimatete auftritt, die stark geschweifte Känder besitzt. Auf germanischem Gebiete entwickelt sich außerdem eine Abart von Beilklingen mit in der Mitte eckig geknickten Kändern. Dazu gehört weiter eine Dolchart mit schmaler Klinge, über deren Mitte ein starker Wulst entlang läuft, mit angegossenem stabförmigen, quergerieften, selten glatten Griff und etwas gewölbtem

Knauf (Abb. 78). Ein vierter germanischer Typ ist eine besondere Art des Stabdolchs, jener aus Spanien hergekommenen Waffe, die man noch besser „Dolchart“ nennen würde, deren sehr langer stab-

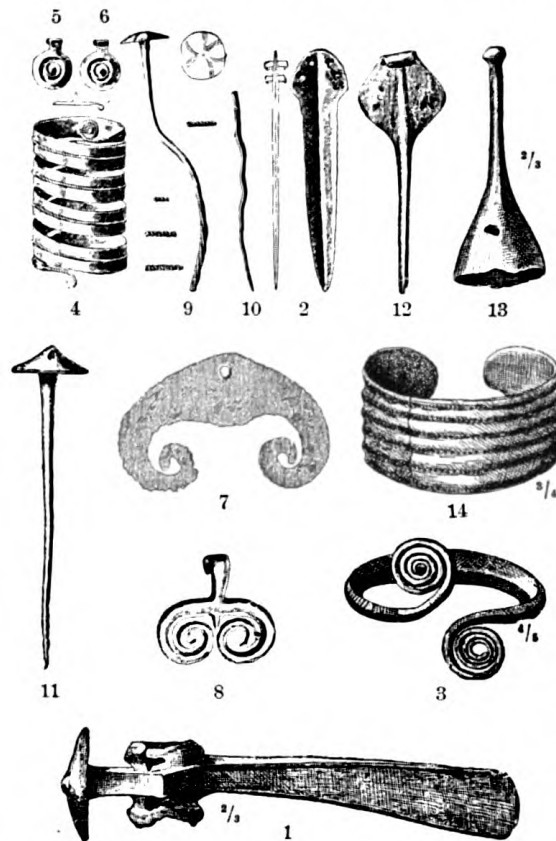


Abb. 74. Bronze-Typen der Periode II der Bronzezeit in Ungarn.

1. Streitart; 2. Dolch; 3. Armband mit Endspiralscheiben; 4. Beinspiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 5., 6. Konzentrisch gerippte Halsband-Anhänger-Scheiben mit Mittelspitze und Oberöse; 7., 8. Anhänger; 9.—12. Nadeln; 13. hütchenförmiger Anhänger; 14. längsgeripptes Armband. Die bei Nr. 1, 3, 13, 14 in Bruchzahlen beigefügten Maßangaben sind auf die Hälfte verkleinert zu denken; die übrigen Nummern haben ganz ungleichmäßigen Maßstab.

förmiger Schaft wie bei Äxten und Beilen im rechten Winkel zur Klinge steht. In Deutschland begegnet sie zufrühest im Saalkreise, wo sie halbrunden Nacken aufweist. Bei den Germanen allein erhalten diese Arte nicht nur einen meist mit der Klinge durch gemeinsamen Guß vereinigten Bronzeschaftkopf, wie er schon bei dem Saalkreistyp Regel ist, sondern sogar einen vollständigen Bronzeschaft. Außerdem hat der Schaftkopf hier als Besonderheit stets einen spigen dreieckigen Nacken und gern auch eine stufenweise vorspringende Übertragung als Schaftknauf (Abb. 79, 80). Auf dem nördlichen Teil des illyrischen Gebietes, wo diese germanische Form eindringt, wird der Schaftkopf dahin verändert, daß er den dreieckigen Nacken verliert und gerade abgeschnitten wird. Endlich erscheint ganz am Schlusse der Periode I noch eine besondere germanische Bronzeart mit Schaftloch, die eine Fortführung der ähnlichen Steinärte ist. Seltener bleibt sie unverziert; gewöhnlich bekommt sie eine Ausschmückung mit teils ganz kurzen, teils sehr langen schräggestrichelten

Dreiecken, dem schon beschriebenen Wolfszahnornament, wie ein nach illyrischem Gebiet ausgeführtes Stück besonders schön zeigt (Abb. 81).

Wir sprachen schon davon, daß die germanische Kultur der Bronzezeit, die erst in der Periode II ihre volle Entfaltung und ihren geradezu verblüffenden Aufschwung gewinnt, in der Hauptsache eigene Typen

schaft. Nur wenige, und zwar nur solche weiblichen Schmucks, knüpfen an die Formen der in Periode I aus dem fremden Ostdeutschland eingeführten Gegenstände an, gehen aber eigene Wege und weichen völlig ab von den ungermanischen Weiterbildungen der Urtypen aus Periode I.

Salzringe kennen die germanischen Frauen in dieser Zeit nur ganz ausnahmsweise und nur in Gestalt eines enggewundenen dünnen Bronzedrahtes (Abb. 82, Nr. 35). Statt dessen tragen sie breite längsgerippte Halskragen, deren Platten an den Enden zu röhren-



Abb. 75.  $\frac{1}{3}$ . Rużnice bei Thorn, Kongreßpolen.



Abb. 76.  $\frac{1}{2}$ . Przygodzice, Kr. Ostrowo, Posen.

förmigen Öfen umgerollt sind (Abb. 82, Nr. 34). Dieses prächtige Schmuckstück entwickelte sich zwar aus der primitiven Form der Öfenhalsringe der Periode I, indem ein Satz von meist neun solcher Halsringe in nach oben abnehmender Größe übereinandergelegt als Vorbild gedacht und als einheitliches Stück im Guß hergestellt wurde. Aber außerhalb Germaniens bleibt dieser Typ völlig unbekannt mit Ausnahme von Kurhessen und Thüringen, wohin er aus Germanien her eingeführt wurde. Ähnlich knüpfen die längsgerippten Armbänder (Abb. 82, Nr. 36) an die ähnlichen illyrischen Manschetten der Periode I an, deren Breite sie jedoch merklich herabmindern; hier haben auch die Illyrier eine etwas abweichende Art der Weiterbildung des älteren Typus. Von den annähernd zylindrischen Armspiralen erwähnten wir schon (S. 40), daß sie wie in Periode I, so in Periode II in Germanien im Grunde ein fremder Typ blieben.

Auch den herrlichsten Frauenschmuck dieser Zeit, die reichverzierte, große, schwachgewölbte Bronzegürtelscheibe mit Mittelbuckel (Abb. 82, Nr. 37) kann an kleinere und nur ärmlich verzierte Scheiben wohl derselben Bestimmung angeknüpft werden, die in Böhmen und

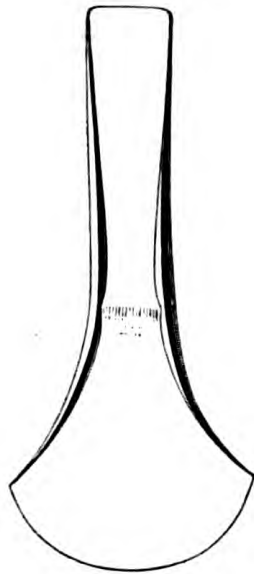


Abb. 77.  $\frac{1}{2}$ .  
Umgegend von Lübeck.

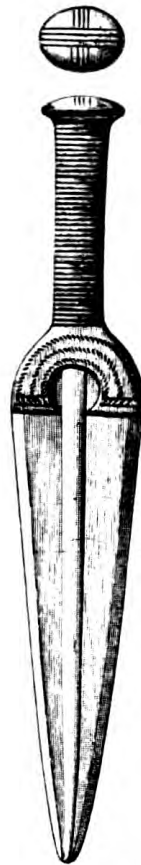


Abb. 78.  $\frac{1}{3}$ . Malchin,  
Mecklenburg-Schwerin.

Mähren am Schlusse der Periode I auftauchen, dort jedoch ohne Nachfolge in jüngerer Zeit bleiben. Diese Scheiben, die germanischen wie die illyrischen, sind alle gegossen; ihre Vorgänger aus dem Anfange der Periode I haben sie in den aus dünnstem Bronzeblech getriebenen, auch mit getriebener Verzierung versehenen Scheiben, wie wir sie aus Kiebig kennenlernten (Abb. 58). Nadeln als Toilettengerät waren schon in Periode I bei den Germanen sehr selten eingeführt worden. In der Periode II fehlen sie sogar ganz dem Hauptgebiet der Germanen. Eine Ausnahme machen nur die selbständig umgebildeten Typen der Nadeln mit Radkopf

und mit großem senkrecht gestellten Scheibenkopf, die beide nach Vorläufern aus Süddeutschland geschaffen sind und nur bei den Nordwestgermanen üblich werden, schon in Schleswig-Holstein so gut wie fehlen und dies erst recht in Dänemark und Skandinavien. Statt der einfachen Nadeln brauchen die Germanen das von ihnen eigens erfundene Trachtenstück der Sicherheitsnadel, die ein zweiteiliger Gegenstand ist (Abb. 82, Nr. 42—44). Dieses unendlich wichtige Gerät, das in wenig veränderter einfacher Form bis heute weiterlebt, wurde zwar von den westlichen und südwestlichen Nachbarn der Germanen viele Jahrhunderte lang abgelehnt, verbreitete sich aber schon einige Zeit nach seiner Erfindung über das ostdeutsche und österreichische Illyrierland

nach Oberitalien, wo es eine praktische Vereinfachung erhielt und von wo es in dieser neuen Gestalt das mykenische Griechenland und Kreta eroberte, ja selbst nach Kleinasien wanderte.

Sicherheitsnadeln wurden von beiden Geschlechtern getragen. Was

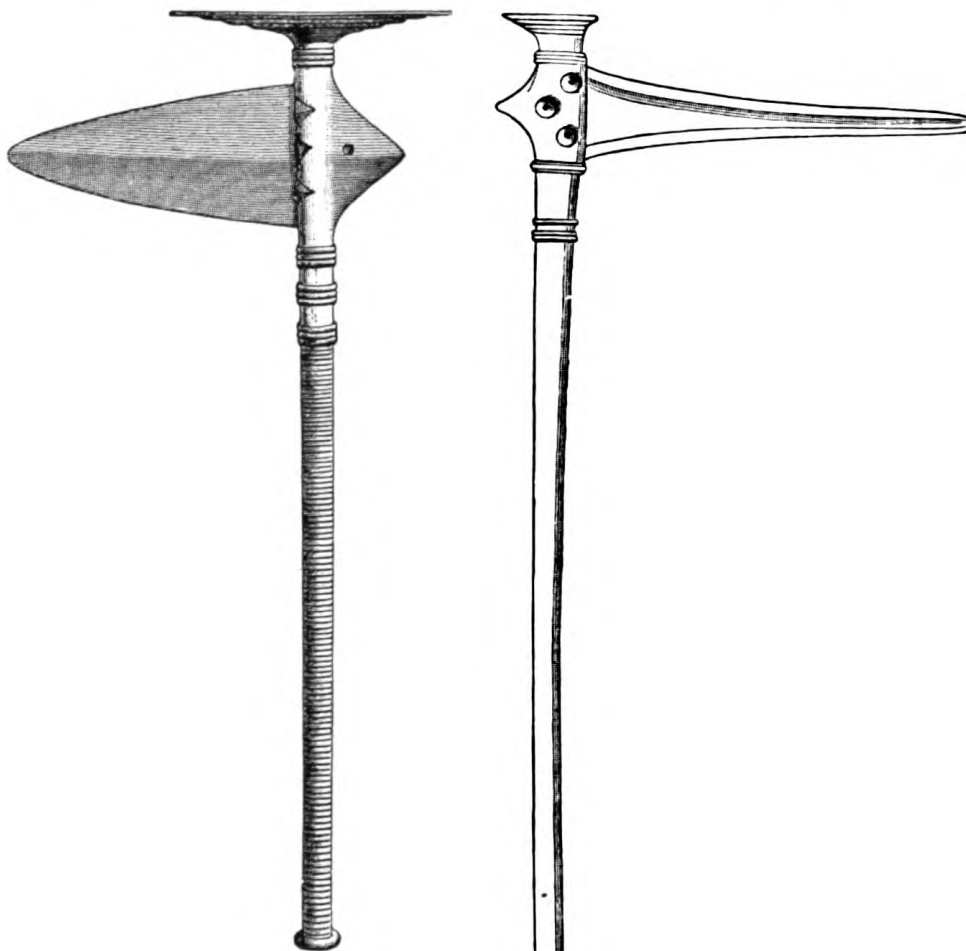


Abb. 79.  $\frac{2}{9}$ .  
Trieplanz,  
Kr. Ruppin,  
Prov. Brandenburg.

Abb. 80.  $\frac{1}{5}$ .  
Stubbendorf,  
Mecklenburg-Schwerin.

der germanische Mann sein Sondereigen nannte, sowohl in Tracht, als in Bewaffnung, erhielt während der Periode II in besonders augenfälliger Weise seine selbständig germanische Formung. Sehen wir in Abb. 82 die schlanken Klingen der einfacheren Randbeile (Nr. 14, 15), der Absatzbeile (Nr. 16—18), der Tüllenbeile (Nr. 19, 20), der Prunkärte (Nr. 21), der Schwertgriffe und Knäufe (Nr. 24, 25)

mit den zugehörigen Bronze-Ortbändern der Holzscheide (Nr. 26, 27), Schwertriemenknöpfen (Nr. 41) und Zierbuckeln (Nr. 40), so stellt die Forschung fest, daß hier keine Spur einer Entlehnung, einer Anknüpfung an Fremdes zu erkennen ist. Dasselbe gilt von den beiden Arten der Lanzenspitzen (Nr. 29, 30), von dem Gürtelhaken (Nr. 28), dem Rasiermesser mit Pferdekopfgriff (Nr. 32), endlich der Saarzange (Nr. 33), die sich auch nur in Männergräbern findet. Den schönen Schwung der Form aller dieser Geräte kann man in Abb. 82 wenigstens bei der Mehrzahl nordürftig wahrnehmen. Ihre ganze Feinheit und Schönheit aber, der hochentwickelte Geschmack ihrer Verzierung leuchtet nur aus solchen Abbildungen hervor, wie sie mein Buch: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ (6. Auflage, 1934) in großer Fülle darbietet.

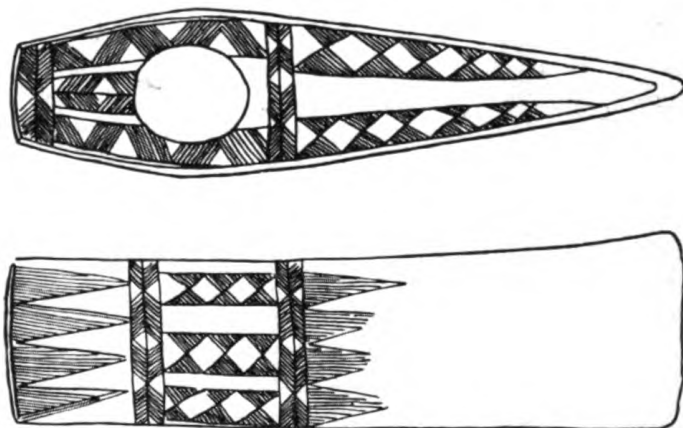


Abb. 81 a, b. Lößschüg bei Lommagsh, Sachsen. Museum Dresden.

Zur Ergänzung dieses Bildschazes seien nur noch zwei Gegenstände derselben Zeit hinzugefügt, die sich öfter in Männergräbern fanden, die diesseits und jenseits der früheren deutsch-dänischen Grenze in Schleswig-Holstein und Jütland geöffnet worden sind: Hügelgräber mit Bestattungen in Eichbaumsärgen, die durch die ausgezeichnete Erhaltung fast ihres vollen Inhalts uns Kenntnis geben von Vielerlei, was sonst nirgends auf uns gekommen ist. So namentlich von der Mannes- und Frauentracht. Zur Ausstattung des vornehmen Mannes gehörte auch eine große, schöngeformte Holztasse, in deren Boden ein achtzackiger Stern eingebrannt war, sowie umlaufende Bänder in den Oberkörper und ähnliche Muster in den reizvoll geschwungenen, an den Rändern ausgeschnittenen Henkel. Alle diese eingebrannten Verzierungen sind an ihren Säumen dichtest mit kleinen Zinnstiftchen besetzt. Das andere Gerät ist ein Salsstuhl aus Holz (Abb. 83). Seine beiden Beinpaare werden in der Mitte durch je einen durchgeschlagenen Bronzebolzen zusammen-

gehalten, der zur Hälfte viereckig, zur Hälfte rund gestaltet ist. Hierdurch wurde die Festigkeit der Fügung wesentlich erhöht, ohne daß

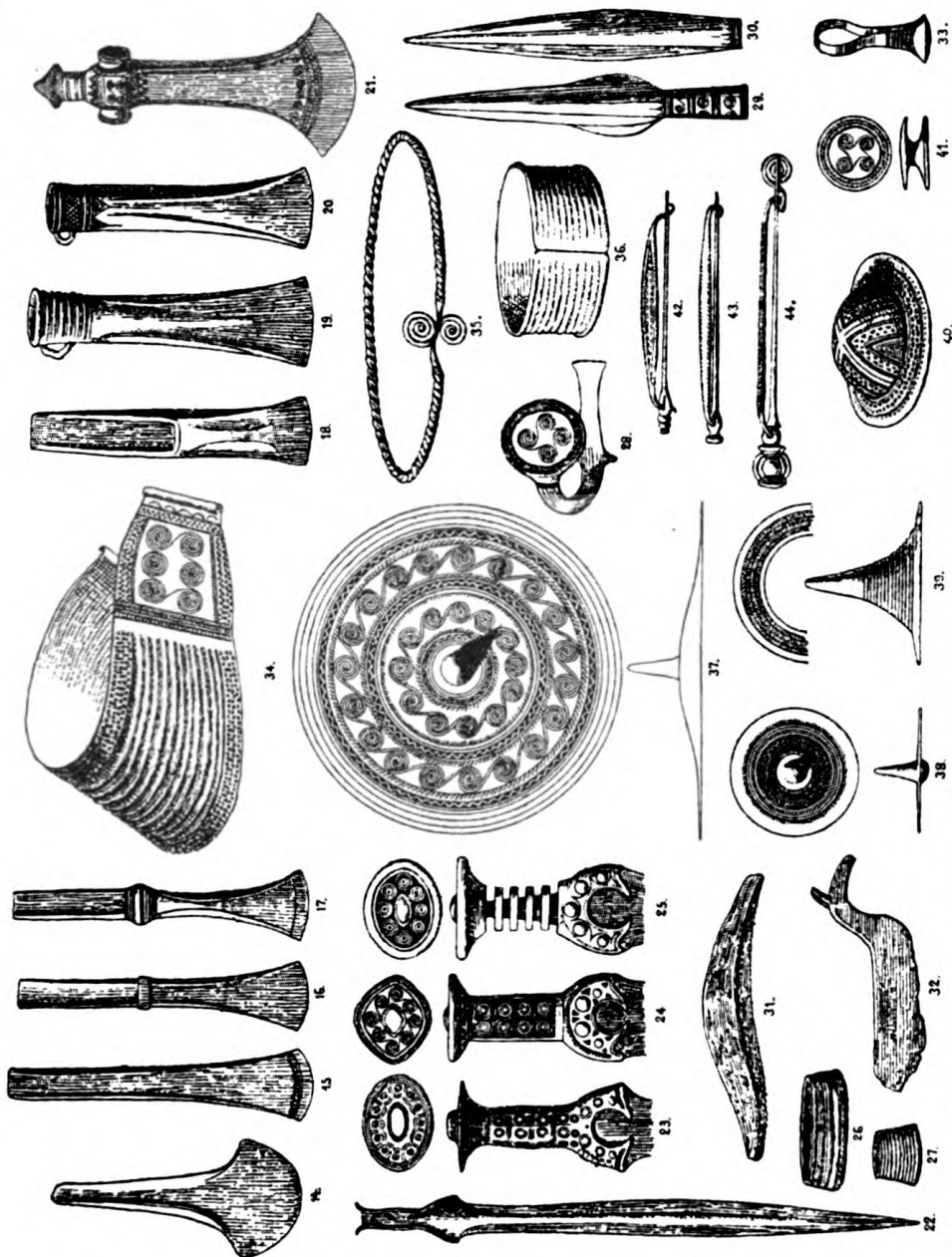


Abb. 82. Typen der zweiten Periode germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Südschweden. Männlich: 14—20. Beilflingen; 21. Prunkart; 22—27. Schwerter und Schwertscheiden-Ortbänder; 28. Gürtelbaken; 29, 30. Lanzenspitzen; 31. Säge; 32. Kistmesser; 33. Haarspange; 40. Schwertriemenbuckelzier; 41. Riemen-Doppelnopf. Weiblich: 34. Halskragen; 35. Halsring; 36. Armband; 37. Gürtelplatte; 38, 39. Gürtelschmuck; 42—44. Gewandnadeln (Fibeln).

dabei die Leichtigkeit der Handhabung, die Beweglichkeit des Geräts litt. Schon dieser kleine Zug zeigt das hohe technische Wissen der germanischen Kunsthandwerker. An den Enden der die vier Bein-  
stäbe verbindenden waagrechten Längsstäbe befinden sich acht reich-  
verzierte Bronzekapseln. Dazu tragen die oberen Kapseln noch eine



Seitenöse für die Aufnahme von Riemen, die sich unter dem Sitzleder des Stuhles kreuzten, wo sie durch zwei vierkantige schräggerichtete Röhren einer dicken Bronzescheibe liefen. Durch Hin- und Herschieben der Bronzescheibe ließen sich die Schnüre loser und fester gespannt stellen und ihre Spannung mit der des Ledersitzes in Übereinstimmung bringen. Das Sitzleder ist an den Rändern mit Bronzespinalen besetzt, deren Endspitzen durch das Leder greifen und auf seiner Unterseite umgebogen sind. Diese in Europa einzigartigen Klappstühle haben Ähnlichkeit mit Klappstühlen aus Syrien und Ägypten, die derselben Zeit angehören; doch weichen letztere in vielem,

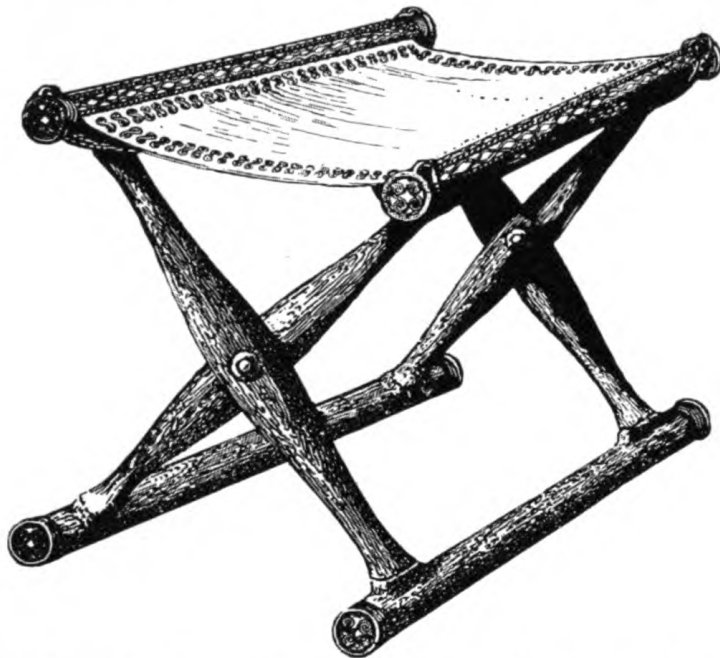


Abb. 83. Etwa  $\frac{1}{5}$ . Bechelsdorf, Fürstentum Ragoberg. Rekonstruktion.

vor allem im Stoffe, von den germanischen ab, die schon durch die Bronzekapseln mit ihrer echt germanischen Spiralzier sich als eine einheimische Arbeit und Erfindung erweisen. Törichterweise sprach man bei Gelegenheit der Ausbeutung des Grabes des ägyptischen Königs Tutanchammon in Zeitungen viel davon, daß ägyptische Thronessel auch in germanischen Gräbern zum Vorschein gekommen wären.

Aus allem, was über die Bronzezeitperiode I und II auf germanischem und illyrischem Gebiete ausführlich dargelegt worden ist, wird klar geworden sein, daß wir erst in Periode II von einer ausgesprochenen germanischen Bronzekultur sprechen können, und daß in Periode I die Bronzen des germanischen Gebiets in der Hauptsache illyrischen Stil zeigen, größtenteils auch illyrische Arbeit sind.

Wir haben demnach auf siedlungs- und kulturarchäologischem Wege keine Möglichkeit, über die Periode I hinwegzukommen. Diese Periode verhüllt uns die Grenzen des Germanengebietes, sie ist jene Barre, jenes Hindernis der Anwendung meiner Methode, auf das ich in den einleitenden Ausführungen dieses Buches als möglicherweise eintretend hinwies.

Zunächst erscheint dies Hindernis unüberwindlich. Wir müssen also das Ding umdrehen und von der anderen Seite betrachten. Wir müssen von rückwärts her, von der ältesten Urzeit unserer Bevölkerung aus in die jüngeren Zeiten herabsteigen und sehen, ob wir die scheinbar uneinnehmbare Festung der Periode I von jener Seite her erobern können. Tun wir das jetzt.

## 2. Germanen und Indogermanen<sup>1</sup>

Die Germanen gehören, wie deutsche Forschung schon vor mehr als hundert Jahren (Franz Bopp, 1816) erkannt hat, zu den indogermanischen oder arischen Völkern und sind wie diese alle notwendig hervorgegangen aus einem landschaftlich verhältnismäßig eng umgrenzten indogermanischen oder arischen Urvolk. Allgemein bekannt ist, daß die Sprachforschung, beirrt durch den Trugspiegel des Orients, viele Jahrzehnte lang Innerasien als Urheimat der Indogermanen angesehen hat, wie wir das in den Schulen gelernt haben und wie dort heute noch vielfach gelehrt wird, wenn von solchen entlegenen, humanistisch nicht zu erfassenden und humanistisch noch weniger zu verwertenden Dingen überhaupt dort geredet wird.

Doch die Rassenkunde im Verein mit der vorgeschichtlichen Anthropologie und in ihrem Gefolge besonders eindrucksvoll überzeugend die vorgeschichtliche Archäologie traten der Sprachforschung entgegen, indem sie teils Nordeuropa, d. h. Skandinavien, teils richtiger das Küstengebiet des südwestlichen Ostseewinkels, also nur Südschweden, Dänemark und die Dänemark nächst benachbarten norddeutschen Küstenprovinzen als indogermanische Urheimat nachwiesen.

Die Sprachforschung gab dann ihren Irrtum auf, trat zunächst für Europa im allgemeinen ein und konnte endlich, besonders unter Beihilfe der Pflanzen- und Tiergeographie, sogar enger umgrenzte Gebiete Europas als Urheimat erkennen. Sie stellte fest, daß die Bezeichnungen gewisser Waldbäume, die nur in Europa oder nur in Nordeuropa oder Nordwesteuropa vorkommen, dennoch bei allen indogermanischen Völkern ganz Europas und Vorderasiens in Gebrauch sind. Aber dort, wo diese Waldbäume fehlen, sind jene Bezeichnungen auf andere Bäume übertragen worden. Das indogermanische Urvolk muß also aus jener Gegend stammen, wo diese Bäume einst beheimatet waren.

So erweisen die Gleichungen aller indogermanischen Sprachen für die Namen der Eiche Europa im allgemeinen als Urheimat. Die Gleichungen für Buche und Eibe schränken die Urheimat auf das Gebiet westlich der Linie Königsberg—Odessa ein, denn östlich dieser Linie fehlen diese beiden Bäume vollständig.

<sup>1</sup> Zu diesem Kapitel ist zu vergleichen mein Buch: Die Indogermanen. Ein Umriss. I. Das indogermanische Urvolk. Leipzig 1921.

Die Namen für Aal und Lachs, also Tiere, die nur in den nördlichen Meeren erscheinen, und weiter die gleichen Namen für „Meer“, für „Schneien“ und für nur drei der vier Jahreszeiten, nämlich Winter, Frühling, Sommer, lassen endlich nur Nordeuropa einschließlich der deutschen Nordsee- und Ostseegebiete zu. Sprachliche Gegen Gründe gegen die Annahme der Gebiete um die Ostsee als Urheimat der Indogermanen sind zwar später noch aus den Bezeichnungen für die Schildkröte und für die Waidpflanze, jenes uralte Blaufärbemittel, und aus dem angeblichen Fehlen dieser beiden Dinge in der frühesten Vorzeit Nordeuropas hergeleitet worden, konnten aber von der Archäologie sofort widerlegt werden.

Immer bleibt die Sprachforschung in dem Nachteil, daß sie weder nach Raum, noch nach Zeit zu genauen und bestimmten Angaben und Antworten vorzudringen vermag, was nur der vorgeschichtlichen Archäologie im Verein mit der vorgeschichtlichen Anthropologie vergönnt ist. Im allgemeinen verzichtet darum die neueste Sprachforschung darauf, aus sich heraus das genauere Gebiet der Urheimat feststellen zu wollen. Sie bescheidet sich vielmehr dahin, die älteste Lagerung der indogermanischen Einzelvölker zueinander nach der ersten Zerteilung des indogermanischen Urvolks als die weitest zurückliegende Stufe anzusehen, zu der ihre Forschungsmittel gelangen können.

Die neueste Karte über die erste Zerteilung des indogermanischen Urvolks in die indogermanischen Einzelvölker (Abb. 84), ausgeführt von dem schwedischen Professor K. S. Johanson, zeigt jedoch, daß die Sprachwissenschaft für sich allein auch hier nur zu ganz allgemeinen, ziemlich unsicheren Ansetzungen vordringen kann. Erst die Archäologie ist es, die hier die Landschaftsgebiete sicherer zu umgrenzen und vor allem auch ganz bestimmte Zeitangaben für jene frühen Vorgänge der Völkerbildungen zu ermitteln vermag. Der Archäologe wird die Ansetzung der Germanen, der Kelten, der Illyrier, Sarmaten, Arier und der Italiker, wie sie diese Karte zeigt, mehr oder weniger beanstanden müssen.

Weit schlagender als die Schlüsse der Sprachforschung in der Frage der Urheimat, ob Asien oder Europa, sind die Überlegungen, welche die Völkerkunde einschließlich der allgemeinen Rassenkunde an die Hand gibt.

Die Ur-Indogermanen müssen ein hervorragend kräftig veranlagtes ruhelos tätiges, beständig schöpferisches Volk gewesen sein, das nur im stürmischen Kulturfortschritt Genüge und Befriedigung fand.

Die Asiaten Vorder- und Südasiens sind selbst dort, wo vielleicht noch etwas arisches Blut in ihren Adern fließt, zwar teilweise auch heute noch tiefe Denker, mehr noch Grübler, in der Mehrzahl jedoch durch Klimaeinflüsse und Beimischung fremden Bluts zu schlaffen Fatalisten geworden, die in feigen Weltfluchtgedanken hinbrüten, statt

heldischem Kampf für hohe Ziele zu leben. Die dortigen dunkeln Urrassen haben natürlich nicht die geringsten Beziehungen zu europäischem, geschweige denn indogermanischem Wesen.

Die Geschichte zeigt zudem, daß von Asien nur solche Völker einbrüche nach Europa gekommen sind, die kulturvernichtend wirkten, wie die der Hunnen, der Magyaren, der Mongolen und anderer Völkersplitter. Das Umgekehrte gilt von den Völkerzügen, die aus Europa

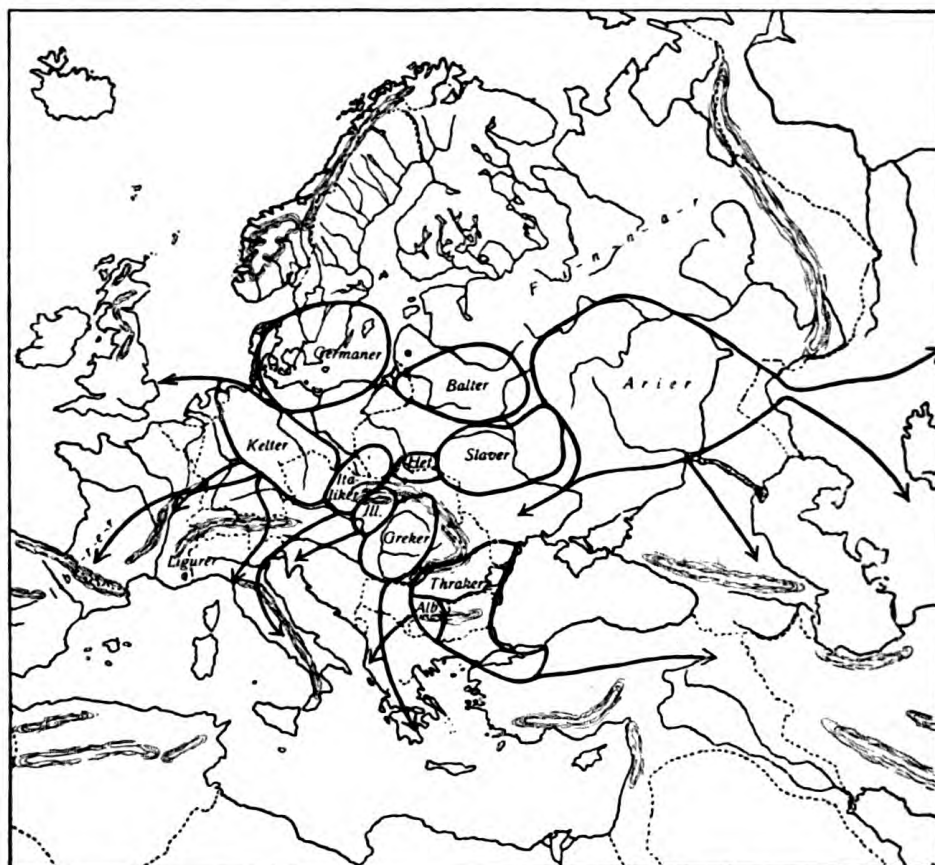


Abb. 84. Ursitze der indogermanischen Völker (nach R. F. Johanson).

nach Asien gerichtet waren, so der Zug der Arier, der Zug der Makedonier usw.

Was endlich die spezielle Rassenkunde anbelangt, so sehen wir bei allen indogermanischen Völkern, sowohl bei den Ostindogermanen, d. h. Indern, Iranern in Persien, Saken in Afghanistan und Belutschistan, zu denen einst auch die Skythen und Sarmaten gehörten, ferner bei den alten Thrafern der Balkanhalbinsel, endlich bei Slawen und lettisch-litauischen Stämmen — und erst recht bei den Westindogermanen, d. h. bei Hellenen, Illyriern, Italikern, Kelten, nicht zu reden von den Germanen: bei allen diesen Völkern,

sage ich, sehen wir im Altertum ein bedeutendes Hervortreten zum Teil sogar Vorherrschen des nordischen Rassenstammes. In beschränktem Maße sehen wir dies noch an den heutigen Nachkommen jener Völker, in sehr viel stärkerem Maße aber vernehmen und erschließen wir es aus literarischen Nachrichten frühgeschichtlicher Zeit. Am deutlichsten naturgemäß bei den Völkern, die die älteste schriftliche Überlieferung besitzen, insonderheit bei den Griechen.<sup>1</sup> Hier hören wir nicht nur davon, sondern können es mit eigenen Augen sehen. Denn hier werden unsere geschichtlichen Kenntnisse unterstützt und ergänzt durch die Bildhauerkunst.

Lichte Haut, Blondheit, Blauäugigkeit, Schmalgesichter und Langköpfe finden wir bei den Griechen in überraschender Fülle.

Besonders bei den führenden Schichten der Bevölkerung: beim hohen Adel, bei den Patriziern, bei den Kriegern und freien Bürgern und sehr kennzeichnend bei den Göttergestalten.

Auch die Perser werden von den griechischen Geschichtsschreibern als große, kräftige Leute von stolzer Erscheinung geschildert, und blond, schmalnasig, langgesichtig erscheinen sie z. B. an dem berühmten sogenannten „Alexander“-



Abb. 85. Perserkopf des sidonischen Sarkophags. Museum Konstantinopel. (Photographie von F. Bruckmann, München.)

Sarkophag aus Sidon in der Darstellung einer der Schlachten, in denen Alexander der Große das Heer des Perserkönigs Dareios besiegte (Abb. 85) und ebenso in dem Parallelbilde der Löwenjagd Alexanders in Gemeinschaft persischer Großen.

Eine Idealfigur Alexanders, der sogenannte Alexander Rondanini in München, ein Werk des attischen Künstlers Leochares, zeigt ihn als antike Siegfriedsgestalt in vollkommen germanischem Gelock.

Der echt nordische Langschädel mit starker Auswölbung des Hinterkopfes tritt am besten hervor in der Seitenansicht der Statue Alexanders aus Magnesia am Berge Sipylos in Kleinasien (Abb. 86).

<sup>1</sup> Eingehendere Ausführungen über diesen hier nur kurz behandelten Stoff habe ich in einer besonderen Abhandlung gegeben: Der „nordische“ Körpertypus der Griechen und Römer (Deutscher Volkswart. I. Leipzig 1914. S. 265—272).

Die Büsten des Redners *Lysias* aus dem fünften Jahrhundert besitzen ebenfalls langes Gesicht, schmale Nase, hohe, schräg gewölbte Stirn und wieder besonders den oben flachen Schädel mit dem schräg abfallenden, unten kuppelig abgesetzten Hinterhaupt des langen Kopfes. Die nordische Kopfform leuchtet hier darum so stark hervor, weil *Lysias* in höherem Alter als *Kahlkopf* dargestellt worden ist. — In unübertrefflicher Weise sehen wir die nordische Gesichts- und Schädelbildung trotz des dichten, nordisch leicht gewellten Barts und Haupthaares bei den Büsten des um 300 v. Chr. blühenden Philosophen *Zenon*, des Stoikers (Abb. 87, 88).



Abb. 86. Kopf der Bildsäule Alexanders d. Gr. aus Magnesia am Berge Sipylon. Museum Konstantinopel.

Noch im ersten Jahrhundert v. Chr. erscheinen dieselben Eigenschaften der Kopfbildung: schmale Nase, langes Gesicht, langer, oben flacher Schädel bei dem Philosophen *Poseidonios* von Rhodos, dem Geschichtschreiber der Kimbernkriege.

Nicht anders als bei den männlichen ist es bei den weiblichen Bildern. Aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. stammt eine *Herme* der *Aspasia* von Milet, der geistvollen Gattin des *Perikles*, von der wir wissen, daß sie blond war, und daß ihr Großäugigkeit nachgerühmt wurde, jenes Schönheitszeichen, das bei Homer stets als *Stierblick* bezeichnet wird. Sie ist besonders langgesichtig.

Auch wo bei den Bildwerken aus der Zeit höchster Blüte griechischer Kunst die Bemalung jetzt ganz vergangen ist, zeigt die Körperbildung der Göttinnen völlig nordische Erscheinungen. Das gilt in hervorragendem Maße von dem allerberühmtesten Bildwerk des Altertums, welches das höchste Entzücken der Zeitgenossen erregte, von der *Knidischen Aphrodite* des *Praxiteles*. Wir kennen zwar nicht ihr Urbild, doch ist eine diesem nahesteheende Nachschöpfung bester griechischer Zeit in dem Kopfe der Sammlung v. Kauffmann auf uns gekommen (Abb. 89). Ihre Gesichtszüge in Vorder- und Seitenansicht, der Kopf in der Seitenansicht, das üppige, leicht gewellte Haar führen hier eine beredte Sprache. Ganz nordisch ist auch der Ausdruck unnahbarer Keuschheit, den diese Züge atmen, die Vereinigung mädchenhafter Anmut mit göttlicher Würde.

Und das gleiche gilt von der *Aphrodite* von Melos (Abb. 90), die eine schon etwas reifere Schönheit verkörpert, in leiblicher wie geistiger Hinsicht. Sobeitvolle Erhabenheit beseelt auch noch dies Werk eines Künstlers des zweiten Jahrhunderts v. Chr., da es auf eine Urschöpfung des vierten Jahrhunderts zurückgeht.

Berühmte Beispiele nordischer Erscheinungen sind die kleinen  
Gewandfiguren aus dem Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr., die  
sogenannten Tanagrafiguren, deren Bemalung stets blondes Haar

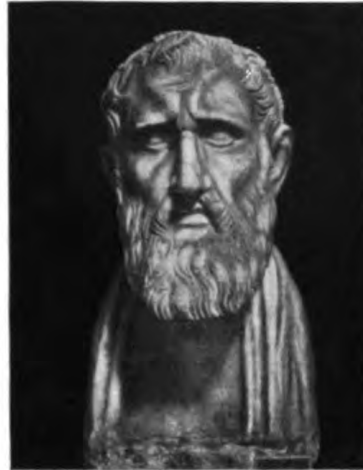


Abb. 87, 88. Büsten des Zenon (in Kopenhagen und Neapel).



Abb. 89 a, b. Anidische Aphrodite aus Tralles in Karien.  
Sammlung R. von Kauffmann, Berlin.

und blaue Augen aufweist. Ganz besonders gut erhalten ist die Be-  
malung auch bei zwei kleinen Schöpfgefäßen des vierten Jahrhunderts  
v. Chr., die 1869 in der griechischen Kolonie Phanagoria auf  
Taman an der Straße von Kertsch am Schwarzen Meer einem Grabe  
entworfen wurden. Rosigste Hautfarbe, himmelblaue Augen und



goldenes Gelock schmücken die an jenen Gefäßen ausgeführten Büsten der Aphrodite in der Muschel und der besonders anmutigen Sphinx.

Das Zentrum der blonden Rasse ist nun bekanntlich Nordeuropa, und zwar alle Lande um die Ostsee herum. Hier also — westlich des Meridians von Königsberg nach den Schlüssen der Sprachforschung — ist die Heimat der Indogermanen zu erkennen.



Abb. 90. Aphrodite von Melos.

Woher kam nun das indogermanische Urvolk in dies während der Eiszeiten unbewohnbare Gebiet? Zu dem Begriff „Volk“ gehört ein abgeschlossenes, mehr oder weniger dicht besiedeltes Landgebiet von annähernd einheitlicher Kultur und Sprache.

Über die Sprache einer so frühen Vorzeit können wir freilich nur durch verbindende Beobachtung von Tatsachen Schlüsse ziehen, die aber selbst bei größter Vorsicht mehr oder weniger unsicher bleiben werden. Dagegen vermittelt die Archäologie klare Anschauungen über festausgeprägte Kulturen scharf umgrenzter Landschaften genau bestimmter Zeiten. Und Hand in Hand mit ihr geht

die Anthropologie und die vor- und frühgeschichtliche Rassenkunde. Diese beiden Wissenschaften Archäologie und Anthropologie müssen wir also vor allem zu Rate ziehen.

Zunächst wollen wir nun zu ermitteln suchen, was die vorgeschichtliche Rassenkunde über die Ahnen der ältesten nordischen Bevölkerung aus der Spätstufe der Eiszeit oder Alt-Steinzeit uns sagen kann und welches Licht hiervon auf die nordische Bevölkerung der jüngeren Steinzeit fällt. Ein letzter Teil des Buches soll dann auf archäologischem Wege an der Hand der Kulturhinterlassenschaft der nordischen Bevölkerung die Entwicklung dieser Bevölkerung von ihren frühesten Anfängen bis zu dem Punkte verfolgen, da die Germanen als Sondervolk aus ihr hervorgehen.

### 3. Entstehung der nordischen Rasse

Wir halten uns hier nicht mit dem Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg auf, dem ältesten bis jetzt auf der Erde bekannten Menschenrest, der einer Art Vormensch angehört: Palaeoanthropos „Alt-mensch“ nennen ihn die Anthropologen. Er stammt aus der Mitte der Zwischeneiszeit, die zwischen den beiden großen Eiszeiten liegt, in die man, das System vereinfachend, neuestens die gesamte Eiszeit-epoche einteilt. Ebenso wenig beschäftigen wir uns mit der später folgenden Neanderthalrasse, die aus dem älteren Teile der Altsteinzeit (Paläolithikum) stammt, d. h. aus dem Ende der Zwischeneiszeit und der ersten Hälfte der letzten Eiszeit: das ist der „Urmensch“, Homo Primigenius. Wir besprechen vielmehr an erster Stelle den Homo sapiens, den schon weit vorgeschrittenen, körperlich wie geistig hochstehenden Menschen des jüngeren Teiles der Altsteinzeit aus der zweiten Hälfte der letzten Eiszeit, den Schöpfer jener bewundernswerten und neuerdings so allgemein bekanntgewordenen Höhlenzeichnungen und Höhlenmalereien, sowie Vollskulpturen und Reliefbilder Südfrankreichs und Spaniens, dessen Herkunft und plötzliches Erscheinen noch nicht voll geklärt ist.

Bei der Betrachtung von Rasseschädeln ist es unerlässlich, mit den wichtigsten Maßverhältnissen des Gehirns- und des Gesichtschädels vertraut zu sein, insonderheit zu wissen, was die Begriffe Lang- und Kurzschädel, Lang- und Breitgesicht bedeuten. Für diejenigen Leser, die mit dem Inhalt dieser Begriffe nicht voll vertraut sind, bemerke ich, daß die Länge eines Gehirnschädels gemessen wird durch eine Linie, die von der Mitte des zwischen den Augenbrauenbögen befindlichen Stirnteils bis zum hervorragendsten Punkte des Hinterhauptes läuft. Und zwar muß der Schädel hierbei so gestellt sein, daß die Verbindungslinie des tiefsten Punktes des Augenhöhlenrandes mit dem Oberrande der Ohröffnung genau waagrecht liegt. Die auf diese Weise gemessenen Schädel heißen Langschädel, wenn ihre größte Breite weniger als vier Fünftel der Länge beträgt; Kurzschädel dagegen, wenn ihre größte Breite vier Fünftel der Länge oder noch darüber beträgt. Vier Fünftel sind achtzig Prozent; man nennt den Prozentsatz Index und spricht also von einem Schädel, der einen Längenbreiten-Index von 80, 75, 70 usw. hat.

Man setzt das Längenmaß oder das Breitenmaß des Gehirnschädels auch in Verhältnis zu seiner Höhe. Diese wird gemessen

durch eine Linie vom Vorderrande des in der Grundfläche des Schädels befindlichen Hinterhauptloches bis zum Scheitel, und zwar senkrecht zu der vorher beschriebenen Horizontalebene des Schädels. Im allgemeinen kann man sagen, daß Langschädel meistens niedrig zu sein pflegen, Kurzschädel dagegen hoch. Man vergleiche die Seitenansichten in Abb. 114 und Abb. 127.

Ebenso bestimmt man die Gesichtslänge. Sie wird von der Nasenwurzel bis zum Kinn gemessen und zur Jochbogenbreite in Beziehung gesetzt: eine Gesichtslänge von neun Zehntel der Jochbogenbreite oder Index 90 und darüber nennt man lang oder schmal. Beträgt die Gesichtslänge weniger als neun Zehntel der Jochbogenbreite, so



Abb. 91 a, b. Sizilianer aus Palermo.  
Rein dunkelfarbig; Kopfindex 77 (nach W. Riple).y

liegt bei einem Index von 85 bis 89,9 ein mittellanges, bei einem Index unter 85 ein breites oder niedriges Gesicht vor. Fehlt der zum Schädel gehörige Unterkiefer, was oft der Fall ist, so muß man sich mit dem Maß des Obergesichts begnügen, das von der Nasenwurzel bis zur Mitte des unteren Randes des Oberkiefers, dem sogenannten Prosthion, gemessen wird, ohne die Zähne. Dieses Maß ist nicht ganz so zuverlässig, weil sich zu einem niedrigen Oberkiefer oft ein hoher Unterkiefer gesellt und umgekehrt ebenso.

Da beim Gehirnschädelmaß die Vergleichslinie, die Schädelbreite, stets kleiner ist als die Schädellänge, so müssen hohe Indexzahlen hier Kurzschädel anzeigen; umgekehrt bedeuten beim Gesichtschädel hohe Indexzahlen stets Langgesichter, da die Vergleichslinie, die Jochbogenbreite, fast stets länger ist als die Gesichtslänge.

Unter den Rassen des jüngeren Teiles der Altsteinzeit kommen für uns namentlich zwei in Betracht: Die Cromagnon-Rasse und die Aurignac-Rasse. Die Cromagnon-Rasse gilt bei manchen Anthropologen nur als Stammvater der Mittelmeerrasse. Einen Ver-

treter der mittelländischen Rasse gibt Abb. 91, und zwar der breitnasigen Abart; außerdem zeigt dieser Sizilianer einen gewissen negerhaften Einschlag, wie er bei dieser Rasse häufiger zu beobachten ist. Dies ist ebenso der Fall bei einem Algerier (Abb. 92), der aber, wie auch die Südfranzösin (Abb. 93), die schmalnasige Abart der Mittelmeerrasse darstellt. Die Südfranzösin hat in ihrer spitz zulaufenden Nase einen Zug, der besonders den Hamiten Nordafrikas eigen ist, die auch zur Mittelmeerrasse gehören.

Von der mittelländischen Rasse will ich hier nur bemerken, daß sie zwar, wie die nordische, langköpfig mit ausladendem Hinterhaupt und schmalgesichtig ist, letzteres oft noch stärker ausgeprägt, als bei



Abb. 92. Algerier.  
Mittelländische Rasse mit negerhaftem  
Einschlag (nach Günther, Rassenkunde).



Abb. 93. Südfranzösin  
aus Arles (nach Günther,  
Rassenkunde).

der nordischen Rasse. Doch steigt bei ihr die Stirn weniger zurückgeneigt, vielmehr steiler gewölbt an. In vollem Gegensatz zur nordischen Rasse ist sie dunkelfarbig in Haar und in den eigentümlich glänzenden Augen, bräunlich in Haut, dabei klein gewachsen, schlank und zierlich, während die nordische Rasse zwar auch schlank, aber groß und kräftig, sowie hellfarbig ist. Auch im Charakter zeigen sich scharfe Gegensätze: gegenüber nordischer Schwerblütigkeit, ernster Ruhe, Verschllossenheit und Gemütstiefe steht südliche Bewegungsfreudigkeit und Grazie, Leidenschaftlichkeit, heitere Lebensfreude und lebenswürdige Gastfreundschaft; neben nordischer Sachlichkeit, Gerechtigkeit und Gutmütigkeit südliche Eigensucht und Grausamkeit, dabei eine hervorragende Geschlechtlichkeit.

Nach dem Urteil der meisten Anthropologen scheint es indes ausgemacht, daß der Cromagnonmensch auch, mindestens zur Hälfte, als Grundbestandteil der nordischen Rasse anzusehen ist. Die andere

zweite Hälfte dieses Grundbestandteils stellt die Aurignac-Kasse dar, auf die wir gleich zurückkommen.

Ich gebe hier die Schädel zweier Hauptvertreter der Cro-Magnon-Kasse aus Cro-Magnon in der Dordogne und aus Mentone in drei Stellungen: Seitenansicht (Abb. 94), Vorderansicht und Obenaussicht (Abb. 95). Der Schädel ist lang, hat Index 73: das ist nordisch, aber auch mittelländisch; er hat weiter ein kuppelartig scharf abgesetztes Hinterhaupt: das ist erst recht nordisch, in abgeschwächter Art ebenfalls auch mittelländisch; endlich sind die Augenhöhlen breit, niedrig, rechteckig, während sie beim nordischen Gesichtschädel auch annähernd rechteckig, doch nicht ganz so niedrig sind. Unnordisch dagegen ist das niedrige, breite Gesicht, mit einem Gesichtsinde



Abb. 94. Schädel des „Alten“ von Cro-Magnon.

Schädel aus Mentone (bei dem Schädel aus Cro-Magnon etwas weniger breit: Index 83); unnordisch ist ferner das Fehlen der Überaugenwülste, d. h. jener bogigen Knochenvorsprünge, auf denen die Augenbrauen liegen, und endlich die Steilheit der Stirn, die nach dem flachen Scheitel hin scharf umknickt. Also: Gehirnschädel nordisch, Gesicht und Stirn unnordisch. — Ich muß hier notgedrungen schon von Einzelheiten des nordischen Rassenzweiges sprechen, ohne ihn als Ganzes schon geschildert zu haben. Doch werden wir die nordische Langkopfrasse als-

bald entstehen sehen. Abb. 96 bringt die Profil- und Horizontal-Umriffe der Schädel der beiden besprochenen Hauptvertreter der Cro-Magnon-Kasse, aus Cro-Magnon und aus Mentone, ausgeführt in Punktierung und Vollinie. Die beiden Umriffe decken sich fast ganz, nur daß das Kinn des Schädels aus Mentone in der Symphysengegend, d. h. in der Mitte, etwas niedriger und dadurch auch das ganze Gesicht noch niedriger ist, als beim Schädel aus Cro-Magnon. Beim Profilumriß des Schädels aus Cro-Magnon erkennen wir die stark ausgebildete Hakennase, der wir auch beim Gesichtschädel der nordischen Rasse häufig begegnen werden.

Der Aurignacmensch (Abb. 97) ist von dem Anthropologen S. Klaatsch so genannt worden, nicht nach dem Fundorte, der Combe Capelle bei Monferrand im Departement Périgord ist, sondern nach der Fundschicht, aus der das Skelett stammt: sie gehört archäologisch der Kulturstufe des sogenannten Aurignacien an, die ganz am Anfange des jüngeren Abschnitts der Altsteinzeit steht. Auch dieser Mensch ist langschädelig wie der Cro-Magnon-Mensch, hat sogar nur 65,5

Längen-Breiten-Index; seine Stirn ist im Gegensatz zum Cro-Magnon echt nordisch, d. h. schräg rückwärts gewölbt; ebenso ist sein Gesicht im Gegensatz zum breitgesichtigen Cro-Magnon echt nordisch lang; der Index hierfür ist leider nicht genau berechenbar.



Abb. 95 a, b.  $\frac{1}{3}$ . Schädel des „Alten“ von Mentone (nach Verneau).

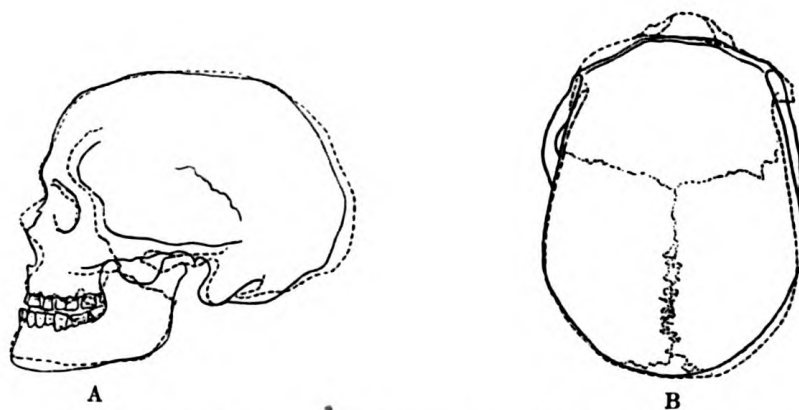


Abb. 96 a, b. Schädelröße des „Alten“ von Cro-Magnon (.....) und des „Alten“ von Mentone (——) (nach R. Verneau).  
A Profilumrisse; B Horizontalumrisse.

Nordisch sind auch die stark betonten Überaugenwülste; ebenso die Gestalt der Augenhöhlen, die nicht ganz so niedrig sind, wie beim Cro-Magnon, sondern etwas hochgezogen. Auffallend primitiv ist der Unterkiefer, insofern er keinen ausgesprochenen Kinnvorsprung aufweist, worauf wir im letzten Teil dieses Buches noch einmal zurückkommen werden. Dagegen zeigt sich im Hinterhaupt nicht die nordische abgesetzte Kuppel, sondern eine leicht zugespitzte Abrundung. In der

Obenaussicht fällt neben der wie beim Cro-Magnon flachen Scheitel-ebene auf, daß die seitlichen Ausbuchtungen ziemlich weit rückwärts liegen, ähnlich wie beim Cro-Magnon-Schädel, während sie beim nordischen Typus etwas mehr nach der Mitte hingerückt sind.



Abb. 97 a, b. Aurignacschädel aus Combe-Capelle, Dep. Périgord.

Also: Gesicht und Stirn des Aurignacmenschen sind nordisch, sein Hinterhaupt aber ist unnordisch. Sein Verhältnis zum nordischen Typus ist also gerade entgegengesetzt dem des Cro-Magnon-Schädels.

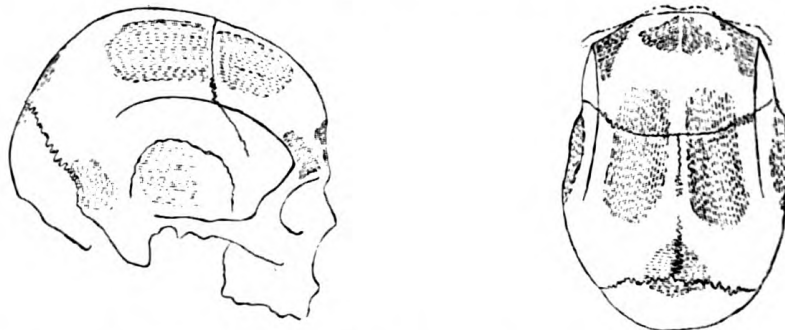


Abb. 98 a, b. Schädel von Chancelade bei Périgueux, Südfrankreich (nach Schliz).

Vertreter der Cro-Magnon-Rasse finden sich während der Nach-eiszeit auch in Oberkassel gegenüber Bonn und zu Lautsch in Mähren; Vertreter der Aurignac-Rasse in Oberkassel, in Brünn und anscheinend auch zu Przedmost bei Prerau in Mähren.

Ein bereits der Nacheiszeit, und zwar der Kulturstufe des sogenannten Magdalenien, angehöriger Nachkomme des Aurignacmenschen, der aber auch Züge des Cro-Magnon-Menschen aufweist, liegt in dem Skelett von Chancelade in der Dordogne vor (Abb. 98). Sein Schädel gleicht in der Obenaussicht einer an der Stirn wie

am Hinterhaupt gleichmäßig abgerundeten Ellipse ohne seitliche Ausbuchtungen und zeigt in der Vorderansicht, die hier nicht mit abgebildet worden ist, ein langes Gesicht. Seine Stirn hat steilen Anstieg, am Scheitel erstreckt sich eine lange Ebene, das Hinterhaupt ist völlig abgerundet, weit stärker als beim Aurignac-Schädel. Diese



Abb. 99 a—d. Steinzeitlicher Schädel aus Mysinge auf Öland (nach Carl M. Fürst). Cro-Magnon-Typ.

letzte Eigenschaft wird bei der Einteilung der nordischen Schädel in Dänemark, Schweden und Deutschland eine bedeutende Rolle spielen.<sup>1</sup>

Aus diesen beiden jungpaläolithischen Rassen, der Cro-Magnon- und der Aurignac-Chancelade-Rasse, muß im Laufe der frühneolithischen Zeit oder Mittelsteinzeit, die sogleich auf die Neolithzeit folgt und bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit gerechnet wird, die nordische Langkopfrasse sich entwickelt haben. Wir werden die

<sup>1</sup> Wenn ich in folgendem abgekürzt stets nur von der Aurignac-Rasse spreche, so meine ich einen solchen Schädel, der im allgemeinen den Aurignactyp an sich hat, dabei aber so stark abgerundetes Hinterhaupt, wie es der Chancelade-Schädel bietet, den man aber wegen seiner steilen Cro-Magnon-artigen Stirn nicht als richtigen Vertreter der Aurignac-Rasse ansprechen kann.



anthropologischen Verhältnisse dieser Übergangszeit, die auch in bezug auf Rassenbildung als Übergangszeit sich erweist, besser im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Zivilisationen im letzten Teile dieses Buches behandeln.

Es finden sich in unserem Norden sogar noch aus der jüngeren Steinzeit, d. h. aus dem vierten und dritten Jahrtausend v. Chr., neben dem streng nordischen Langschädel, auf den wir gleich zurückkommen werden, einige etwas abweichende Arten von Langschädeln, die teils noch den altsteinzeitlichen beiden Schädelarten gleichen, teils besondere Mischungen beider darstellen:

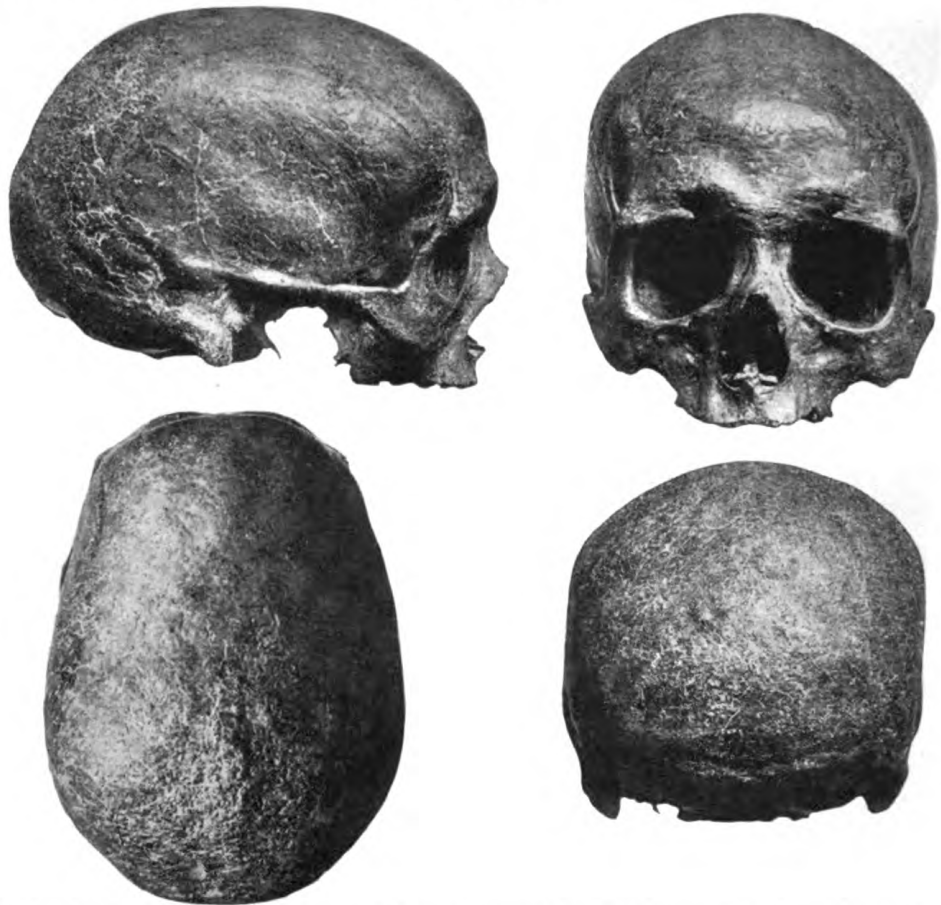


Abb. 100 a—d. Schädel aus einem Ganggrab bei Sunnebo in Bohuslän, Schweden. Cro-Magnon-Typ.

1. Langschädel mit nordischem Kuppelhinterhaupt, aber mit un-nordischem, annähernd niedrigem oder höchstens mittellangem Gesicht und steilem Stirnanstieg, also annähernd der reine altsteinzeitliche Cro-Magnon-Typus. Abb. 99 bietet in vier Stellungen einen schwedischen Schädel ähnlicher Art aus einem Megalithgrabe von Mysinge auf Öland dar, der dazu auch die richtige Cro-Magnon-

Sakennase sowie eckige, abfallende Augenhöhlen besitzt. Einzig die kräftigen Überaugenbögen sind aurignacmäßig. Das Obergesicht ist hier nur mittellang, nicht voll niedrig; doch gibt es auch schwedische Cro-Magnon-Schädel aus Megalithgräbern, die niedrige Obergesichter,

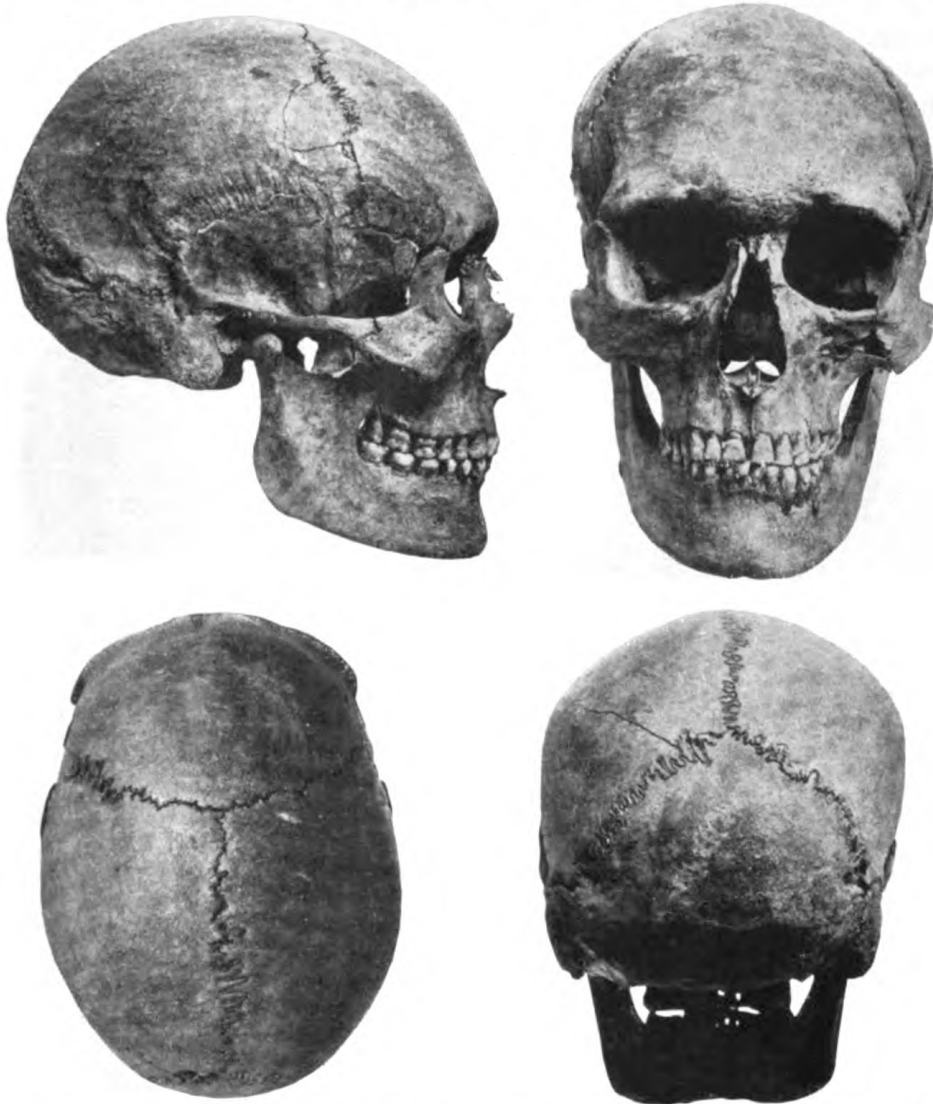


Abb. 101 a—d. Steinzeitlicher Schädel aus Visby auf Gotland (nach Carl M. Fürst).  
Aurignac-Typ.

Überaugenwülste und steile Stirn besitzen. So ein Schädel aus Sunnebo in der westschwedischen Landschaft Bohuslän (Abb. 100). Doch sind auch hier die Überaugenwülste und die höheren Augenhöhlen abweichend vom reinen Cro-Magnon-Typ.

2. solche Langschädel, wie ein aus Visby auf Gotland herrührender (Abb. 101) (Längen-Breiten-Index 72), zwar mit nordisch fliehender

Stirn, kräftigen Augenbögen, langem Gesicht, eckigen, abfallenden Augenhöhlen, aber mit unnordisch abgerundetem Hinterhaupt: also in allem der reine altsteinzeitliche Aurignac-Chancelade-Typ.

3. endlich Langschädel, ebenfalls mit langem Gesicht, eckigen, abfallenden Augenhöhlen und abgerundetem Hinterhaupt, wie der Aurignac-Chancelade-Typ, aber mit steiler Stirn und mangelnden Überaugenbögen, wie der Cro-Magnon-Typ (Abb. 102). Also ein Gemisch aus den beiden älteren Rassen, aber nicht dasjenige Gemisch, das, wie wir gleich sehen werden, in der nordischen Rasse vorliegt, sondern eher ein solches, wie es der Chancelade-Schädel darstellt. Leider fehlt für diese Schädelart, wie auch für die folgenden Wieder-



Abb. 102 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Skovgaard auf Falster (nach S. A. Nielsen). Dänischer Avigny-Typ.

gaben dänischer Schädel, stets die so wichtige Obenaussicht, was ein recht unliebsamer Mangel der dänischen Abbildungen ist. Diese dritte Art Langschädel nennen die Dänen nach einer nordfranzösischen Schädelart den Avigny-Typ. Ihm gehören von den 115 genau meßbaren dänischen Steinzeitlangschädeln 21 Exemplare mit einem durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 75,2 an.

Alle übrigen 94 dänischen Langschädel, die einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 74,7 haben, rechnet man in Dänemark zum echten nordischen Langkopf-Rassenzweig, den man dort fälschlich Cro-Magnon-Typ nennt. Tatsächlich ist er eine ganz besondere Mischungsart aus Cro-Magnon- und Aurignac-Rasse. Auch hat man leider in Dänemark weder die wirklich reinen Cro-Magnon-Schädel, noch die wirklich reinen Aurignac-Schädel aus jenen 94 echt nordischen Langschädeln ausgeschieden. Hat der dänische Avigny-Typus vom Aurignac-Schädel das runde Hinterhaupt und das lange Gesicht entliehen, vom Cro-Magnon-Schädel aber die ganze Stirnbildung, so zeigt der echte nordische Langkopf das Aurignac-Langgesicht, die Aurignac-Augenwülste und Aurignac-Schrägstirn, da-

neben aber das Cro-Magnon-Oberhaupt und das Cro-Magnon-Hinterhaupt.

Einen typischen nordischen Langschädel dänischer Steinzeit stellt Abb. 103 dar. In der Seitenansicht erblickt man über tief eingezogener Nasenwurzel starke Überaugenwülste, darüber die schräg aufsteigende Stirn, die oft sogar zu einer „fliehenden“ wird: dies wie beim Aurignac-Schädel. Der Schädel steigt dann weiter dauernd an bis zum Scheitel, ist hier flach, aber oft nicht ganz so ausgesprochen flach wie der Cro-Magnon-Schädel, fällt dann wieder schräg ab und bildet schließlich am unteren Hinterhaupt die abgesetzte Kuppel: dies also wie beim Cro-Magnon-Schädel. Das Gesichtsprofil hat



Abb. 103 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Borreby auf Seeland (nach S. A. Nielsen). Nordischer Typ.

scharf hervorspringende Züge: unterhalb der Nasenwurzel die kräftige Sakennase, Neigung zu etwas vorgebautem Oberkiefer, veranlaßt durch schräg vorwärts gerichtete Zahnstellung (Alveolar-Prognathie), und hohen Unterkiefer.

Die Vorderansicht zeigt breite, flache, nach den Seiten hin wenig gewölbte Stirn, annähernd rechteckige, nach außen ein wenig abwärts gezogene „abfallende“ Augenhöhlen, schmale Nase, schmales, mittel-langes Gesicht, senkrechte Wangenbeinplatten, zurücktretende Jochbeine, hohen Unterkiefer, eckiges Kinn.

Ein ausgezeichnete deutscher Vertreter dieses streng „nordischen“ Langschädeltyps mit einem Längen-Breiten-Index von 73, der aus Friesack in der Mark Brandenburg stammt, sei hier in Abb. 104 beigelegt, besonders weil von diesem Schädel auch die Obenaussicht gegeben werden kann. Man erkennt an ihr, daß die Stirn erheblich breiter ist als das zugespitzte Hinterhaupt, so daß eine Art „Keil-

form“ (Schliz) vorliegt, keine Ellipse, wie bei den mitteldeutschen und süddeutsch-österreichischen Langschädeln der Steinzeit, ebensowenig ein Ovoid mit schmalerer Stirn und breiterem Hinterhaupt, wie bei der mittelländischen Rasse. In der Rückansicht bildet der Schädelumriß ein Fünfeck. Noch ausgeprägter als bei dem dänischen Beispiel finden sich beim Friesacker Schädel die Überaugenwülste und der schräge Stirnanstieg.



Hinzugefügt sei hier noch, daß sich mit rein nordischem Typus stets hoher Körperwuchs verbindet: die Durchschnittshöhe der männlichen Skelette aus dänischen Steinzeitgräbern ist von S. A. Nielsen auf 173 Zentimeter, die der weiblichen auf 158 Zentimeter berechnet worden.



Abb. 104 a—c. Steinzeitlicher Schädel aus Friesack, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg. Nordischer Langkopftyp.  
(Nach G. Kossinna, Die Indogermanen I. Abb. 2.)

Bei der zierlicheren zweiten Langschädelart, dem dänischen Avigny-Typ, beträgt dagegen dieser Durchschnitt nur 171,5 und 155 Zentimeter. Die durchschnittliche Körperhöhe aller schwedischen Steinzeitleute berechnete Gustaf Regius nach dem um 1900 vorliegenden Fundbestande von Skelett-Teilen auf 167 Zentimeter.

Leider besitzen wir über die Gesamtheit der deutschen Steinzeitschädel keine von einheitlicher wissenschaftlicher Anschauung getragene Sonder-Untersuchung, wie sie über die schwedischen und dänischen vorliegen, ja die Gesamtheit des deutschen Stoffes ist über-

haupt noch längst nicht vollständig veröffentlicht oder nur verwertet worden. Aber wir erkennen doch, namentlich dank der Forschungen von Alfred Schliz und neuestens auch von Walter Scheidt, daß in Norddeutschland und teilweise auch in Mitteldeutschland während



Abb. 105 a—c.

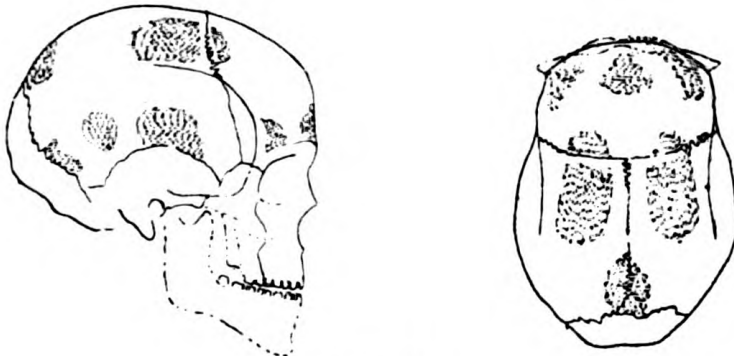


Abb. 106 a, b.

Abb. 105 a—c, Abb. 106 a, b. Schädel aus dem Großsteingrab von Lenzen bei Goldberg, Mecklenburg-Schwerin (nach Schliz) in Photographie und in Zeichnung Längen-Breiten-Index 73,4; Längen-Höhen-Index 71,2.

der jüngeren Steinzeit eine der nordischen Langkopfrasse sehr nahe-  
stehende Rasse sich festgesetzt hat. Nur daß hier der Schädel zwar  
ungefähr dieselben Maßverhältnisse in bezug auf Länge, Breite,  
Höhe besitzt, doch nicht ganz die großen absoluten Maße, namentlich  
nicht ganz die Länge des eigentlich nordischen Langschädels erreicht.  
Dazu kommt für Nordostdeutschland, jedoch nicht für Nordwest-  
deutschland, eine etwas größere Höhe des Schädels, der mittelhoch, nicht  
wie im Norden niedrig ist; ferner ein etwas breiteres Gesicht, breitere  
Nase und etwas weniger gedrückte, also etwas höhere Augenhöhlen.

Einen echt nordischen Charakter hat der Schädel aus dem Großsteingrab (Megalithgrab) von Lenzen bei Goldberg in Mecklenburg-Schwerin (Abb. 105, 106). Er zeigt im Grundriß (Aussicht) die typische Keilform mit flacher, breiter Stirn, langem Scheitel und zugespitztem, schmalen Hinterhaupt und hat auch ein schmales Lang-



Abb. 107 a—c.

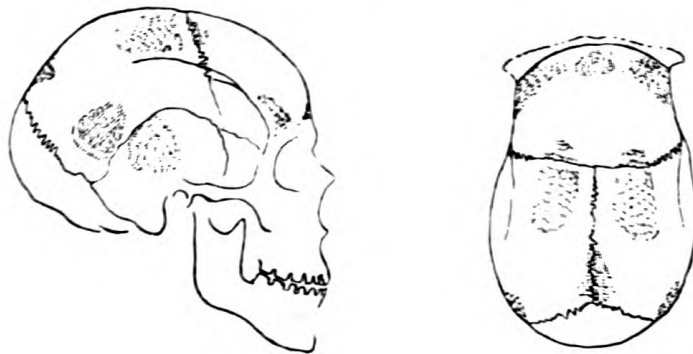


Abb. 108 a, b.

Abb. 107 a—c, Abb. 108 a, b. Schädel 188 aus einem Flachgrab der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin, Mecklenburg-Schwerin (nach Schliz).  
Längen-Breiten-Index 74,4; Längen-Höhen-Index 71,9.

gesicht. Doch nähern ihn der steile Stirnanstieg und das Fehlen der Augenwülste dem dänischen Avigny-Typus (S. 68). Auch ist der Schädel nicht niedrig, sondern mittelhoch; die Augenhöhlen sind ebenfalls recht hoch.

Eine besondere Abart von Langschädeln bilden die sieben Schädel aus Flachgräbern auf der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin in Mecklenburg (Abb. 107, 108). In der Aufsicht erkennt man die Schildform, d. h. runde Stirn und rundes Hinterhaupt nebst mangeln-

den Seitenausbuchtungen, also einen Typus, wie er in Mitteldeutschland vorherrschend ist. Das Gesicht ist bei vier Schädeln mittellang (so bei dem abgebildeten Schädel Nr. 188), bei dreien sogar niedrig nach Art des echten französischen Cro-Magnons, doch der Stirnaufstieg nur teilweise steil, teilweise auch bogig, letzteres bei dem abgebildeten Schädel. Dazu kommen starke Überaugenwülste und starke Einziehung der Nasenwurzel, sowie nach außen schräg abfallende, eckige, mittelhohe Augenhöhlen und ein spitzes Kinn. Auffällig ist der in der Profilansicht kenntliche starke Vorbau der Kieferpartie, die bei dem abgebildeten Schädel sich freilich nur als schräges Vorspringen der Zahnreihen kundgibt. Doch haben wir gesehen, daß wenigstens eine Neigung hierzu mit unter die kennzeichnenden Merk-



Abb. 109 a—c. Männlicher Schädel 122 aus Massenkammergrab bei Rimbeck, Kr. Warburg, Westfalen.  
Längen-Breiten-Index 74,59; Längen-Höhen-Index 68,1.

male der echt nordischen Steinzeitrasse gehört (S. 69). Endlich ist noch die Kleinwüchsigkeit der Körper als Besonderheit hervorzuheben; doch ist eine bloße Berechnung der Skelettlänge nach dem Maße der Langknochen stets nicht ganz zuverlässig, auch kann bei jeder Rasse durch besondere äußere Umstände eine starke Veränderung der durchschnittlichen Körperhöhe eintreten. Wir werden also die Ostorfer Bevölkerung, zumal ihre Zivilisation völlig übereinstimmt mit derjenigen der skandinavisch-norddeutschen Megalithbevölkerung, nicht für eine stammfremde Rasse zu halten haben, wie Schliz möchte, der sie einerseits zur Mittelmeerrasse, andererseits zur Eskimorasse in Beziehung setzt, sondern nur für eine durch Vermischung mit einer fremdrassigen Bevölkerung entstandene, rein örtliche Abart der nordischen teils lang-, teils breitgesichtigen Langkopfrasse.

Als Vertreter nordwestdeutscher Megalithbevölkerung können die vierzehn meßbaren Schädel aus dem Steinkammergrab bei Warburg in Westfalen dienen, das ursprünglich mehr als 100 Skelette



geborgen hat (Abb. 109—113). Die Schädel sind teils lang, teils nur mittellang. Ihre absoluten Längen- und Breitenmasse sind geringer als im Norden, ja sogar als in Nordostdeutschland. Dagegen gleichen sie den nordischen Schädeln völlig in ihrer Niedrigkeit. Es fehlt ihnen in der Aufsicht zwar die kräftige Ausprägung des ab-

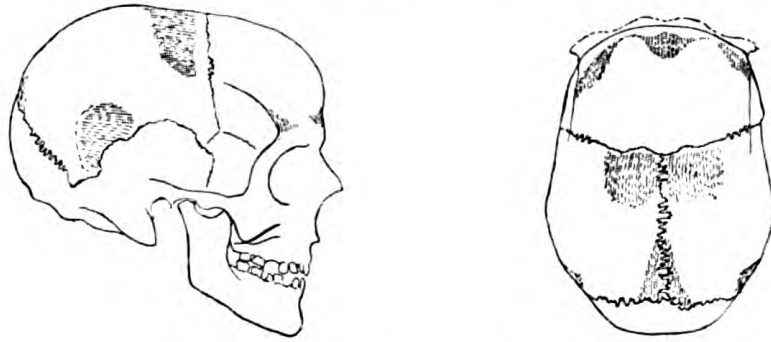


Abb. 110 a, b. HV 2. Weiblich.  
Längen-Breiten-Index 74,09; Längen-Höhen-Index 66,8.

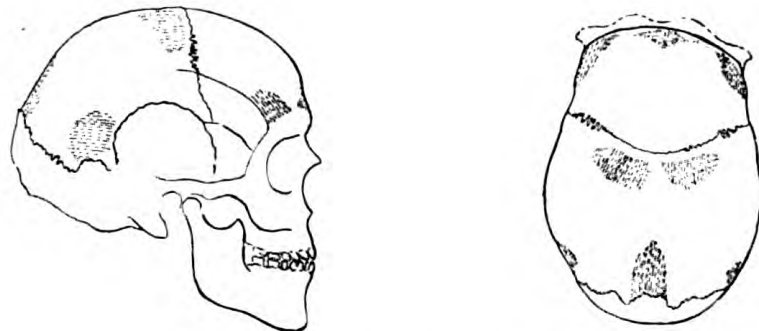


Abb. 111 a, b. HV 3. Männlich.  
Längen-Breiten-Index 71,9; Längen-Höhen-Index 73,6.  
Abb. 110, 111. Weiblicher Schädel HV 2 und Männlicher Schädel HV 3 aus  
Massenkammergrab bei Rimbeck, Kr. Warburg, Westfalen.

gesetzten Hinterhauptes; doch überwiegt wenigstens seine kegelförmige Verengung, da nur drei Schädel abgerundetes Hinterhaupt besitzen, darunter Nr. 60 (Abb. 112, 113). Die Stirn ist stets breit und platt, so daß die Keilform des Schädels vorherrscht. Der Stirnanstieg ist bei zehn Schädeln steil, nur bei vieren schräg. Das Gesicht erscheint nur einmal als breit, und zwar bei Nr. HV 2 (Abb. 110), sonst mittellang oder gar schmal, entspricht also ebenfalls mehr dem nordischen, als dem nordostdeutschen Typus. Vertreten sind hier mithin drei Schädelunterarten: 1. sieben Schädel mit Steilstirn und kegelförmigem Hinterhaupt (Abb. 109, 110); 2. vier Schädel mit Schrägstirn und

kegelförmigem Hinterhaupt (Abb. 111); 3. drei Schädel mit Steilstirn und rundem Hinterhaupt (Abb. 112, 113).

Wie sich die nordische Rasse bei ihren steinzeitlichen Vorstößen nach Mittel- und Süddeutschland entwickelt und dort durch Mischung mit anderen Rassen umgestaltet, wird der letzte Teil des Buches im



Abb. 112 a—c.

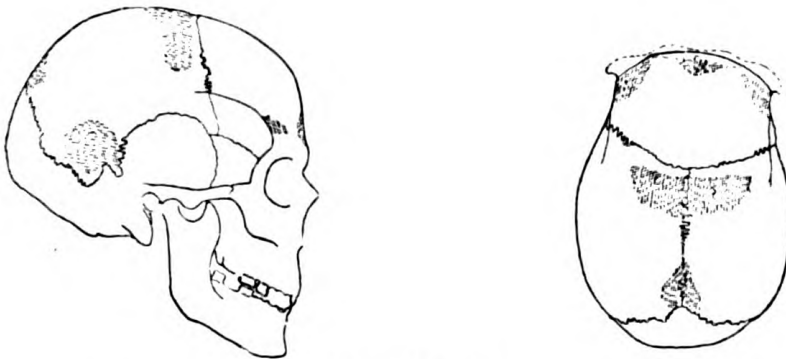


Abb. 113 a, b.

Abb. 112 a—c, Abb. 113 a, b. Männlicher Schädel 60 aus Massenkammergrab bei Rimbeck, Kr. Warburg, Westfalen (nach Schütz).  
Längen-Breiten-Index 72,8; Längen-Höhen-Index 78,2.

Zusammenhang mit der Schilderung der Kultur- und Stammesentwicklung in Mitteleuropa auseinanderzusetzen haben.

Hier ist es vorab unsere Aufgabe, die Entwicklung der nordischen Rassentypen in ihrem skandinavisch-norddeutschen Heimatgebiet weiter zu verfolgen und zu sehen, ob sie sich, sei es unversehrt, sei es mit einigen Abänderungen, bis in die frühgeschichtliche Germanenzeit erhalten haben.

Zunächst stoßen wir da auf die ältere Bronzezeit, in deren ersten beiden Perioden, die uns im ersten Teil dieses Buches genügend bekanntgeworden sind, noch fast ausschließlich Körperbestattung

üblich war. Leider konnten aus den zahllosen Gräbern dieser Zeit nur verhältnismäßig sehr wenig Skelette geborgen werden, da die ungeschürzte Art der Grabanlagen in der Erde auch die Knochen der Leichen meist zu mehr oder weniger starker Verwesung gebracht hat.

Messbare Langschädel der Bronzezeit sind aus Schweden nur 17, aus Dänemark bei 32 Skeletten nur 9 gehoben worden. Aus dem germanischen Norddeutschland sind mir überhaupt keine bekanntgeworden. Bei den dänischen und schwedischen Schädeln handelt es sich um Vertreter genau derselben nordischen Rassentypen, die wir aus der Steinzeit beider Länder kennengelernt haben. Nur daß der



Abb. 114. Steinzeitlicher Schädel aus einem Ganggrab in Brønhoi, Jütland (nach S. A. Nielsen).



Abb. 115. Frühbronzezeitlicher Schädel aus demselben Ganggrab wie der nebenstehende in Abb. 114 (nach S. A. Nielsen).

Längen-Breiten-Index gegenüber der Steinzeit im allgemeinen etwas größer geworden ist, d. h. daß die Länge der Schädel ihre Breite nicht mehr so stark übertrifft wie vorher. In Dänemark beträgt der durchschnittliche Längen-Breiten-Index der Bronzezeitschädel für beide Geschlechter 76,8, also genau wie in der Steinzeit, ihr durchschnittlicher Höhenindex 75,9; die durchschnittliche Körperhöhe bei Männern 172,5 Zentimeter, bei Frauen 162,5 Zentimeter, bei diesen also etwas mehr als in der Steinzeit.

Ein schlagendes Beispiel unveränderten Fortlebens des steinzeitlichen Rassentypus in der Bronzezeit Dänemarks zeigte sich bei der Ausgrabung des Hügels Brønhoi bei Lenslev, Amt Randers in Jütland. Hier wurde in der oberen Schicht eines steinzeitlichen Ganggrabes eine frühbronzezeitliche Nachbestattung entdeckt und daraus der Schädel einer etwa vierzigjährigen Frau von echt nordischem

Typus dänischer Cro-Magnon-Art gehoben (Längen-Breiten-Index 78,6, Längen-Höhen-Index 72,9). Etwas tiefer fand man bei dreißig Steinzeit-Skeletten einen Schädel, der dem bronzezeitlichen Schädel sprechend ähnlich sieht (Abb. 114 und 115).

Die mittlere und spätere Bronzezeit, sowie die ganze frühe Eisenzeit bis auf Christi Geburt hinab sind wegen des damals bei Germanen ausnahmslos herrschenden Leichenbrandes für Rassefragen gänzlich unergiebig. Anders in der Zeit seit Christi Geburt, d. h. in der sogenannten römischen Kaiserzeit der ersten vier Jahrhunderte nach Christi und in der anschließenden Völkerwanderungszeit. Da haben



Abb. 116 a, b. Männlicher Schädel des 3. Jahrh. nach Chr. aus Elbing  
(nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes).  
Längen-Breiten-Index 67,20; Gesichtsinde 93.

wir wiederum reichlichere Überlieferung durch neues Aufkommen und zuerst seltenes, später häufigeres Erscheinen der Körperbestattung.

Wir finden in dieser frühgeschichtlichen Zeit jedoch nicht ganz dasselbe Ergebnis wie in der vorgeschichtlichen Zeit. Zwar erscheint im allgemeinen dieselbe nordische Langkopfrasse wie in der jüngeren Steinzeit des Nordens, und in Dänemark lassen sich wieder die beiden Abarten des dänischen Cro-Magnon- und des dänischen Avigny-Typus unterscheiden, ebenso die beiden auch schon steinzeitlichen Kurzkopfarten, auf die wir später zu sprechen kommen werden. Die Gliedmaßen dieser frühgeschichtlichen Germanen gleichen in Größe und Kräftigkeit durchaus denen der steinzeitlichen Ahnen und zeigen ebenso kräftige Arbeitspuren, auch bei Frauen, doch sind sie zierlicher, feiner. Die Schädelknochen haben nicht mehr die massige Dicke, wie in der Vorzeit, sondern sind zarter, dünnwandiger. Der Körper-

bau hat das Gepräge einer verfeinerten und veredelten Oberschicht. Die Körperhöhe ist dabei wesentlich größer als in der Stein- und Bronzezeit, da sie bei der dänischen Cro-Magnon-Art 174,5 Zentimeter, bei der dänischen Avigny-Art 168 Zentimeter beträgt.

Als Beispiele nordischer Langköpfe führe ich zwei Schädel der römischen Kaiserzeit aus der Elbinger Gegend vor, also von gotischen Gepiden, einen männlichen aus Elbing selbst und einen weiblichen aus Hansdorf im Landkreise Elbing. Der besonders lange männliche Schädel (Abb. 116) ist ein hervorragender Vertreter echt nordischer Rasse, wovon ein Blick auf die Profillinie des Gesichts- wie des Gehirn-



Abb. 117 a, b. Weiblicher Schädel der frühromischen Kaiserzeit aus Hansdorf, Kr. Elbing (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes).  
Längen-Breiten-Index 78,95; Gesichtsindex 88,71.

schädels überzeugt. Man bemerkt die Hakennase, die tiefe Einziehung der Nasenwurzel, die starken Überaugenwülste, den schrägen Stirnanstieg, den langen flachen Scheitel mit schrägem hinteren Abfall, die aufgesetzte Hinterhauptskuppel und in der Vorderansicht die flache, allerdings nicht sehr breite Stirn, die annähernd rechteckigen, schräg abfallenden Augenhöhlen, die schmale Nase, das besonders schmale Gesicht (mit dem hohen Index von etwa 93), die senkrechten Wangenplatten, die zurücktretenden Jochbeine, den hohen Unterkiefer und das eckige, scharf hervortretende Kinn. Weniger streng nordisch erweist sich der weibliche Schädel aus Hansdorf (Abb. 117), der einen Längenindex von 78,95 besitzt, also nur mittellang ist, und einen Gesichtsindex von 88,71, also hier ebenfalls nur mittellang, denn seine Jochbögen laden viel breiter aus. Die Augenhöhlen sind höher und fast rund, Überaugenwülste fehlen. Der Stirnanstieg ist steil,

die Scheitelebene zeigt keinen rückwärts schrägen Abfall und das Hinterhaupt ist weder zugespitzt, noch kuppelig abgesetzt. Wir haben es hier mit jener Mischung des französischen Cro-Magnon- und des Aurignac-Typs zu tun, die ich unter den nicht streng nordischen Langkopfabarten an dritter Stelle beschrieben habe und die in Dänemark als Avigny-Typus bezeichnet wird (S. 68).

Zur Ergänzung der Skelettfunde aus frühgeschichtlicher Zeit seien hier ein paar Darstellungen lebender Germanen vorgeführt, wie

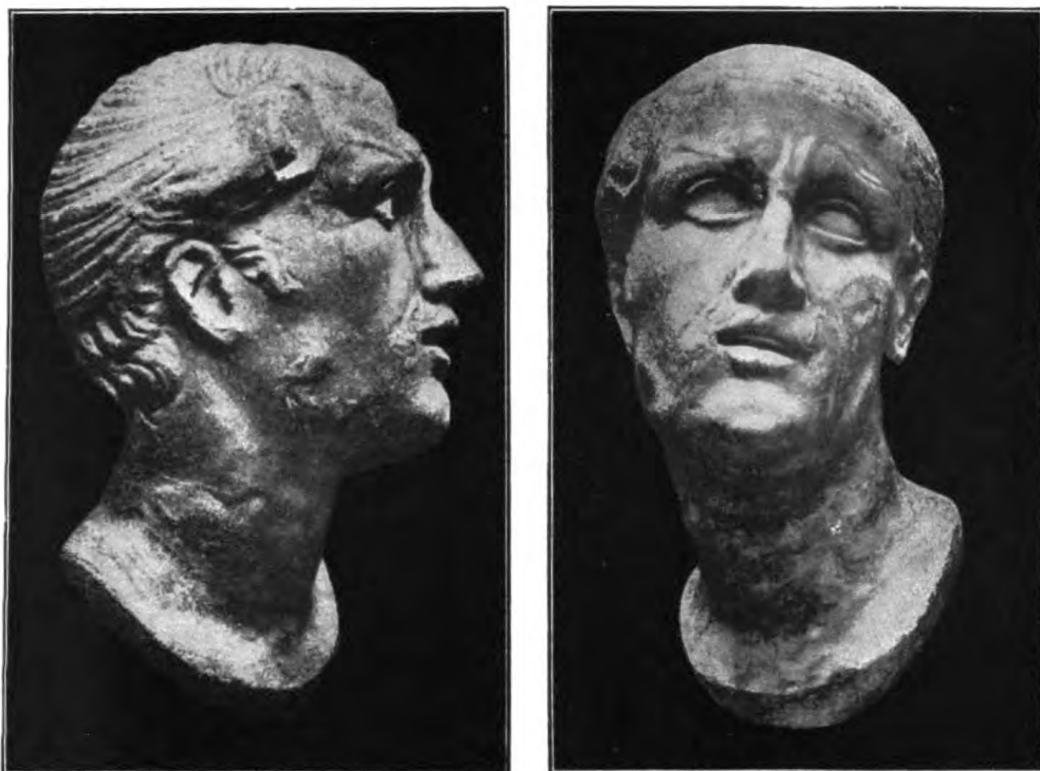


Abb. 118 a, b. Schwer verwundeter Basterne.  
Marmorbüste der früheren Sammlung Somzée, Brüssel. Rechte und Vorder-Ansicht  
(nach Surtwängler).

sie der Meißel griechischer und in besonders großer Zahl römischer Bildhauer mit unverkennbarer Liebe und in offenbar großer Treue geschaffen hat.

Ich wähle aus der großen Zahl dieser Kunstwerke zunächst die vielleicht schönste Büste eines jugendlichen Germanen aus, wohl die einzige, die wir aus der Hand eines wirklich großen griechischen Künstlers besitzen (Abb. 118). Es ist die Büste eines schwerverwundeten Basterne, also aus jenem Germanenstamme, der schon zwei Jahrhunderte v. Ch. aus der Gruppe der in unserer heutigen Ostmark ansässigen Ostgermanen sich gelöst hatte, in das Gebiet des

heutigen Rumäniens an die Donaumündung und in das benachbarte Südrussland gezogen und von dort im Anschluß an die Galater-Einfälle in Griechenland und Kleinasien mit den Griechen in feindliche Berührung gekommen war. Dieses köstliche Originalwerk hellenistischer Kunst pergamenischer Schule ist wohl nur das Bruchstück einer ganzen Figur, die zu einem Triumphdenkmal gehörte und einen Schwerverwundeten darstellte. Sein schmerzhafter Anblick aus weitgeöffneten, tiefliegenden Augen, deren Umrandung im Schatten starker Stirnknochen liegt, und der geöffnete Mund zeigen, daß er im schweren Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. In dem langen schmalen Gesicht, das jugendliche Sagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist, hat der Künstler echten, edelsten Germanentypus meisterlich zu treffen verstanden. Man betrachte auch die lange schmale Nase, die breite flache Stirn, die starken Brauenwulste und den ausgesprochenen Langkopf. Bezeichnend für den Germanen in der Zeit um Chr. ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen Haarknoten“ beschreibt, und die hier, obwohl der Knoten selbst fast ganz abgestoßen, doch deutlich erkennbar ist. Während am Nacken die Haare ganz kurz gehalten sind, sehen wir sie am Oberkopf in ganz beträchtlicher Länge, überall nach der rechten Schläfe herübergekämmt und dort in einen Knoten zusammengeknüpft.



Abb. 119. Bastarnenfürst vor Trajan. Relief der Trajanssäule, Rom.

Ein zweites Beispiel einer ebenso prächtigen als treffenden Germanendarstellung von spät-hellenistischer Hand aus dem Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bieten die Reliefs der berühmten Trajanssäule zu Rom, auf denen die Dakerkriege des Kaisers bei großer geschichtlicher Treue doch noch mit einem Hauch künstlerischer Verklärung erzählt werden. Auf einem dieser Reliefs schildert der Künstler den Empfang einer Gesandtschaft aller jener Völkerschaften, die während des zweiten Dakerkriegs mit Rom in feindliche oder neutrale Berührung gekommen waren, durch den Kaiser. Geführt werden

diese Abgesandten durch eine Gruppe neutraler germanischer Basternen, deren Häuptling die Edlen seines Volkes dem Kaiser vorstellt, wobei er ihn in vornehmster Gebärde mit der halberhobenen linken Hand begrüßt (Abb. 119). Leider ist der linke Arm auf dem hier



Abb. 120. Sogenannte „Thusnelda“, Büste nach der Vollfigur.  
Florenz, Loggia dei Lanzi.

gebrachten Ausschnitt des Reliefbildes nicht sichtbar. Eine kostbare Gestalt, dieser kraftstrotzende, straff muskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein König! Bemerkenswert ist auch hier die Treue in der Darstellung des Langkopfes mit kuppeligem Hinterhaupt, des langen Gesichts, der nordischen Sakennase und der „swebischen“ Haartracht mit dem Knoten an der rechten Schläfe.

Unter den weiblichen Figuren ist ja am berühmtesten die sogenannte „Thusnelda“, wenn sie auch ihren Namen zweifellos mit Unrecht führt. Auch diese edelste Kunstschöpfung geht, wie so vieles in römischer Kunst, auf griechische Überlieferung zurück, nicht nur in



ihrer typischen Trauerstellung mit dem auf die linke Hand gestützten rechten Arm, der wiederum dem gesenkten Kopf zur Stütze dienen soll, und mit der als Zeichen der Trauer entblößten Brust, sondern auch in Einzelheiten der Tracht, wie den dicksohligen griechischen Gitterschuhen. Vermutlich handelt es sich um eine späte Nachbildung einer zu einem Triumphdenkmal gehörigen Verkörperung der besiegten Basternen des zweiten Jahrhunderts v. Chr., also um eine allegorische Basternia. Unser Bild



Abb. 121 a—d. Weiblicher Schädel aus dem bairischen Reihengräberfeld von Fischach bei Bergheim im Salzburgischen (nach R. Much).

(Abb. 120) bringt nur die Büste dieser Vollfigur: das für uns Wichtigste. Die Höhe eines unbeugsamen Charakters gepaart mit stiller Trauer und Ergebenheit in das herbe Schicksal kennzeichnen den germanischen Heldensinn, ebenso wie der Gesichtstypus mit seinem langen Oval, das wunderbare Haar und die ganze Haltung dem Äußeren einer hohen germanischen Frau entsprechen.

Daß in der Völkerwanderungszeit der echt nordische oder sogenannte Merowinger-Typ und zwar in der Form jenes vorher beschriebenen feineren Herrenschlages in den Gräbern aller Germanenstämme ein ge-

radezu erstaunliches Übergewicht erhält, ja in Skandinavien und Dänemark so gut wie allein herrschend wird, ist eine Tatsache, über die man schon seit vielen Jahrzehnten nachgedacht hat. Aus Schweden kennen wir aus der Zeit vor Christi bis in die Wikingerzeit neben 40 solcher Langschädel nur drei Kurzschädel, in Dänemark neben 83 Langschädeln gar nur zwei Kurzschädel. In Deutschland findet sich daselbe Anschwellen der Zahl der Langschädel, ohne aber die skandinavische Höhe ganz zu erreichen. Für die Baiwaren (Bayern) der Völkerwanderung sind festgestellt worden 86 Prozent Langschädel und 14 Prozent Kurzschädel, was in der Aufnahme ungermanischer Bestandteile auf der Wanderung und in der jetzigen Heimat seine natürliche Erklärung

findet. Das Bild eines weiblichen Schädels dieses Stammes aus dem Salzburgischen in den üblichen vier Ansichten gibt Abb. 121. Wir erkennen den ziemlich steilen Stirnanstieg und die starke Prognathie des Oberkiefers. Unnordisch ist der ungemein breite Unterkiefer. Gleichmäßiger und einheitlicher erscheint bei Alemannen und Franken in den zahllosen Friedhöfen der Merowingerzeit des sechsten bis achten Jahrhundert jenes besondere Geschlecht gewaltiger Kecken, das einen un-



Abb. 122 a—b. Berliner (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes). Längen-Breiten-Index 71,8; Gesichtsinde 88,4.

verhältnismäßig höheren Hundertsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht, als es vorher oder nachher in Deutschland der Fall gewesen ist. Dabei ist die Körperhöhe der Männer bei den Franken im Mittel auf 190 Zentimeter, bei den Alemannen auf 185 Zentimeter berechnet worden.

Doch gibt es eine weit ausgedehnte Landschaft im mittleren Westdeutschland, wo während der Merowingerzeit ein hoher schmaler Langschädel mit Breitgesicht und Breitenase der herrschende Typ ist. Seine Nasenwurzel ist tief eingezogen, die Augenhöhlen sind niedrig, die Überaugenwülste stark betont, der Kiefer ist prognath. In der Aufsicht erscheint der Schädel als oval-ellipsoid. Der Längen-Breiten-Index ist im Durchschnitt 74. Die Körperhöhe betrug bei den Männern 170—173 Zentimeter. Der leider zu früh verstorbene Göttinger Anthropologe M. W. Hauschild, der diesen Typus des breitgesichtigen Langkopfes in der Art des französischen Cro-Magnons hauptsächlich in der Provinz Hannover, südwärts der Stadt Hannover mit dem Mittelpunkt in Göttingen vertreten fand, aber von hier auch südwärts weiter nach Oberfranken hinein, will ihn als eigentümlich niedersächsischen ansehen, was vielleicht zweifelhaft erscheinen kann, da in der Bremer Gegend damals wiederum der langgesichtige Langkopf überwog. Da die alten Niedersachsen erst zu Beginn der Völker-

wanderungszeit von Holstein nach Nordhannover übergewandert sind, glaubt Hauschild den mecklenburgischen Ostorfer Rassentyp (Abb. 107) als Ahnen des alten niederfächsischen Rassentyps ansehen zu dürfen.



Abb. 123 a, b. Norweger, rein blond (nach W. Ripley).

Heute ist der breitgesichtige Langschädel westlich wie östlich der Elbe weit verbreitet. Doch auch der rein nordische Langkopf ist, besonders in Norddeutschland, noch stark vertreten, wenn wir auch mangels genauer und umfassender anthropologischer Untersuchungen seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung nicht angeben können.

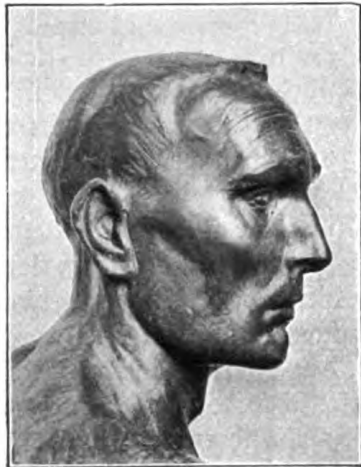


Abb. 124. Flämischer Bergmann. Skulptur von Meunier (nach Günther, Rassenkunde).

Zur Veranschaulichung des lebenden Menschen seien einige heutige Vertreter nordischer Langkopfrasse hier vorgeführt:

1. ein Berliner mit ausgesprochenem Langschädel, der einen Index von 71,8 besitzt und auch annäherndem Langgesicht, dessen Index 88,4 beträgt (Abb. 122);

2. ein Norweger (Abb. 123);

3. ein flämischer Bergmann, nach einer Skulptur des berühmten Meunier (Abb. 124);

4. Malwine von Arnim geb. von Bismarck, die Schwester unseres Reichsgründers (Abb. 125);

5. eine deutsche Nordschleswigerin (Abb. 126).

Wir sehen, daß selbst in der Merowingerzeit mit ihrer außerordentlichen Vorherrschaft nordischer Langköpfe es an Kurzköpfen doch nicht ganz fehlt. Heute spielt die Kurzkopfrasse bei uns eine bei weitem größere Rolle. Aber schon in der Steinzeit ist sie

stark vertreten. Wir müssen daher auch diese von ihrem Anbeginn her betrachten.

Neben dem langköpfigen Zweige des westeuropäischen Rassenstammes, aus dem die nordische Rasse hervorgegangen ist, gibt es noch einen zweiten Zweig jenes Stammes, das ist die ostfranzösische oder westalpine Kurzkopfrasse, die Karl Felix Wolff „Jurazweig“ genannt hat. Beide Zweige, die nordische Langkopfrasse, wie die westalpine oder Jura-Kurzkopfrasse, sind lang- oder mittellanggesichtig, schmalnasig, blond; doch der Jurazweig nur mittelhoch gewachsen, nicht ganz so groß wie der schlanke nordische Zweig. Dieser westeuropäischen Kurzkopfrasse gehören die allermeisten der 47 Kurzschädel der dänischen Steinzeit an.

In Dänemark unterscheidet man drei Arten von Kurzschädeln: den Orrouy-Typus, den Møen-Typus und den Borreby-Typus.

Der Orrouy-Typus ist nach einem nordfranzösischen Schädeltyp aus Orrouy, Departement Oise, benannt, ein Name, der ebenso wie



Abb. 126.

Nordshleswigerin (nach Günther, Rassenkunde).



Abb. 125. Malwine von Bismarck (nach Günther, Rassenkunde).

der Name Cro-Magnon-Typ für Dänemark schlecht gewählt ist, da der französische Orrouy-Schädel niedriges Gesicht hat, während die nordischen Kurzschädel Dänemarks mittellanggesichtig sind. Aus demselben Grunde abzulehnen ist auch die deutsche Bezeichnung Grenelle-Schädel, hergenommen von einem bei Paris gelegenen Fundorte. Die dänischen Orrouy-Schädel (Abb. 127), 21 an der Zahl, haben einen durchschnittlichen Kopfindex von 82,8 und sind mittellanggesichtig, sonst aber unnordisch. Sie haben geringe Überaugenwülste und steile abgerundete Stirn, die in einer einzigen Wölbung bis zum ziemlich steil abfallenden gerundeten kuppellosen Hinterhaupt verläuft. Die breiteste Ausladung des Schädels liegt in

der Mitte. Gegenüber dem breiten Hinterhaupt ist das Vorderhaupt schmal. Während die nordischen Langschädel in senkrechter Richtung meist niedrig gebaut sind, haben die Orrouy-Schädel eine beträchtliche Höhe. Außerdem sind die Augenhöhlen nicht rechteckig, sondern ur-

zeitlich rund gestaltet, wie bei dem Neanderthaler Urmenschen. Die Körperhöhe ist erheblich geringer als beim nordischen Langkopf und weist bei Männern ein Durchschnittsmaß von nur 168 Zentimeter, bei Frauen ein solches von nur 155 Zentimeter auf.



Abb. 127 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Forsinge auf Seeland  
(nach S. A. Nielsen). Orrouy-Typ.

Die beiden anderen Klassen dänischer Kurzschädel, der Møen-Typus, genannt nach der Insel Møen (Abb. 128) und der Borreby-Typus (Abb. 129), genannt nach einem mit Skeletten über-



Abb. 128 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Udby auf Seeland  
(nach S. A. Nielsen). Møen-Typ.

fülltem Ganggrab auf Seeland, haben das Gemeinsame, daß sie einen nur geringen Grad von Kurzköpfigkeit aufweisen, der an der Grenze der Langköpfigkeit steht, Index 81 und 80, und außerdem haben beide Arten in Gesicht und Stirn nordische Eigenheiten durch ihr mittel-

langes Gesicht, niedrige eckige Augenhöhlen, starke Überaugenwülste und schrägen Stirnanstieg bis zum Scheitel hinauf; beide Arten besitzen auch denselben hohen Körperwuchs wie der nordische. Unnordisch beim Møen-Typ (Abb. 128), der 20 Vertreter auf Møen, Seeland, Jütland hat, ist nur, daß die breiteste Ausladung des Schädels am Hinterhaupt liegt, daß dieses selbst abgerundet und die Schädelkalotte kugelförmig gestaltet ist.

Der Borreby-Typus (Abb. 129), in der Wissenschaft sehr berühmt, ist ein Familientyp von geradezu klotziger Form. Unnordisch ist bei ihm der massige breite Unterkiefer; ebenso die starke Rundung des gesamten Schädelumrisses in der senkrecht liegenden Mittelebene, was vielleicht auf Beimischung von der donauländischen Bevölkerung



Abb. 129 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Borreby auf Seeland (nach S. A. Nielsen). Borreby-Typ.

her beruht, für die solch ein Umriss kennzeichnend ist. Der Borreby-Typ erscheint nicht einzig in Borreby, sondern zweimal auch unter den steinzeitlichen Schädeln der benachbarten südschwedischen Küstenlandschaft Schonen, ferner einmal zu Visby auf Gotland und zweimal in Westergötland.

In Schweden gibt es unter 70 meßbaren Steinzeitschädeln nur 6 Kurzschädel, von denen zwei der ostischen Rasse angehören, d. h. sie haben neben dem Kurzkopf auch noch ein Breitgesicht, worauf wir demnächst zurückkommen werden.

Die nordischen mittel- bis langgesichtigen Kurzkopfarten der Steinzeit haben also mehr oder minder zahlreiche Eigenheiten der nordischen Langkopfrasse an sich.

Aus Norddeutschland liegen ebenfalls nur ganz wenige steinzeitliche langgesichtige oder mittellangesichtige Kurzschädel vor, die wir weiter unten gelegentlich berühren werden (S. 93).

Wie der nordische Langkopf, so lebt auch der nordische, d. h. langgesichtige Kurzkopf während der späteren vor- und frühgeschichtlichen Perioden und ebenso zu heutiger Zeit in Skandinavien wie in Deutschland fort. In Schweden sind aus der älteren Bronzezeit zwei solche Schädel erhalten, die aus Östergötland stammen und 82,3 und 80,0 Längen-Breiten-Index aufweisen. Dänemark bietet unter zwölf Schädeln aus der älteren Bronzezeit drei langgesichtige Kurzköpfe. Zwei davon, beide männlich, stammen aus dem Hügel Borum Eshöi in Jütland, der durch die einzigartig trefflich erhaltene Tracht einer Frauenleiche längst so berühmt geworden ist; sie besitzen den Index 79,7 und 80,2. Ein dritter solcher Schädel mit Index 82,5 stammt von einer Greisin aus dem Wald Strö bei Lyndby. Neuerdings kommt wahrscheinlich als vierter noch ein männlicher Schädel aus Kjeldbymagle mit Index 80 dazu. Aus Norddeutschland fehlen die Belege.

Von den Jahrhunderten nach Christi hörten wir schon (S. 87), daß in Schweden unter 40 Schädeln nur drei Kurzköpfe sich befanden, in Dänemark unter 83 Schädeln nur zwei Kurzköpfe, beide vom Orrouy-Typus. Dagegen zeigten sich in Deutschland bei den Baiwaren des sechsten und siebenten Jahrhunderts 14 Prozent Kurzs Schädel, bei den Alemannen derselben Zeiten in Baden und bayrisch Schwaben 13, in der Schweiz sogar 23 Prozent. Von den über 100 Skeletten der Gotengräber in Elbing besaßen 20 einen Lang- oder Mittellangschädel, nur vier einen Kurzs Schädel; letztere waren auch zu Briesen im südöstlichen Westpreußen vertreten.

Während des späteren Mittelalters und der Neuzeit hat aber Skandinaviens Anteil nordischer Kurzköpfe an der Bevölkerung wieder stark zugenommen und ist etwa auf den Stand der Steinzeit zurückgekehrt. In Schweden weisen heute die südlichsten Landschaften Schonen und die Insel Gotland 18 und 19 Prozent Kurzs Schädel auf, von den nördlichsten Landschaften hat Uppland 21 Prozent, Westerbotten 19 Prozent, Lappland sogar 23,61 Prozent. Nur das mittelschwedische Södermanland und Dalsland können sich mit nur 5 Prozent Kurzkopfschädeln den Verhältnissen der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit an die Seite stellen.

Im dänischen Bornholm fand der Anthropologe Ribbing heute einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 80,3 bei Männern und 80,6 bei Frauen, also an der Grenze von Mittellang- und Kurzköpfigkeit. Ebenso fand Sören Hansen in Nordjütland und Nordfynen bei Männern einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 80,6, bei Frauen einen solchen von 81,4. Danach berechnete der Anthropologe Fürst den Hundertsatz für Dänemark auf 67 Prozent Langschädel, worunter nur 12 Prozent eigentliche Langschädel (Index weniger als 75) und 55 Mittellangschädel (Index 75—79) sich finden, gegenüber 33 Prozent Kurzs Schädeln. Und der dänische

Anthropologe S. A. Nielsen hat bei einer Untersuchung von 530 Männern und Frauen der im jütländischen Limfjord gelegenen beiden Inseln Oeland und Bjöl 70,4 Langköpfe, darunter 30,8 echte Langköpfe und 39,6 Mittellangköpfe, gegenüber 29,6 Kurzköpfen ermittelt. Ganz besonders stark vertreten, ja sogar vorherrschend, ist dieser Kurzkopf an der norwegischen Westküste und im südwestlichen Binnenland Norwegens, der Landschaft Jäderen.

Dasselbe können wir von Norddeutschland feststellen, und nicht nur in Ostelbien, sondern auch westlich der Elbe, z. B. in dem niedersächsischen Lande Braunschweig und im Küstengebiet Südhollands. In Hinterpommern, worüber wir für Deutschland ausnahmsweise eine Untersuchung der Kopfgestalt besitzen, finden sich nach S. Reuter



Abb. 130 a, b. Kurzkopf 85,2; blond, germanisches Gesicht.  
Sette Comuni, Prov. Vicenza (nach Ripley).

zwar 90 Prozent hellfarbige, blonde und nur 10 Prozent brünette Menschen, jedoch zwei Drittel aller in derselben Gegend gemessenen Köpfe zeigen einen Längen-Breiten-Index von 82, und 17 Prozent, davon übersteigen sogar den Index 87, sind also hochgradig kurz. In allen den soeben genannten Gebieten treffen wir überwiegend hochgewachsene, blonde, blauäugige, schmalgesichtige Germanengestalten mit ausgesprochenem, am Hinterhaupt steil abfallenden Kurzkopf an. Solche hochgewachsenen blonden Kurzkopfmenschen haben sich im frühen Mittelalter durch die Einwanderung der Langobarden und im späteren Mittelalter durch die der Deutschen auch im östlichen Oberitalien stark verbreitet. Unsere Abb. 130 zeigt einen solchen blonden Kurzkopf aus der deutschen Siedlung der Sette Comuni in der Provinz Vicenza mit völlig deutschem Gesicht. Der italienische Anthropologe Livi hat diesen jungen Mann für einen guten Vertreter venetianischer Bevölkerung erklärt. Diese kennzeichnende Kurzkopfart, die nicht das mindeste zu tun hat mit dem populär gewordenen



„alpinen“ Kurzkopf, hat ebenso Anspruch darauf, für einen echt germanischen gehalten zu werden.

In vereinzeltten Fällen kommt für die indogermanische Urzeit auch noch die vorhin schon berührte ostische Kurzkopfrasse in Betracht, die aber keinesfalls zum indogermanischen Urvolk selbst gehört,



Abb. 131 a, b. Ukrainer. Ostisch (nach Günther, Rassenkunde).

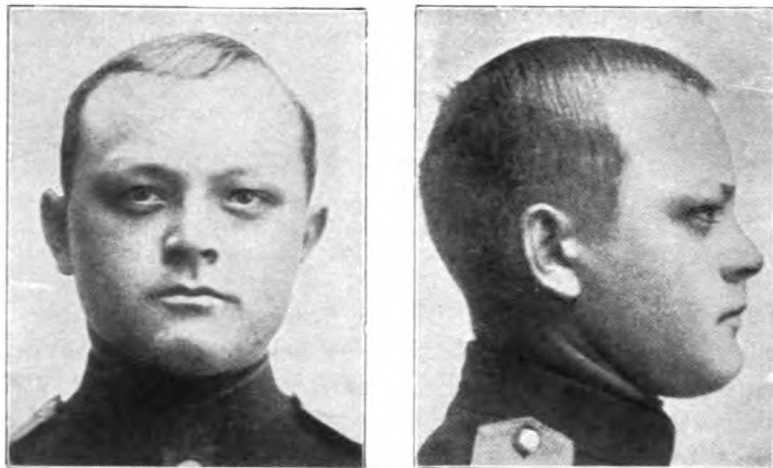


Abb. 132 a, b. Badener. Ostisch (nach Ripley).

sondern nur einen Fremdkörper niederer Bevölkerungsklasse darin darstellt. Heute freilich spielt diese ostische Kurzkopfrasse in Deutschland und in ganz Mitteleuropa, namentlich im gesamten Mittelgebirge von den Karpathen bis zum Wasgenwald, ebenso in Osteuropa, endlich in den Alpen und Oberitalien eine sehr große Rolle. In diesen Gegenden wohnte aber weder das indogermanische Urvolk, noch die Urgermanen.

Die ostische Rasse hat dunkle Farben, untersetzte gedrungene Gestalt, ist rundköpfig und dazu breitgesichtig mit runden, in das

Gesicht hineingearbeiteten, nicht wie bei der nordischen Rasse heraus-  
springenden Zügen, so daß bei der Seitenansicht nur die kurze, platte,  
eingebogene Nase über die senkrechte Profillinie ein wenig hinaus-  
ragt. Die Weichteile sind überall voll und fettreich, der Körper stark  
behaart, der Bartwuchs dagegen gering. — Ein Beispiel hierfür



Abb. 133 a—d. Steinzeitlicher Kurzschädel aus Karleby, Westergötland, Schweden  
(nach G. Regius).

aus Osteuropa bildet der in Abb. 131 wiedergegebene Ukrainer,  
ein anderes aus Südwestdeutschland ein Badener (Abb. 132), der  
allerdings schon nordisch beeinflusst erscheint.

Daß eine verwandte Rasse schon in der Steinzeit unter der nordischen  
Bevölkerung, wenn auch selten, auftritt, beweisen zwei schwedische  
Schädel.

Der außerordentlich breite und kurze Schädel einer Frau aus einem  
großen Steinkammergrab bei Karleby in Westergötland (Abb. 133)  
hat sehr niedriges Gesicht (Index 79,6), ungemein breiten Unter-

Kiefer, gerundetes abschmalendes Hinterhaupt, gerundete, ganz waagrecht stehende, also nicht nach außen abfallende, Augenhöhlen. Als nordische Beimischung könnten hier einzig die starken Überaugenwülste gelten, die aber nicht ausschließlich nordisch sind.



Abb. 134 a—d. Steinzeitlicher Kurzschädel aus Svellinge bei Malmö, Schweden (nach Carl M. Fürst).

Ähnlich kurz- und breitköpfig und kurz- und breitgesichtig (Index 82,3) ist ein Schädel aus Svellinge nahe Malmö (Abb. 134), bei dem die Augenhöhlen genau wie beim Schädel aus Karleby gestaltet sind, ebenso der ungemein breite Unterkiefer. Wie bei dem dänischen Møen-Typus ist die größte Schädelbreite hier ganz nach hinten gerückt.

Auffällig ist, daß diese beiden ostischen Schwedenschädel weiblich sind, und noch auffälliger, daß wir in Norddeutschland eine ganze Reihe solcher Fälle kennen, wo in einem steinzeitlichen Grabe nordischer Kultur einem männlichen nordischen Langschädel ein weiblicher ostischer Kurzschädel sich gesellt. Ich nenne ein solches Grab, das bei Rezin a. d. Savel<sup>1</sup> und ein anderes, das bei Wierzbinek, Kreis Nieschawa, Gouvernement Warschau, südöstlich vom Goplosee, nahe der ehemaligen preussisch-polnischen Grenze aufgedeckt worden ist. Diese beiden Gräber gehören zu der Kulturgruppe, die durch die Kugelflaschen gekennzeichnet sind, worauf wir im letzten Teile dieses Buches genauer eingehen werden. In der Kulturgruppe der sogenannten Oderschnurkeramik Schlesiens-Böhmens gehören die 30 gemessenen männlichen Schädel fast ausnahmslos einer ostdeutschen Abart der nordischen Langschädelrasse an, die 11 weiblichen (und kindlichen) dagegen durchweg einem völlig abweichenden Rassetypus mit mittellangem bis breitem Hochschädel von eiförmigen bis birnförmigem Grundriß, mittellangem Gesicht und breiter Nase. Es liegt daher in diesem Falle die Vermutung nahe, als habe ein die Schnurkeramische Kultur ins Land bringender nordischer Menschenschlag einen rassisch andersartigen Menschenschlag dort unterdrückt, seine Männer erschlagen und mit den überlebenden Weibern Bastarde erzeugt.

Und nach mehr als zwei Jahrtausenden haben wir in den ersten Jahrhunderten n. Chr., wo endlich wiederum Körperbestattung bei Germanen teilweise in Brauch kommt, ähnliche Fälle: so im ersten Jahrhundert zu Westeregeln, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen, im zweiten Jahrhundert zu Bodenhagen, Kreis Kolberg, Sinterpommern, im vierten Jahrhundert zu Häven in Mecklenburg. Bei diesen letzten frühgeschichtlichen Vorkommen ist allerdings nicht festgestellt worden, ob die Kurzschädel ein langes oder ein breites Gesicht besitzen, d. h. ob sie zur ostischen Rasse gehören oder nordische Kurzköpfe sind.

Daß die breitgesichtige Kurzkopfrasse heute noch in Norwegen nicht selten ist, mag das Bild zweier typischer norwegischer Bauernköpfe beweisen. Neben dem echt nordischen blonden langgesichtigen Langkopf rechts steht der echt ostische dunkel breitgesichtige Kurzkopf links (Abb. 135, 136).

Die körperlichen Reste der Urbewohner unseres Landes, die wir hier so genau kennengelernt haben, wie der heutige Stand unserer Wissenschaft es zuläßt, lehren, von welchen Ahnen wir abstammen und von welchen nicht. Aber noch Größeres leistet ja die Rassenkunde insofern, als sie nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen und geistigen Eigenheiten der heutigen Rassen,

<sup>1</sup> Neuestens wird allerdings der bisher für männlich angesehene Schädel des Reziner Grabes ebenfalls für weiblich erklärt (W. Scheidt), was mir nicht wahrscheinlich vorkommt.

also die bedeutungsvollen Unterschiede der Rassen nach dieser Richtung hin erkennen läßt. Es sind eben gewisse seelisch-geistige Kräfte oder wenigstens die besondere Art, in der sie teils in Erscheinung treten, teils im Innern verschlossen gehalten werden, mit gewissen körperlichen Merkmalen verbunden. Wenn wir auch die Gründe hierfür nicht kennen, so beweisen doch die Beobachtungen das Bestehen dieser Tatsache. Der volkstümliche Ausdruck für derartige Unterschiede ist: dies oder jenes liege einem Menschen im Blute. Wohl am frühesten hat sich diese Beobachtung, soweit sie feinere Unterschiede betrifft, in Skandinavien aufgedrängt, wo ja beide körperlich nahe



Abb. 135. Östisch.

Abb. 136. Nordisch.

Norwegische Bauern (nach A. M. Hansen).

verwandten, aber doch ziemlich streng geschiedenen Arten der nordischen Rasse wohnen, der nordische Langkopf und der nordische Kurzkopf, und zwar besonders in Norwegen, weil sie hier landschaftlich getrennt wohnen, nicht gemischt, wie in Südschweden und Insel-dänemark. Ich gebe einige kurze Andeutungen nach dieser Richtung, wobei ich mich besonders auf Andr. M. Hansen, Otto Ammon, Lapouge, Axel Olrik und Karl Felix Wolff stütze.

Der nordische Langkopf ist der eigentlich schöpferische, Kulturschaffende, erfinderische Fortschrittmensch, der aristokratische und heldische, der das Leben als steten, ernsten Kampf auffaßt; daher willensstark und wagemutig, rasch entschlossen, stolz und todesverachtend, unaufhörlich unruhig, ja abenteuerlich und besonders auswanderungslustig und eroberungstüchtig; denn höchstes sittliches Gebot ist ihm zwar unverbrüchliche Treue zu seiner Sippe und zu allen

freiwillig eingegangenen Bindungen, nicht aber zur angestammten Volksgemeinschaft und zum Vaterlande, da er die ganze Welt als sein Vaterland ansieht; er ist weiter der geborene Beherrscher des Meeres, der glänzendste Techniker. Doch arbeitet er nicht gerne nach Art der Ameise oder Biene triebhaft, maschinenmäßig, sondern lieber stoßweise. Kann er zuzeiten seine Kräfte gewaltig anspannen, so liebt er es auch, in langer Winterruhe auf der Bärenhaut zu liegen und reichlichem Genuß von Speise und Trank zu frönen. „Mein halbes Leben stürmt ich fort, verdehnt die Hälfte in Ruh!“ So läßt Goethe den Geist eines germanischen Helden von sich selber sprechen.

Die Hauptsache bei unseren Fragen ist die Abenteuer- und Auswanderungslust, sowie die technische Begabung, dann der Fortschritts-trieb, der Eifer in harter Kulturarbeit und die militärische Tüchtigkeit der nordischen Rasse.

Dem nordischen Langkopf steht in Artung sehr nahe der nordische Kurzkopf mit Langgesicht, wie wir das schon oben ausgesprochen haben.

Ganz anders der ostische Kurzkopf mit Breitgesicht. Er ist mehr bewahrend, ein zäh beharrender, fleißiger Arbeiter, aber kleinlicher im Denken, genügsam und sparsam, abgeneigt hochfliegenden Plänen, insonderheit kriegerischem Wandern; er hängt immer fest an altererbten Lebensgewohnheiten, denkt mehr an seine eigenen Belange als an die der Volksgemeinschaft. Wie dem nordischen Menschen völkischer Stolz und völkische Leidenschaft abgeht in Folge seines idealen oder besser gesagt ideologischen Denkens, so dem ostischen Kurzkopf ebenso in Folge seiner rein materiellen Gesinnung und in Folge seines Sanges zu Mißgunst und zu demokratischer Gleichmacherei. Er ist empfänglich für Religion und begabt in Dichtkunst und Musik, kurz ein Stimmungsmensch mit dunklerer oder hellerer Färbung, wogegen der Langkopf nüchtern gegenüber religiösen und künstlerischen Strömungen ist und weniger Sinn hat für Schönheit und Behaglichkeit des Lebens, für edleren Lebensgenuß. Der Kurzkopf hat aber weder militärische Tüchtigkeit noch Führereigenschaften.

Die soeben geschilderte Vereinigung körperlicher und seelischer Eigenschaften gilt nur für völlig ungemischte Rassen. Völker ungemischter Rassen gibt es aber heute kaum mehr. Auch wir Deutschen sind rassenmäßig stark gemischt. Daher stimmen bei uns körperliche und seelische Eigenschaften sehr oft nicht in der Weise überein, wie man es nach der eben mitgeteilten Schilderung erwarten sollte. Nordische Seele findet sich oft vereinigt mit unnordischem Körper und ebenso steckt oft eine durchaus unnordische Seele in einem echt nordischen Körper. Die oben gegebene Charakterisierung der Rassen des deutschen Volkes kann also nur mit Einschränkungen und Vorbehalten ausgesprochen werden.

Wir haben gesehen, daß der nordische Mensch auch manche schweren Fehler und der ostische Kurzkopf auch manche Vorzüge besitzt für das Volksganze. Dennoch ist die nordische Rasse die zweifellos höchstwertige in unserem Volke. Doch der ostische Kurzkopf, der nüchterne Mensch des praktischen Lebens, hat sich als entschieden lebensfähiger erwiesen. Man hat den heutigen Bestand nordischer Rasse im deutschen Blute auf 60 Prozent geschätzt, doch den Anteil vollkommen rein nordischer Menschen nur auf 6 bis 8 Prozent. Darum wird in der übrigens bereits seit dem Mittelalter zu beobachtenden und in den letzten hundert Jahren immer bedrohlicher anwachsenden stärkeren Vermehrung ostischer Rasse gegenüber der kinderarmen nordischen Bevölkerung geradezu eine „ostische Gefahr“ erblickt. Demgegenüber kann man zum Trost darauf hinweisen, daß infolge der jahrtausendelangen unaufhörlichen Durchmischung unseres gesamten Volkes mit nordischem Blute ein Anteil davon in jedem Deutschen, auch in den kurzköpfigen, steckt und ebenso stark verbreitet auch ein Anteil ostischen Blutes in der Mehrzahl der langköpfigen Deutschen. Anzustreben ist nur, daß in der Seele jedes Deutschen das Hochbild nordischen Wesens fest verankert sei.

#### 4. Entstehung des germanischen Volkes

##### Mittlere Steinzeit oder Frühneolithische Zeit

Nachdem wir im dritten Kapitel rassenkundlich mit dem Menschen selbst aus der Werdezeit der Germanen uns beschäftigt haben, soll uns nun die Betrachtung seiner Kulturhinterlassenschaft sagen, wann die Germanen als Volk entstanden sind.

Menschliche Kulturhinterlassenschaft, die wir in Westeuropa bereits in der Zeit antreffen, die zwischen den beiden großen Perioden der Eiszeit liegt (vgl. S. 59), fehlt in Norddeutschland und Skandinavien aus der Eiszeit völlig. Erst in postglazialer Zeit, d. h. beim letzten Abzuge des Eises während der Kulturperiode des sogenannten Magdalenien, beobachten wir hier die frühesten Spuren menschlicher Tätigkeit. Damals, als der südliche Gletscherrand auf den großen Endmoränen stand, die in Gestalt von Bögen durch Ostholstein, Mecklenburg, die Uckermark und Sinterpommern ziehen, verraten den Menschen Geräte aus Renntiergeweih, die besonders zahlreich in den untersten Schichten des Saveltons gefunden worden sind. Die entstammen einer Zeit, die etwa um 15000 v. Chr. liegen mag. Als Beispiel können die Abbildungen einer Hacke (Abb. 137) und einer Lanzenspitze (Abb. 138) aus Renntiergeweih dienen.

In der anschließenden frühneolithischen oder mittelsteinzeitlichen Periode, wo das Klima sich dem heutigen allmählich näherte, wurde die Ostsee aus einem offenen Eismeerarme, der die Insel Skandinavien umfloß (Abb. 139), zu einem völlig geschlossenen Süßwasserbinnenmeer, dem sogenannten Ancylussee (Abb. 140). Damals, etwa 10000 bis 6000 v. Chr., befand sich in Südschweden, Dänemark und Norddeutschland, aber fast nur an den stillen Gewässern des Binnenlandes, ein Jäger- und Fischervolk, dessen bezeichnendste Kulturhinterlassenschaft in Jagdwaffen und Fischereigeräten aus Knochen und Geweih vom Elch, Hirsch und Urstier bestand. Die Hauptarten dieser Geräte sind in Abb. 141 wiedergegeben. Hervorzuheben sind in der oberen Reihe: 1. knöcherne falzbeinartige Glätter, auch als Fischschuppenmesser gedeutet (a, s); 2. Knochen spitzen, entweder glatt (l, m) oder mit einem einzigen (n, o) oder mehreren Widerhaken auf einer Seite (c, d, g, h) oder statt dessen mit Einsatz von Feuersteinsplittern in zwei seitlichen Längsfurchen (q) oder mit einfacher einseitiger Zähnung (b, p) oder endlich mit vielen stark gekrümmten Widerhaken auf beiden Seiten und zugleich mit einem Fortsatze am



Griffende in der Art der Harpunen (e, f, r); alle diese Stücke haben als Vorderende von Wurflanzern und von Harpunen gedient; 3. schwere Angelhaken, noch stets ohne Widerhaken, der sich erst in jüngerer

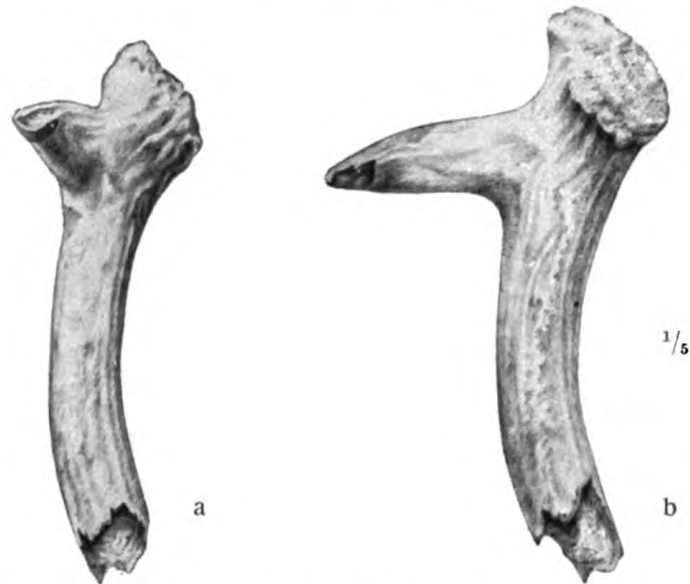


Abb. 137 a, b. Prigerber See, Kr. Westhavelland. Kerngeweibhake. a) von vorne, b) von der Seite.

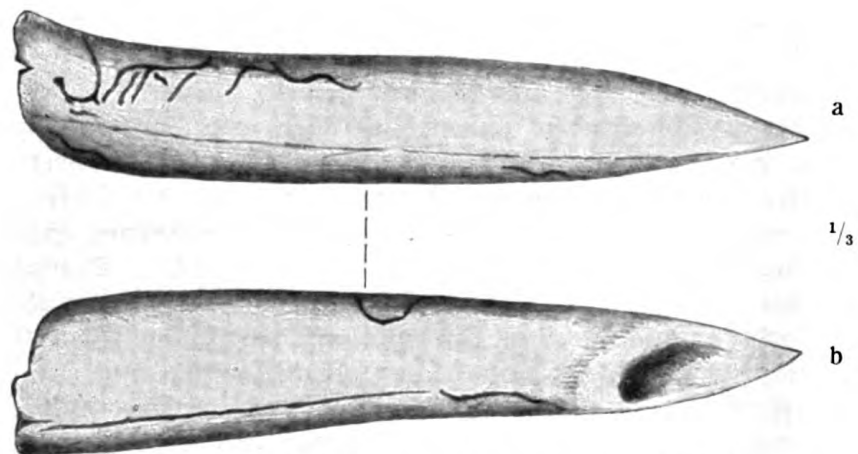


Abb. 138 a, b. Sohenferchesar, Kr. Westhavelland. Lanzenspitze aus Kerngeweib mit Tierritzungen. Von zwei Seiten gesehen.

Steinzeit entwickelt (i, k). In der unteren Reihe der Abb. 141 sehen wir: 4. Dolche aus Ellenbogenknochen (t); 5. Meißel aus Geweih (u); 6. Schaftlochärte mit schräggeschnittener Schneide aus Hirschgeweih (x); 7. Tüllenärte mit schräggeschnittener Schneide aus Röhrenknochen (w); schließlich noch eine der Knochenspitzen mit seitlichem Einsatz von

Feuersteinsplittern, die durch Einritzung eines Musters reich verziert ist (v).

Diese Geräte der sogenannten Ancycluszeit zeigen vielfache Beziehungen zu älteren nacheiszeitlichen Geräten des Rheingebietes und Südfrankreichs, sowohl in der Form, wie in den figürlichen Zeichnungen und geometrischen Ziermustern, die in Ritz-, Kerb- und Bohrtechnik ausgeführt sind. So die beiden Glätter (a, s), die Wurf-



Abb. 139. Ostseegebiet während der Weichseleiszeit (Weichselzeit). Nach G. de Geer. Dunkelgrau: Weichseleiszeit; hellgrau: Land; weiß: skandinavisches Gletschergebiet.

lanzenspize (v), die Elchgeweihhacke (x), deren Tierzeichnung in x<sup>1</sup> und deren Schachbrettmuster in y in größerem Maßstabe wiederholt sind.

Von dort, von Südwesten, kam also diese Bevölkerung an die Ostseegebiete. Ich nenne sie und ihre Nachkommen nach dem frühest entdeckten Fundort Dobbertin in Mecklenburg fortan: Dobbertiner.

Auch den Dobbertiner Menschen selbst lernten wir in neuester Zeit aus Norddeutschland wie aus Seeland kennen.

Nicht ohne Bedeutung ist hier ein erst im September 1925 von Dr. Kadner in Gemeinschaft mit mir wissenschaftlich untersuchter

Schädel nebst Armknochen, Rückenwirbel und Rippen eines zehn- bis zwölfjährigen Menschen, die während des Krieges zu Poppenbrügge bei Meinersdorf nahe Kiel ausgebaggert worden sind. Die geologische Schichtung des Fundorts ist so, daß unter der Wiesenoberfläche zunächst Moorerde liegt, darunter Faulschlamm; der in den tieferen Lagen immer fester wird infolge kalkiger Absetzung aus dem ursprünglich hier gelegenen See, endlich unter allen diesen alluvialen

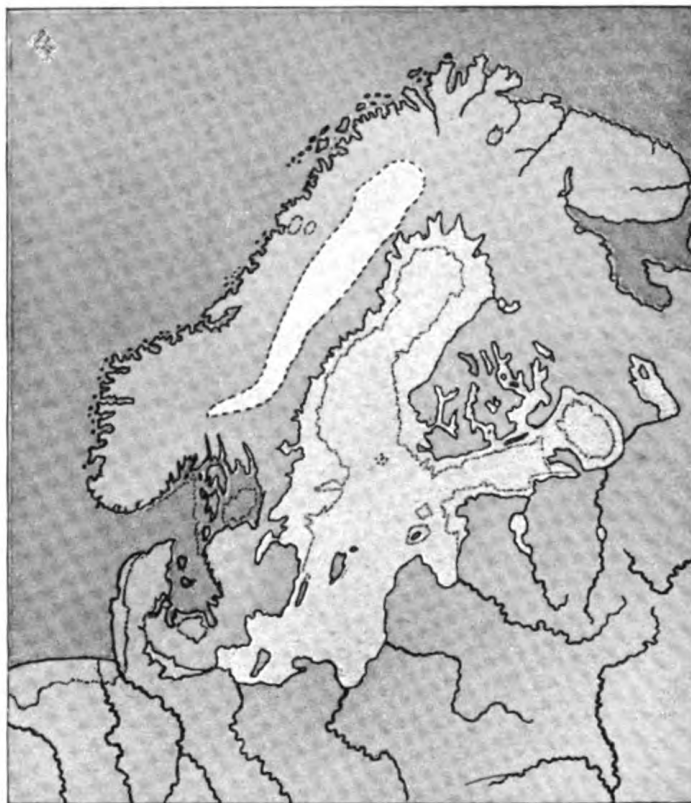


Abb. 140. Das Ostseegebiet während der Binnenseestufe (Ancylusperiode). Nach G. de Geer. Dunkelgrau: Meer; mitteldunkelgrau: Land; hellgrau: Ostsee als Binnenmeer; weiß: skandinavisches Gletschergebiet.

Schichten sogleich diluviale (eiszeitliche) Ablagerungen. Da das Skelett einerseits nicht in der knochenauflösenden Moorschicht gelegen haben kann, anderseits Reste der Kultur des Eiszeit-Menschen im eigentlichen Norddeutschland noch nie zutage getreten sind, so bleibt nur die unterste, schon festere Schicht des Faulschlammes als Lagerungsstätte übrig. Die Fundstätte entspricht also genau der geologischen Schicht, aus welcher an den Savelseen die Geräte der Dobbertiner Bevölkerung der Ancyluszeit zum Vorschein gekommen sind. Zufällig ist im gleichen Tale auch eine Hirschgeweihhacke von der in Abb. 141 unter x wiedergegebenen Art entdeckt worden.

Die Seitenansicht des Schädels (Abb. 142) zeigt, daß Überaugenwülste fehlen, die Stirn steil ansteigt, aber auffallend niedrig ist und rasch in einen weit rückwärts ausgezogenen Bogen übergeht, an den sich am Hinterhaupt eine nur leichte Kuppel anschließt. Am

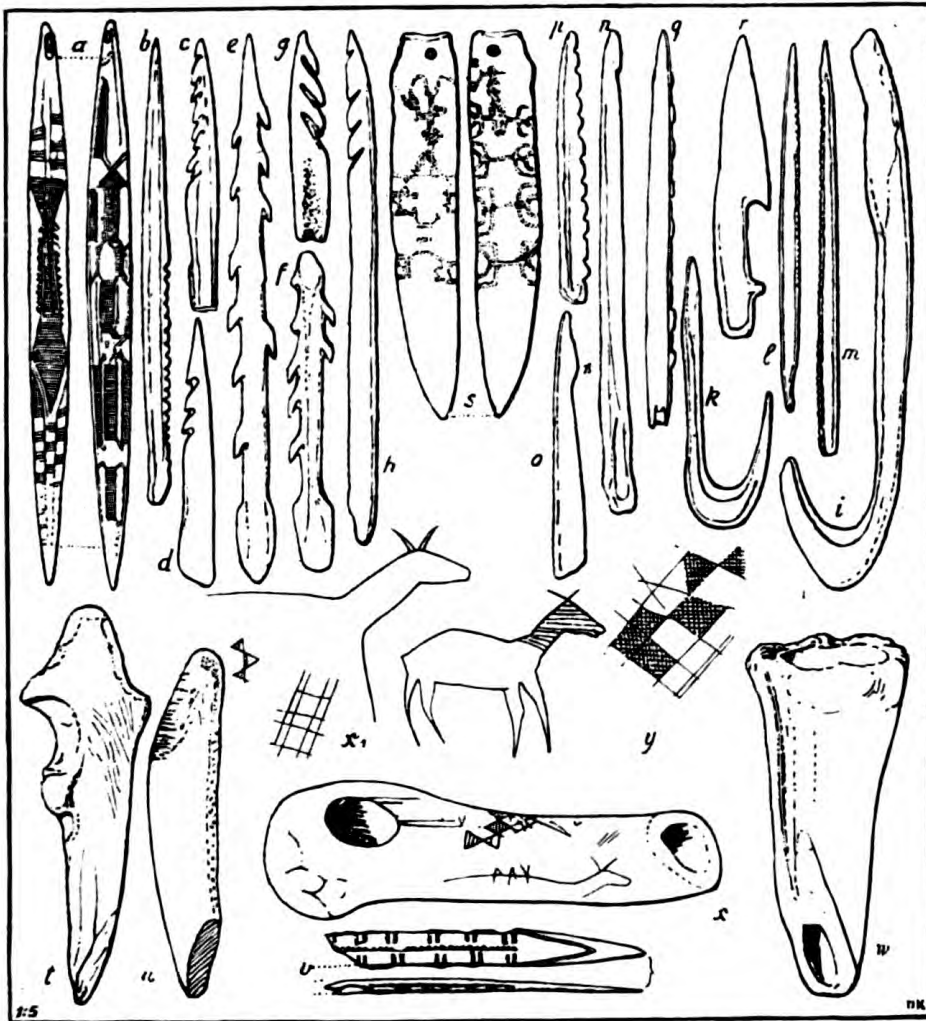


Abb. 141. Waffen und Jagdgeräte der Dobbertiner Kulturstufe  
(nach Reinecke).

a: Solstein; b: Hannover; c—m: Westhavelland; n—p: Dobbertin in Mecklenburg;  
q, r: Westpreußen; s—w: Seeland; x, y: Åstad in Schonen.

Kiefer tritt die Schrägstellung der Zahnbogenpartie (Prognathie) stark hervor. Der aufsteigende Ast des Unterkiefers ist ungemein steil, breit und an der Oberkante nur sehr schwach gesenkt. Doch findet sich eine solche Gestaltung des Astes auch noch bei manchen Kindern heutiger Zeit. Der Kinnvorsprung ist erst schwach entwickelt, etwa wie beim Aurignac-Menschen (vgl. S. 63 unten), während er bei

dem mit dem Aurignac-Menschen gleichalterigen französischen Cro-Magnon-Menschen schon stark ausgeprägt ist.



Abb. 142. Seitenansicht.



Abb. 143. Vorderansicht.

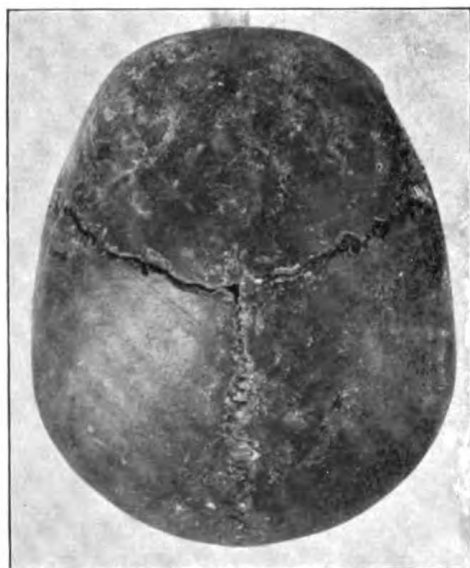


Abb. 144. Aufsicht.



Abb. 145. Untenansicht.

Abb. 142—145. Schädel des „Homo Kiliensis“.

Wie wichtig diese letzterwähnte Eigenheit bei Erwachsenen als Kennzeichen einer primitiven Körperstufe ist, erkennt man an einer Übereinanderstellung der drei Unterkiefer des Seidelberger „Alt-

menschen" (S. 59), eines heutigen Negers und eines heutigen Europäers. Der Heidelberger besitzt überhaupt noch kein Kinn (Abb. 147). Ähnliches muß man von einigen Vertretern der Neanderthalrasse sagen, während andere Vertreter dieser Rasse zwar schon ein Kinn besitzen, aber ein negatives, das dem der heutigen Neger ähnelt (Abb. 148). Der heutige Europäer dagegen besitzt ein positives Kinn (Abb. 149). Das heißt: denkt man sich auf der Zahnhöhlebene (Alveolarebene), die durch die waagerechte Linie bezeichnet ist, vom vordersten Schneidezahn aus eine senkrechte Linie abwärts gezogen, so berührt diese beim Heidelberger (Abb. 147), wie beim Neanderthaler und ebenso bei dem heutigen Neger (Abb. 148) das Kinn überhaupt nicht, und ein solches Kinn heißt darum „negativ“. Beim heutigen Europäer dagegen durchschneidet die Senkrechte den Kinnvorsprung: ein solches Kinn heißt „positiv“ (Abb. 149). In der Mitte zwischen diesen beiden Kinnarten stehen das Kinn des Aurignac-Menschen (S. 63) und das unseres Kieler Knaben. Denn sie sind so gebaut, daß jene Senkrechte den Kinnvorsprung entweder genau oder doch annähernd berührt: sie haben also ein „neutrales“ Kinn.

Das Kinn des Kieler Knaben scheint höchstens ein neutrales zu sein, wenn auch der mittlere Kinnwinkel (Symphyßenwinkel) bisher noch nicht gemessen worden ist. Obwohl also ein richtiger Kinnvorsprung am unteren Kieferrande fehlt, zeigt sich ein weit oberhalb des Kieferrandes liegender Wulst,



Abb. 146. Rückansicht des Schädels des „Homo Kiliensis“.

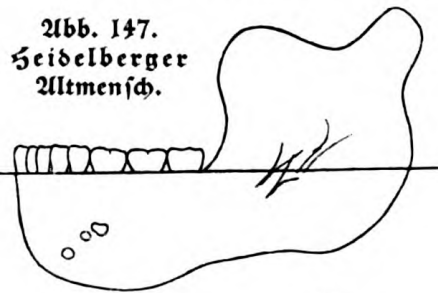


Abb. 147. Heidelberger Altmensch.

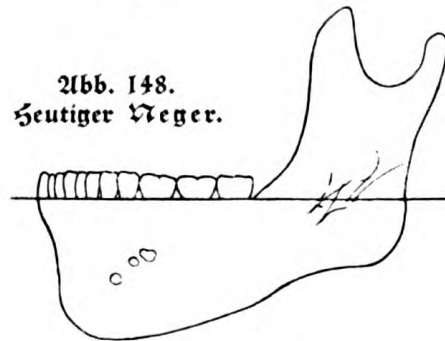


Abb. 148. Heutiger Neger.

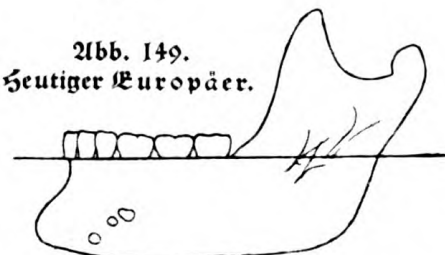


Abb. 149. Heutiger Europäer.

(Abb. 147—149 nach O. Schötenack).

sogenannte „Protuberanz“, die infolge starker Ausbildung einer Rinne entsteht, die sich zwischen oberem Rande und Kinnteil des Kiefers findet. Leider wird aber die Bedeutung dieses wenigstens annähernd neutralen Kieler Kinns für die Erkenntnis der Eigenheiten des Menschen der Ancycluszeit dadurch völlig aufgehoben, daß wir es mit einem jugendlichen Individuum zu tun haben. Ganz abgesehen davon, daß selbst bei heutigen Erwachsenen zuweilen ein neutrales Kinn auftritt, haben nämlich neuere Untersuchungen gezeigt, daß bei sieben- bis achtjährigen Kindern ein positives Kinn regelmäßig noch fehlt und ihr Kinn dem negativen der Neanderthalrasse angenähert ist. Der Kinnvorsprung entwickelt sich eben erst in späteren Jahren allmählich. Wir werden daher aus der Gestaltung des Kinnvorsprungs bei dem Kieler Knaben nichts für die Rasse, der er zugehört, irgendwie Kennzeichnendes, nichts Primitives erschließen dürfen. Wir müssen hier um so zurückhaltender sein, als auch die gleichfalls frühneolithischen Unterkiefer eines vierzehnjährigen Kindes aus dem Moore von Svärdborg und eines achtjährigen Kindes aus dem Magle-Moore von Mullerup auf Seeland einen Kinnwinkel von 65 und 70 Grad aufweisen, was durchaus innerhalb der Schwankungsbreite heutiger europäischer Unterkiefer liegt (65 bis 71 Grad).

Endlich fällt in der Seitenansicht noch die vom heutigen Menschen abweichende, aber bei der Neanderthalrasse übliche Kleinheit des Zigen- oder Warzenfortsatzes (Processus mastoideus) auf, der unmittelbar hinter der Ohröffnung als dreieckiger Knochenfortsatz abwärts gerichtet ist und den untersten Teil des Schläfenbeins bildet. Ebenso auffallend ist die dicht hinter dem Zigenfortsatz befindliche Rize (fissura mastoidea), die breit und flach ist, während sie beim heutigen erwachsenen Menschen tief eingeschnitten ist. Aber auch diese letztgenannten beiden Eigenheiten sind solche, die auch bei heutigen kindlichen Schädeln anzutreffen sind.

In der Vorderansicht (Abb. 143) zeigt sich die Zierlichkeit des linken Jochbogens, der allein von den beiden erhalten ist; der Index der Gesichtshöhe läßt sich daher nicht berechnen. Ferner bemerkt man unter der Kinnmitte, die beim heutigen Menschen meist platt aufliegt, hier vielmehr eine flache Einbuchtung, wie sie bei altpaläolithischen Unterkiefern gewöhnlich ist, indes auch bei heutigen Menschen zuweilen auftritt.

In der Aufsicht (Abb. 144) erscheint die große Breite der Schädeldecke der Längen-Breiten-Index beträgt 79,05, grenzt also an Kurzköpfigkeit. Die Untenansicht (Abb. 145) läßt die langgezogene ovale Gestalt des Hinterhauptloches erkennen; bei heutigen Menschen hat es überwiegend rundliche oder rautenförmige Gestalt. In der Hintenansicht (Abb. 146) fallen die nach oben hin stark auseinanderstrebenden Seitenwände des Schädels auf.

Der Höhen-Längen-Index von 68,75 und der Höhen-Breiten-Index von 86,43 beweisen, daß wir es mit einem sehr niedrigen Schädel zu tun haben.

Als eine wichtige Eigenheit des Unterkiefers des altpaläolithischen Menschen der Neanderthalrasse wurde es bis vor nicht langer Zeit angesehen, daß der dritte Mahlzahn die beiden vorderen Mahlzähne an Breite und Länge überträfe. Auch beim Kieler Menschen ist der dritte Mahlzahn, der sogenannte Weisheitszahn, der wegen des jugendlichen Alters dieses Menschen zwar noch in der Zahnhöhle lose eingeschlossen liegt, aber doch schon meßbar ist, wie bei dem zur Neanderthalrasse gehörigen Unterkiefer von La Naulette in Belgien (Abb. 150) der größte der drei Mahlzähne. Es ist aber neuerdings festgestellt worden, daß auch beim altpaläolithischen Menschen die Abnahme der Größe der Mahlzähne vom ersten bis zum dritten oft oder gar meist schon vorhanden ist. Andererseits findet sich beim heutigen Menschen nicht selten eine Zunahme der Größe der Mahlzähne nach hinten hin.

Man war bisher auch geneigt, eine Eigenheit der inneren Kinnplatte für ein Kennzeichen des altpaläolithischen Menschen zu halten, nämlich eine Grube als Ansatzstelle des Kinnzungenmuskelpaares.

Schon in jungpaläolithischer Zeit wird diese Grube durch einen runden Stachel (*spina mentalis superior*) oder eine mittlere längliche Leiste (*crista m. s.*) ersetzt. Toldts Forschungen haben indes gezeigt, daß eine solche Grube in typischer Ausprägung tatsächlich nur bei dem ältesten bekannten menschlichen Unterkiefer, dem Seidelberger, und innerhalb der Neanderthalrasse nur noch bei dem Unterkiefer von La Naulette vorliegt. Hier (Abb. 151) findet sich an der inneren Kinnplatte zwischen dem sogenannten Lingualwulst (l) und der Grundfläche des Kiefers eine große dreieckige Einsenkung (e), die bis zur Linie m herabgeht. In dieser Einsenkung liegen zwei tiefe raube Gruben, die durch eine Y-förmige Leiste voneinander getrennt sind und als Ansatzstellen für den Kinn-Zungenmuskel dienen. Alle anderen Vertreter der Neanderthalrasse verhalten sich in diesem Punkte jedoch genau so, wie die heutigen Menschen. Das heißt: Die Ansatzstelle des Kinnzungenmuskels kann entweder in einem Grübchenpaar bestehen oder in einer paarigen flachen Rauigkeit oder in einem Höckerchenpaar (*spina*) oder endlich in einer mittleren Leiste (*crista*). Und zwar

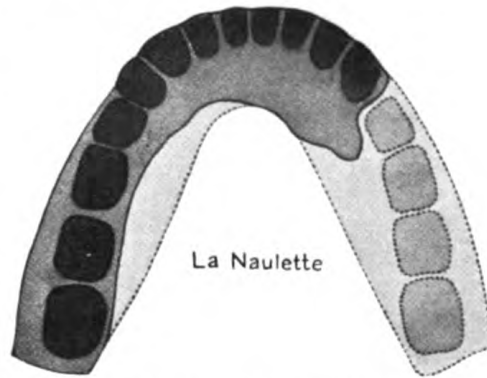


Abb. 150. Altpaläolithischer Unterkiefer aus der Höhle La Naulette am Lesse-Ufer bei Dinant in Belgien. Der hellere rechte Teil ist nur rekonstruiert.



ist bei den Erwachsenen das Höckerchenpaar das weitaus häufigste. Bei kindlichen Unterkiefen dagegen überwiegt das Grübchenpaar bis zum sechsten Lebensjahre, vom siebenten bis fünfzehnten Jahre aber die

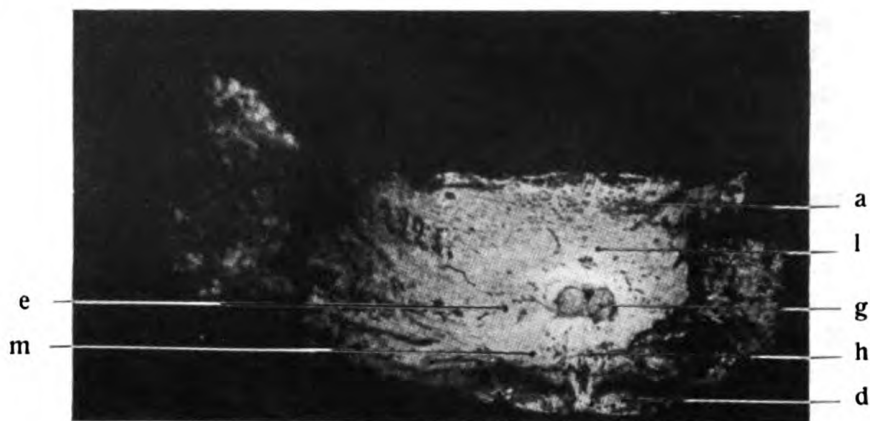


Abb. 151. Unterkiefer von La Naulette (vgl. Abb. 150). Innenseite.



Abb. 152. „Homo Kiliensis“, Armknochen. 1. 2. Beide Speichen (Radii); 3. 4. Beide Ellen (Ulnae); 5. 6. Beide Oberarme (Humeri).



Abb. 153. Spy bei Namur, Belgien. Speiche eines Neanderthalmenschen.

flache Rauigkeit, während eine voll ausgebildete Leiste überhaupt noch nicht vorkommt. Man sieht also, daß das Höckerchenpaar erst allmählich aus den Grübchen herauswächst und die Leiste erst bei Erwachsenen erscheint. Es ist daher nicht verwunderlich, daß beim Kieler Knaben sich weder Stachel noch Leiste schon ausgebildet zeigt. Viel-

leicht liegen aber doch schon die Anfänge der Höckerchen vor, wie es sicher der Fall ist bei den beiden schon erwähnten, ebenfalls der Ancyclus-Epoche angehörigen jugendlichen Unterkiefen, die aus den beiden fundreichen Wohnstätten reiner Dobbertiner Kultur im Svärdborgmoor und im Naglemoor auf Seeland stammen.

Die als Ansatzstelle des Kinn-Zungenbein-Muskels dienende Leiste (Abb. 151, h) ist beim Kieler Menschen weniger ausgebildet als beim heutigen Europäer.

Endlich scheint die Gestalt der Armknochen einen primitiven Zustand darzustellen (Abb. 152). Der Oberarm ist stark gekrümmt

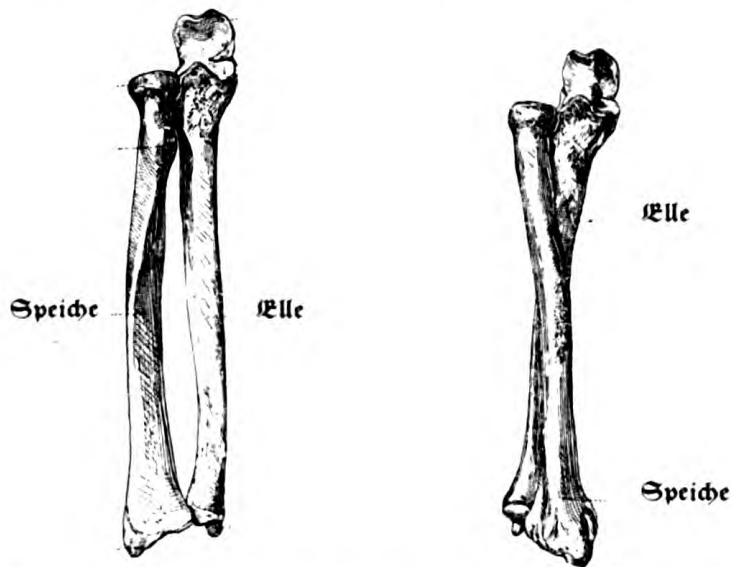


Abb. 154 a, b. Knochen des rechten Unterarmes des heutigen Menschen in den beiden entgegengesetzten Stellungen.  
a) bei Daumenstellung auswärts; b) bei Daumenstellung einwärts.

(Nr. 5, 6), die Speiche (Nr. 1, 2) und die Elle (Nr. 3, 4), die beiden Knochen des Unterarmes, sind ebenfalls stark gekrümmt wie beim Neanderthaler (Abb. 153), entgegen der fast gestreckten Form der heutigen Armknochen (Abb. 154). Sicherheit in diesem Punkte würde jedoch erst eine in Verhältniszahlen ausdrückbare genaue Messung ergeben, die noch aussteht.

Eine Mehrung unseres Wissens bringt die dänische Untersuchung hinsichtlich der Gestalt der Schenkelknochen, die beim Kieler Skelett leider fehlen. In diesem Punkte sehen wir keine Abweichung im Skelettbau des Dobbertiner Menschen von dem des heutigen Menschen. Denn die gedrungene Kürze und starke Rückwärtskrümmung des Schienbeins und ebenso die starke Vorwärtskrümmung des Oberschenkels des altpaläolithischen Menschen findet sich nicht mehr beim Menschen der Ancycluszeit.

Wir besitzen aus dieser Zeit und Kultur auch einen Grabfund, den ältesten des ganzen Nordens, d. h. Norddeutschlands nebst Skandi-  
naviens. Es handelt sich um einen Kurzkopfmenschen, der zu Plau  
in Mecklenburg entdeckt worden ist (Abb. 155). Die Massigkeit des  
Knochenbaues verleiht diesem Schädel ein fast wild anmutendes  
Äußere; er besitzt echt nordische Überaugenwülste und fliehende Stirn,



a



b



c



d

Abb. 155 a—d. Plau in Mecklenburg.

aber unnordischen steilen Abfall des Hinterhauptes; ferner ein voll-  
endetes Breitgesicht, runde Augenhöhlen, weiten Abstand der Augen-  
höhlen, plumpsten breiten Unterkiefer und fehlenden Kinnvorsprung.  
Das Gesichtsprofil ist, abgesehen vom Nasenvorsprung, eine senkrechte  
Linie, was durchaus „ostisch“ anmutet.

Wir haben also kindliche Vertreter des Dobbertiner Menschen an  
drei Stellen, Kiel, Svärdborg und Mullerup, behaftet gesehen mit  
einer freilich recht geringen Anzahl primitiver Körpereigenschaften,

außerdem zu Plau einen Erwachsenen mit wenigstens noch zwei wichtigen derartigen Eigenschaften, dem mangelnden Kinnvorsprung und den freisrunden Augenhöhlen. Diese Menschen sind weit entfernt von einer Annäherung an das, was man nordischen Typus nennt.

Nun gibt es aber, wenn man den Fundverhältnissen volles Vertrauen entgegenbringen kann, noch zwei Schädel, die angeblich aus

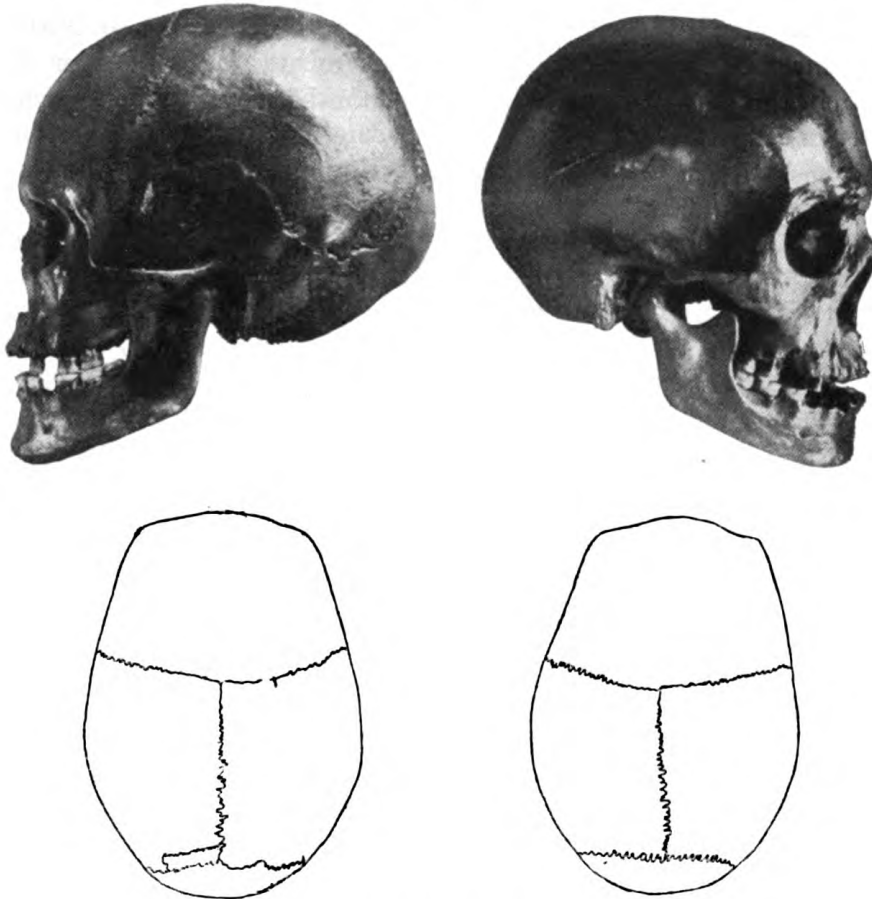


Abb. 156 a, b.

Abb. 157 a, b.

Prizerber See, Westhavelland.

Schädel I in Seitensicht und Aufsicht. Schädel II in Seitensicht und Aufsicht.

derselben Schicht des Haveltons stammen, von wo die kennzeichnenden Jagdgeräte der Dobbertiner Bevölkerung in so einzigartig zahlreicher Weise zutage gefördert worden sind. Diese beiden Schädel kamen aus Tongruben am Prizerber See im Westhavellande, und zwar im Verein mit solchen Geräten. Beides sind Langschädel von annähernd nordischem Typus: der 1891 gefundene Schädel I (Abb. 156 a, b) hat einen Längen-Breiten-Index von 70,9, der Schädel II (Abb. 157 a, b) von 1901 hat einen Index von 70,5. Durch deutliche Überaugenwülste und etwas schräge Stirn nähert sich der Schädel I dem Aurignac-

Menschen, während sein Hinterhaupt unverkennbar die abgesetzte Cro-Magnon-Kuppel aufweist. Der Schädel II hat zwar auch schrägen Stirnanstieg, aber weit schwächere Augenwülste, während das Hinterhaupt nach Art des Aurignac-Menschen nur wenig hervorragt. Zum Aurignac-Menschen paßt auch der äußerst schwache Kinnvorsprung beider Schädel, der beim Cro-Magnon-Menschen dagegen bereits scharf ausgeprägt ist.

Nach alledem ist es unmöglich, von einer einheitlichen Rasse der Dobbertiner Bevölkerung des Ostseegebiets zu sprechen. Der Kieler Mensch hat neben den mit seiner Jugendlichkeit zusammenhängenden primitiven Eigenheiten offenkundig noch einige andere solche, die sich nicht aus seinem jugendlichen Alter erklären lassen; der Plauer teilweise ebenfalls, ist aber in der Hauptsache ostischer Rasse, und von den beiden Prägerber Schädeln ist Nr. I, abgesehen von dem zu schwachen Kinnvorsprung, vollkommen nordischer Rasse, und Schädel II kommt dem nordischen Typus wenigstens entgegen, ohne ihn indes völlig zu erreichen. Alles in allem kann man also höchstens sagen, der Mensch der Ancyluszeit zeigt körperlich noch längst nicht das Bild der vollendeten, mehr oder weniger einheitlichen nordischen Rasse, sondern teils ein Gemisch aus primitiven Körpereigenheiten mit solchen, welche die jungsteinzeitliche Rasse vorbereiten, teils schon reinen nordischen Typus. Einen Vertreter rein nordischer Rasse aus frühneolithischer Zeit würden wir besitzen, wenn der in Abb. 104 wiedergegebene Friesacker Schädel dieser Zeit angehören sollte, was aber der nicht genau bekannten Fundverhältnisse halber nicht mit voller Sicherheit behauptet werden kann, wenn auch hohe Wahrscheinlichkeit dafür besteht.

Eine ganz andere, weiter entwickelte Bevölkerung findet sich während einer neuen Periode der Gestaltung der Ostsee, wo diese nämlich von neuem starke Verbindung mit der Nordsee gewinnt und aus dem Ancylus-Binnensee wiederum ein Salzmeer, das Litorinameer, geworden ist. Säß die Bevölkerung der Dobbertiner an den Gewässern des Binnenlandes, so erscheint nun plötzlich eine starke Bevölkerung an den Ufern und auf den Inseln dieses Meeres. Sie muß sich z. T. von jenen Dobbertinern abgelöst haben als die wagemutige, wanderlustige, erobernde Gruppe. Doch zeigt sie eine Kultur von altertümlich paläolithischen Gerätformen noch ungeklärter Herkunft. Ihre Geräte sind in der Hauptsache aus Feuerstein, der in glänzender Technik bearbeitet wird. Es sind die Leute der berühmten Muschelhaufen oder Kjökkenmöddinger.

Die bezeichnendsten Werkzeuge aus Feuerstein (Abb. 158) sind I. das Kernbeil (a—c), das aus einem massigen Feuerstein-Kernstück allmählich hergerichtet, stets rundum behauen wird und nur eine wellig umlaufende Mittelkante, noch keine Schmalseiten, besitzt, der Vater aller späteren Steinbeile und der diesen nachgebildeten Metall-

beile; 2. das Flachbeil (g, h), auch Spalter genannt, ein dreieckig abgeschlagenes Stück, dessen einseitige Schneidfläche mit einem einzigen Hiebe zugeschlagen wird, ein äußerst wirksames Gerät und von solcher Schärfe, daß man bei unverfehrt erhaltener Schneide heute noch Papier damit schneiden kann; 3. längliche und scheibenförmige Schaber (d, e); 4. Bohrer.

Von Geweih- und Knochengewerten leben aus der älteren Periode noch fort: Hirschgeweihhacken (k, l, m); ferner Angelhaken (n), Dolche (r), Ahlen (o, p, q) und Pflriemen, diese (n—r) sämtlich aus Knochen; neu ist der Knochenkamm (s, t).

Sind die Menschenreste dieser Anwohner des Litorinameeres bisher auch noch spärlicher zum Vorschein gekommen, als die nicht zu

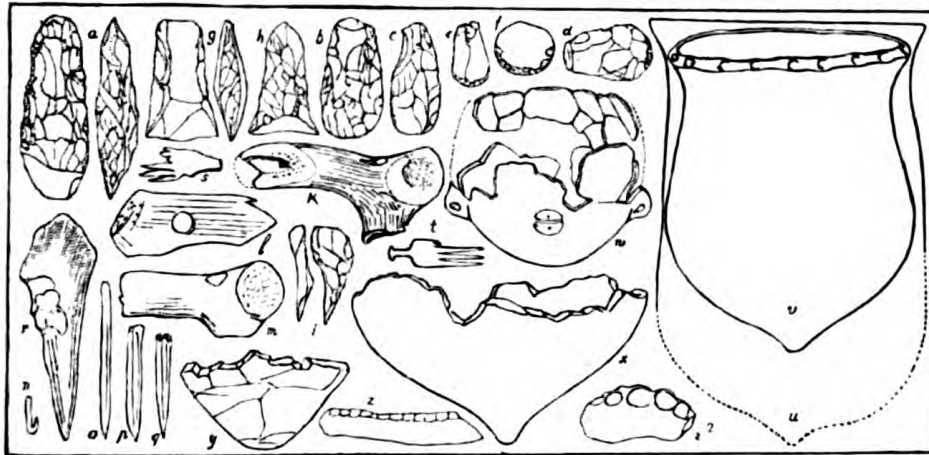


Abb. 158. Waffen und Gerät der Ellerbekker Kulturstufe auf Jütland und Seeland (nach Reinecke).

zahlreichen der vorangegangenen Dobbertiner Bevölkerung, so läßt sich doch jetzt schon sagen, daß diese Küstenbevölkerung ganz überwiegend der bereits vollendeten nordischen langgesichtigen Langkopfrasse angehört, da bei ihr nur ein einziger breitgesichtiger Kurzschädel festgestellt werden konnte. Als nordischer Rasse angehörig zeigt sie einen gewaltigen Fortschrittstrieb und hohe technische Begabung. Sie erfindet die Anfertigung von Tongefäßen, die sie hauptsächlich in Form großer Kruken mit spitzem Boden herstellt (Abb. 158 u, v, w, x, y, z, z<sup>2</sup>), und am Ende ihrer Periode, die etwa von 6000 bis 4000 v. Chr. währt, erscheinen bereits die ersten Spuren des Ackerbaues und bald danach auch die erste Viehzucht, die beide eine weit reichere und sicherere Ernährung bringen, als das frühere Leben auf der reinen Sammlerstufe.

Dadurch entsteht stärkste Bevölkerungszunahme bei der neuen Küstenbevölkerung, und es beginnt nun ein langdauernder Kampf

zwischen ihr und der alten Dobbertiner Binnenbevölkerung. Die siegreich sich ausbreitende Küstenbevölkerung nenne ich Ellerbeker nach dem besonders wichtigen Sundort Ellerbek bei Kiel. Die Dobbertiner werden allmählich immer weiter nach Mittel- und Nordskandinavien und schließlich nach Finnland und noch weiter nach Osteuropa hin abgedrängt. Nur in Norwegen sitzen sie ungestört bis in die Bronzezeit hinein. Überall bleiben sie fortschrittslos an der alten Lebensweise und Kulturstufe hängende Jäger und Fischer, die weder zu Ackerbau noch Viehzucht überzugehen vermögen. Ich nenne sie die Vorfinnen. Besondere Schicksale erleben diejenigen Teile der Dobbertiner oder Vorfinnen, die in Jütland und in Südschweden an der Scholle kleben und nicht aus dem Lande weichen. Die jütländische und schleswig-holsteinische Ostküste und die südschwedische Westküste sind Hauptgebiete der Ellerbeker Ackerbaubevölkerung. An der jütländischen Westküste dagegen und in Binnenjütland, sowie an der südschwedischen Ostküste bleiben die Dobbertiner Vorfinnen lange Zeit unbehelligt, werden hier jedoch durch die sich ausbreitende Ellerbeker Ackerbaubevölkerung umgangen, abgeschnitten, eingeschlossen und verschmelzen hier, wie wir noch hören werden, schließlich, aber erst gegen Ende der Steinzeit, mit den Nachkommen der Ellerbeker.

#### Das Vollneolithikum.

Die Ellerbeker Ackerbauer sind für mich die Vorindogermanen oder schon die ersten Indogermanen. Seit 4000 v. Chr., dem Endpunkte der Ellerbeker Kulturperiode, wird die fortschrittliche Entwicklung der Indogermanen immer rascher, wie sich an dem Aufschwung ihrer Tonware zeigt, ebenso an der Entwicklung des Feuersteinbeils. Letztere gelangt vom Kernbeil der Muschelhauszeit (Abb. 158, a—c) zum spitznackigen Beil, das spitzovalen Querschnitt hat (Abb. 159), weiter zum breiten dünnackigen Beil der Dolmenzeit (Abb. 160), das zwar noch spitzovalen Längsschnitt aufweist, aber schon annähernd rechteckigen Querschnitt hat infolge Einführung von Schmalseiten. Diese Schmalseiten werden im Norden stets in technisch überragender Weise fein zugeschlagen, während man in Westeuropa sich begnügt, die Schmalseiten im besten Falle durch Schliff anzudeuten (Abb. 161). Die Entwicklung des Feuersteinbeils endet beim dicknackigen Beil, das sowohl rechteckigen Querschnitt, wie rechteckigen Längsschnitt hat und nur auf nordindogermanischem Boden vorkommt. Es erscheint zuerst in dünnblattiger Gestalt (Abb. 162), dann in dickblattiger (Abb. 163). Über die Verbreitung des dünnackigen Feuersteinbeils vom nordischen und vom westeuropäischen Typus, sowie des dicknackigen Feuersteinbeils belehrt die Karte Abb. 262.

Hand in Hand mit der Entwicklung des Feuersteinbeils geht die Entwicklung des von den neuen Indogermanen angenommenen Megalithgrabbaues, des Baues der großen Steingräber. An

der Spitze steht der einfache, noch kleinere, mit einem einzigen riesigen Stein gedeckte Dolmen (Abb. 164); dann folgen verschiedene Stufen der großen, mit mehreren Steinblöcken und darüber meist noch mit einem Erdhügel überdeckten Ganggräber (Abb. 165) und den Schluß bilden die aus dünneren abgespalteten Platten hergestellten Steinkistengräber

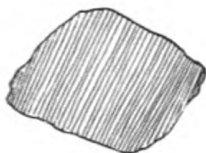


Abb. 159.  $\frac{2}{3}$ . Schleswig-Holstein. Übergang vom Ellerbeker Kernbeil zum spignackigen Feuersteinbeil (nach Rossinna, Die Indogermanen I). Breitseite, Schmalseite, Querschnitt.

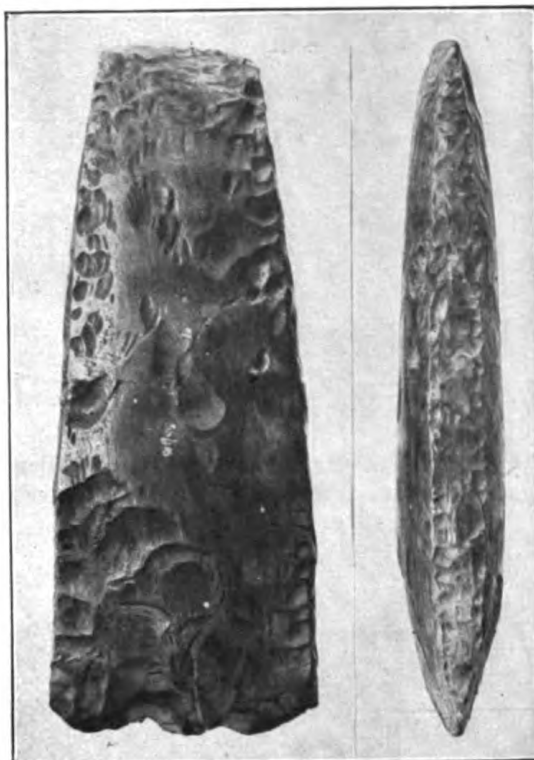


Abb. 160.  $\frac{1}{3}$ . Magdeburg. Dünnackiges Feuersteinbeil nordischer Art. Museum Halle a. S.

(Abb. 166), die bis in die erste Zeit der Bronzeperiode hineinreichen.

Nur die Ellerbeker Indogermanen erbauen die großen, für eine lange Geschlechterreihe bestimmten Steingräber, wie die Karte ihrer Verbreitung es anzeigt (Abb. 167); nicht die von ihnen abgeschnittenen



und eingeschlossenen Teile der Dobbertiner, die nach wie vor bei dem Einzelerdgrab verharren.

Steingräber fehlen daher in West- und Binnen-Jütland, in Ostschweden und vollkommen in Norwegen.

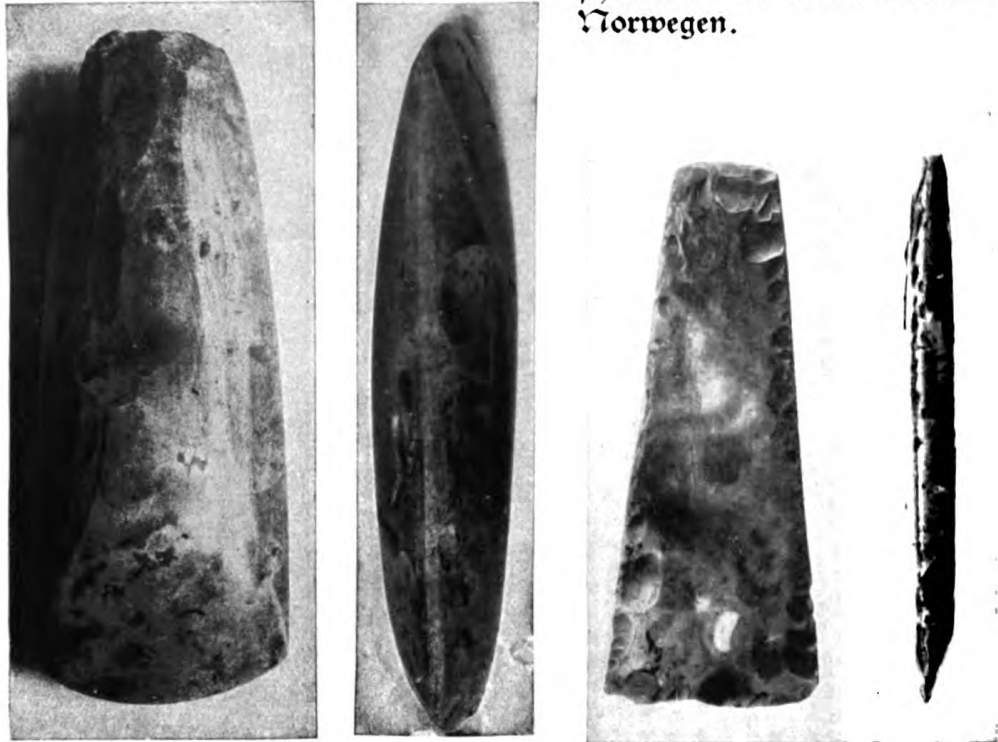


Abb. 161.  $\frac{1}{3}$ . Grenzau, Kr. Unterwesterwald, Nassau. Dünnadiges Feuersteinbeil westeuropäischer Art.

Abb. 162. Sarkerode, Mansfelder Gebirgskreis, Prov. Sachsen. Dünoblattiges Feuersteinbeil. Museum Halle a. S.



Abb. 163. Dickadiges Feuersteinbeil. Breitseite und Querschnitt.

Bezeichnend für die Tonware der ältesten Steingräber aus der Dolmenzeit sind drei Formen: Trichterbecher, Krugfläschchen, Kugelflaschen in ihren frühesten Gestaltungen, stets noch mit kugeligem, höchstens leicht abgeflachtem Boden und selten schon mit kleinen Senkelösen versehen.

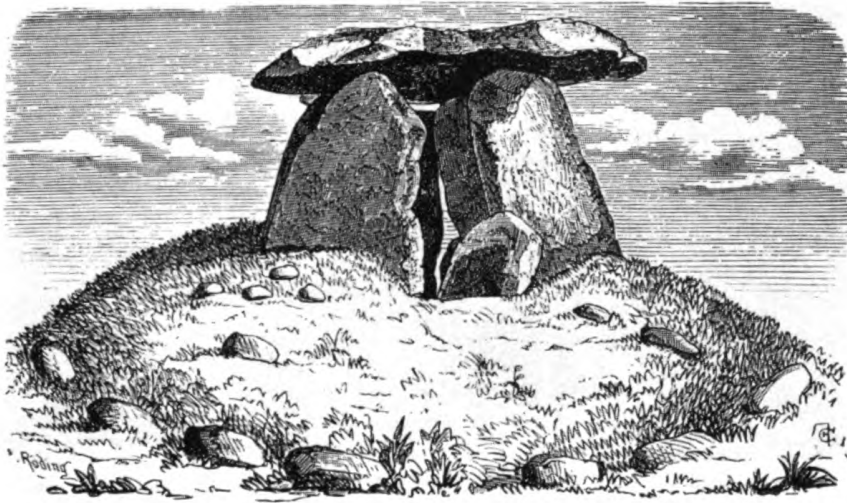


Abb. 164. Nordischer Dolmen.

Schon am Ende der Zeit der Ellerbeker Kultur und der dänischen Muschelhaufen entwickelten sich aus den großen Tonkrufen mit spitzem Boden (Abb. 158 u. v) ähnliche Gefäße, die vermöge einer leichten Einschnürung der vorher nur S-förmig geschwungenen Wandung bereits eine Teilung des Gefäßkörpers in Rand, Hals und Bauch aufweisen. Außerdem sind sie auch schon durch Bündel senkrechter Schnureindrücke auf dem Oberteile des Bauches (Abb. 168) verziert. Die Tonware verfeinert sich bald weiter durch noch stärkere Betonung der Gliederung des Gefäßes in Hals und Bauch und sie verwendet neben den senkrecht eingedrückten Schnurbündeln des Bauchteils, die das Aufstreben der Wandung betonen, ein Band mehrfacher waagerechter Schnurlinien, das unter dem Gefäßrande hinläuft und gleichsam eine Fassung der Gefäßmündung darstellt (Abb. 169). Die Zeit dieser letztgenannten Art von Tongefäßen

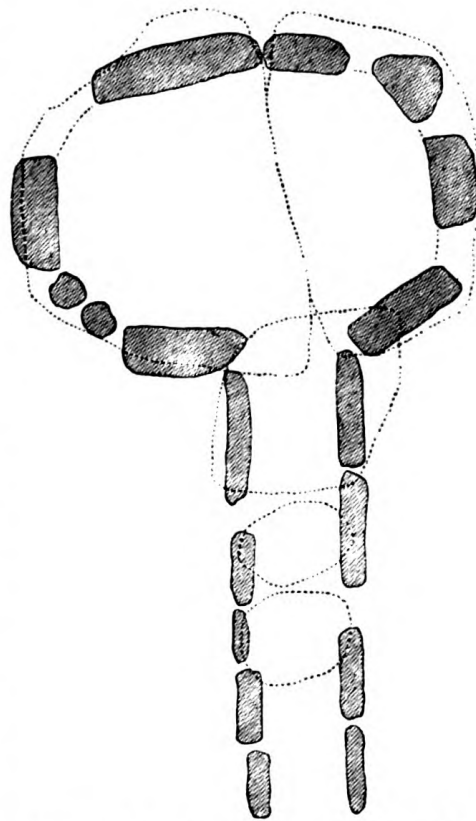


Abb. 165. Nordisches Ganggrab.  
Grundriß.

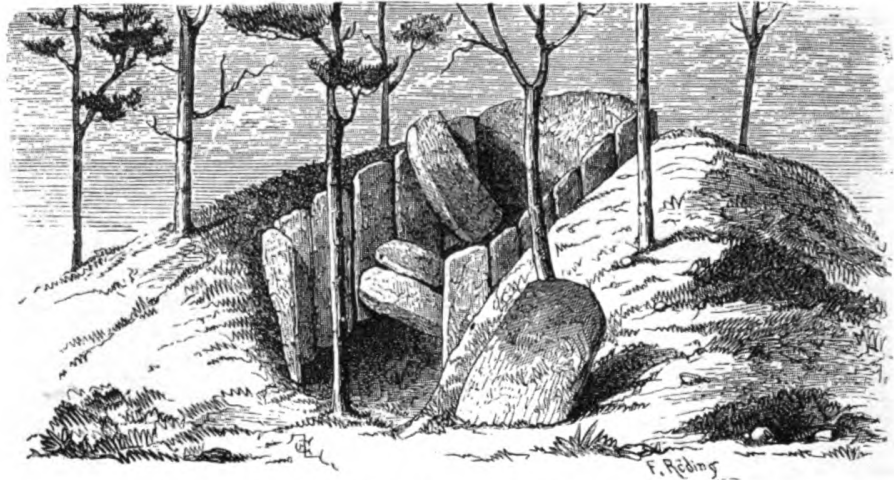


Abb. 166. Nordisches Steinkistengrab.

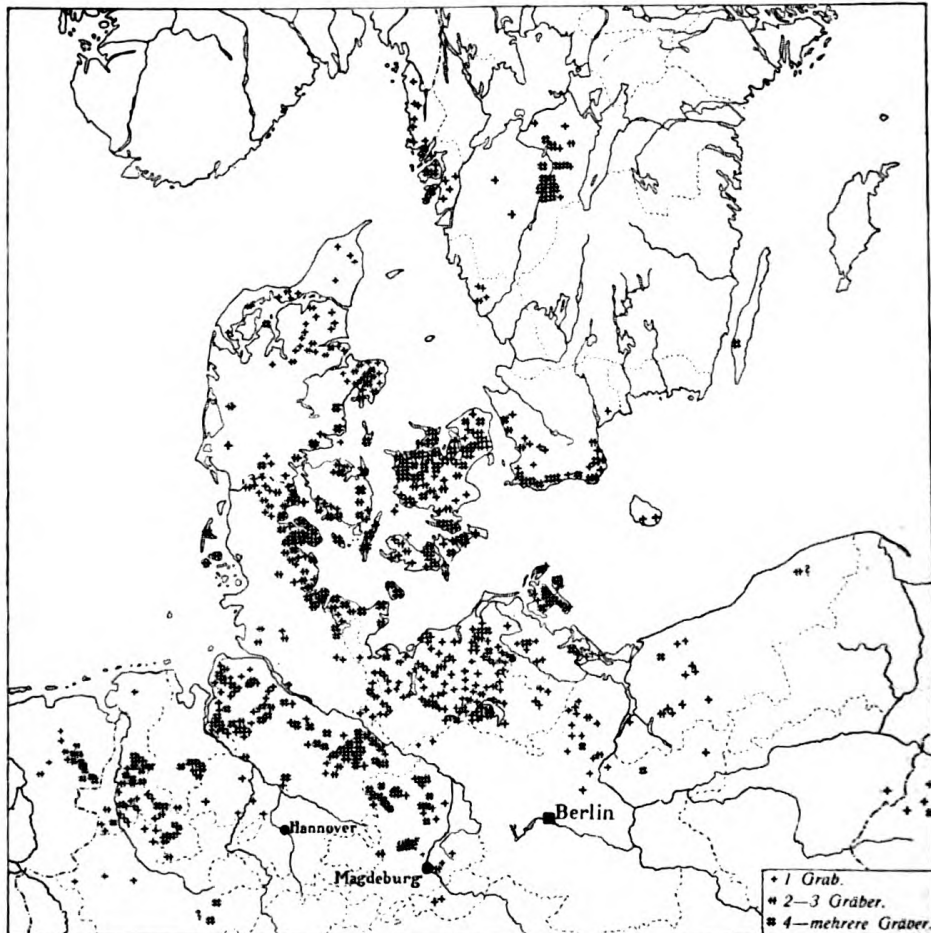


Abb. 167. Verbreitung der großen Steingräber in Norddeutschland, Ostdänemark und Südwestschweden (nach Åberg).

fällt zusammen mit der Periode des spitznackigen Feuersteinbeils (Abb. 159), gehört also noch vor den Beginn der großen Stein-

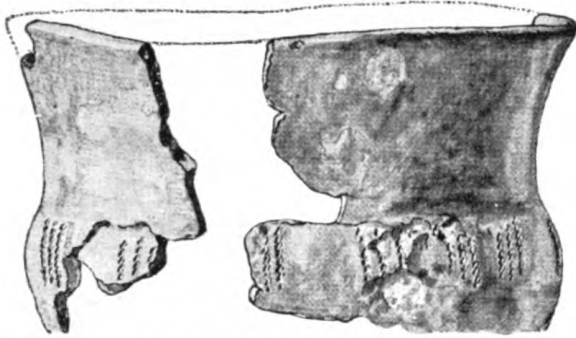


Abb. 168.  $\frac{1}{4}$ . Gefäß aus dem Muschelhaufen Sölager bei Roskilde, Seeland.



Abb. 169.  $\frac{1}{4}$ . „Urbecher“ aus Jütland.



Abb. 170.  $\frac{1}{3}$ . Schleswig.



Abb. 171.  $\frac{1}{3}$ . Stursbüll, Kr. Sadersleben. Trichterbecher der Dolmenzeit.

gräber. Man kann diese Gefäße als „Urbecher“ bezeichnen. Aus dieser Form entwickeln sich erst die eben genannten „Trichterbecher“ der Dolmenzeit, so genannt wegen ihres trichterartig ausladenden Obertheils. Bei ihnen stellt sich eine senkrechte Furchung des ganzen Gefäßbauches oder wenigstens des Oberbauches ein (Abb. 170), an deren Stelle in Jütland und Schleswig-Holstein mitunter eine Bedeckung mit erhaben aufgelegten Rippen tritt (Abb. 171). Ich schalte hier das Bild einer etwas späteren Artung dieser Gefäße ein, nämlich einer Trichter-



Abb. 172. Trichterschale aus Nordjütland.

schale aus Nordjütland die vielleicht das schönste aller rein nordischen steinzeitlichen Gefäße ist, die wir kennen (Abb. 172).

Die ältesten Formen der Kragenfläschchen, jener zweiten Gattung von Dolmengefäßen, die gleichfalls senkrechte Bauchfurchung

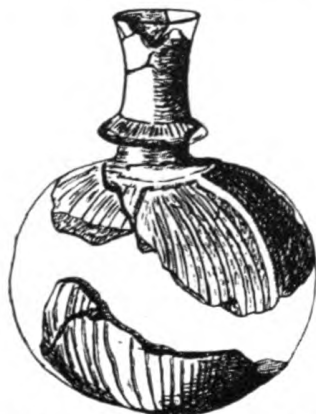


Abb. 173.  $\frac{1}{3}$ . Weibüll,  
Kr. Sadersleben.

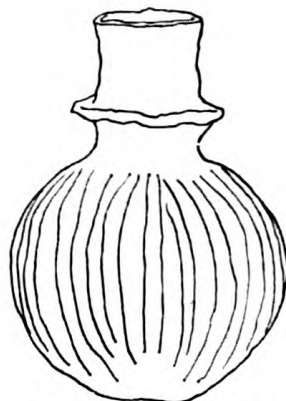


Abb. 174.  $\frac{1}{3}$ . Ohlsdorf  
bei Hamburg.



Abb. 175.  $\frac{1}{4}$ . Jütlan-  
disches Kragenfläschchen.

aufweisen und deren Kragen wohl zum Festhalten einer um den Hals des anzuhängenden Trinkgefäßchens gelegten Schnur diente, veranschaulichen Abb. 173 und 174. Eine in Jütland bald entwickelte Abart hat kantig geknickte Bauchwandung (Abb. 175).



Abb. 176.  $\frac{1}{4}$ . Nordschleswig.

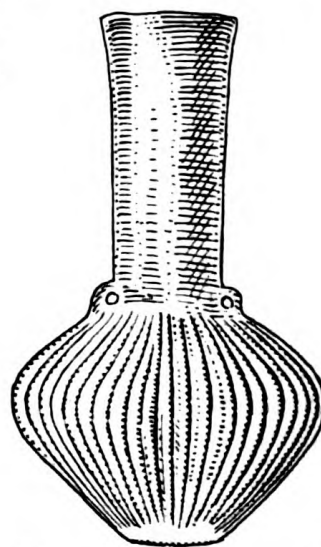


Abb. 177.  $\frac{1}{5}$ . Tovstrup, Jütland.

Die dritte Gefäßform, die wir in den Dolmengräbern antreffen, sind die größeren Kugelflaschen mit höherem Halse und mit zwei noch ganz kleinen Schnurösen am Halsansatz. Auch diese Gefäßart wird über den Bauch hin durch senkrechte Furchen (Abb. 176) und mitunter durch aufgelegte Rippen verziert (Abb. 177).

Von großer Bedeutung ist es, die Verbreitung dieser Gefäßarten der Dolmenzeit von ihrem dänisch-schleswig-holsteinischen Entstehungsherde über das nördliche und mittlere Mitteleuropa zu verfolgen. Den Weg dieser Wanderung können wir durch Ermittlung der alsbald sich einstellenden, wenn auch anfangs geringen, so doch allmählich fortschreitenden Änderungen in Gestalt und Verzierungsweise mit Sicherheit feststellen.

Trichterbecher und Kragenfläschchen gehen fast überallhin Hand in Hand, natürlich in Gesellschaft eines mannigfaltigen andersartigen Kulturinhalts, der in den verschiedenen Landschaften etwas wechselt. Es genügt daher, allein die Karte der Verbreitung der Kragenfläschchen zu betrachten (Abb. 178). Die beiden Hauptrichtungen sind: 1. von Ostjütland und Ostholstein nach Westhannover, Oldenburg, Nordostholland, 2. von Ostjütland über Seeland nach der Weichselmündung, diesen Strom aufwärts bis zum Thorner Knie und weiter nach der oberen Oder, von hier sowohl ostwärts nach der oberen Weichsel, wie westwärts über Böhmen nach dem Harzgebiet; für die Kragenfläschchen allein zeigen sich dann noch Ausläufer von Nordthüringen nach dem Suldischen und nach der Rheinpfalz.

Einfacher gestaltet sich die weit später erfolgende, abge sonderte Ausbreitung der Kugelflaschen, welche die Vollendung ihrer jüngeren Form wohl im Savellande erhalten und von hier teils in einem Westzuge die Elbe und die Saale aufwärts wandern, teils in einem Ostzuge nach dem Weichselknie bei Thorn sich wenden, um von hier über Polen bis nach Kiew zu gelangen, wie wir später noch näher sehen werden.

An dem Beispiel der Ausbreitung von Trichterbechern und Kragenfläschchen sehen wir das früheste schon in der Dolmenzeit einsetzende Ausschwärmen der Indogermanen, das sie nicht nur in Schweden immer weiter nordwärts führt, sondern ebenso südwärts weiter nach Deutschland hinein. Hier erobern sie im Laufe der jüngeren Steinzeit ganz Mitteleuropa.

Betrachten wir kurz die Gesamtheit dieser nordischen Kulturzweige, so erkennen wir mehr als ein Duzend von Kolonialzügen der Megalith-Indogermanen von Norden her über ganz Mitteleuropa und 3. T. bis an das Schwarze Meer hin.

#### Die steinzeitlichen Züge der Indogermanen.

Der erste Indogermanenzug bringt die rein dänisch-schleswig-holsteinische Megalithkultur voll nach Westhannover, Oldenburg, Nordwestfalen und holländisch Drenthe, wie wir das auf der Karte der Verbreitung der Kragenfläschchen (Abb. 178) beobachtet haben. Beispiele von Trichterbechern und Kragenfläschchen aus Nordwestdeutschland bieten Abb. 179 und 180. Naturgemäß bevorzugen die

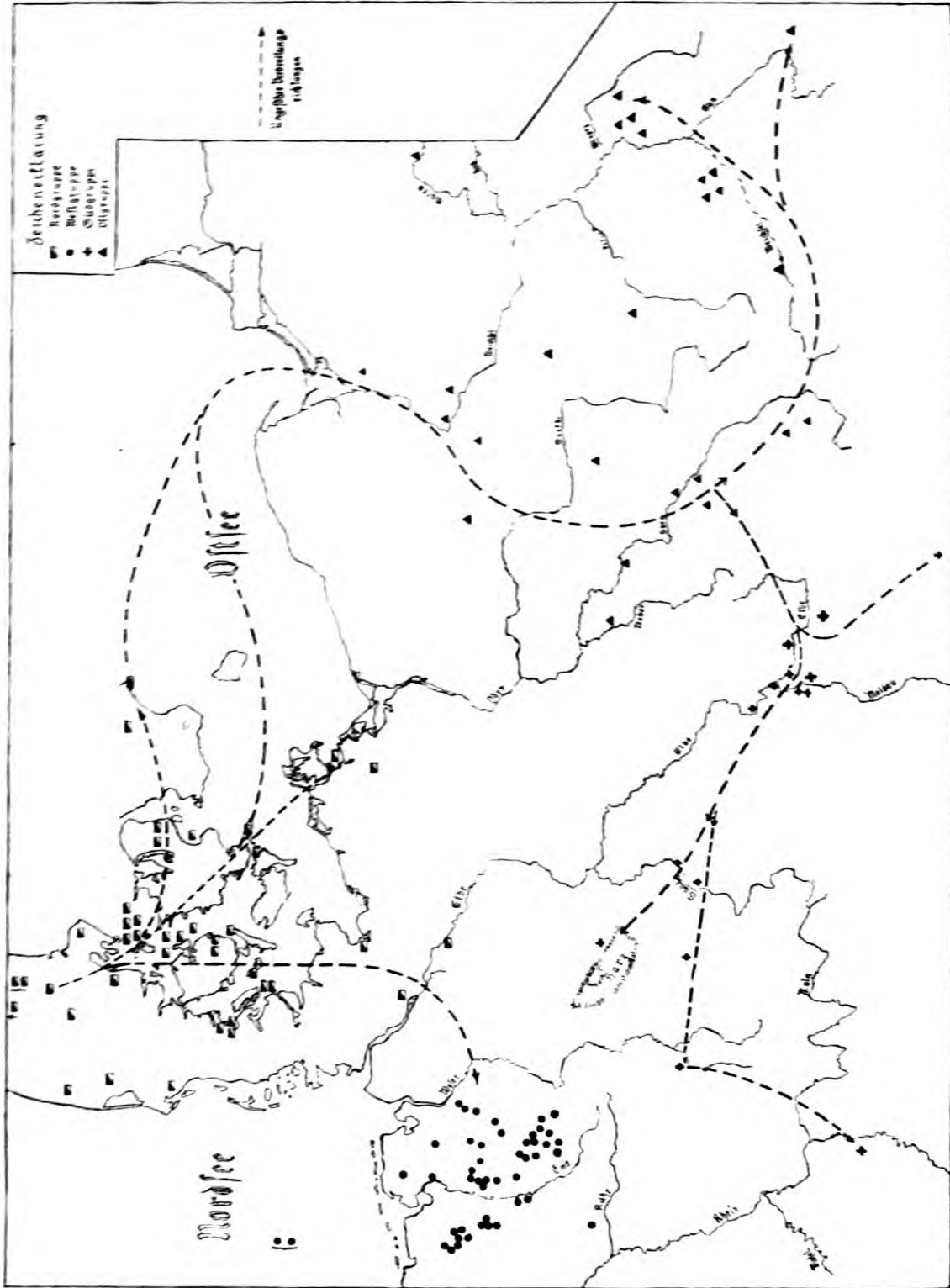


Abb. 178. Verbreitung der Bragenfliegen nach Gustaf Kossinna. Unter Mitarbeit von Jörg Lechler und Konrad Janusch, gezeichnet von Albert Windler.

nordwestdeutschen Megalithleute auch manche Gefäßformen, die wir im Heimatgebiete an der Ostsee erst ganz vereinzelt auftauchen sehen,



Abb. 179.  $\frac{1}{3}$ .  
Vechta, Oldenburg.



Abb. 180.  $\frac{1}{2}$ .  
Lohne, Kr. Lingen, Hannover.



Abb. 181. Schleswig-Holstein.



Abb. 182. Seecke,  
Kr. Tecklenburg, Westfalen.

wie die Henkeltasse mit kantig gebrochenem Bauche und steilem Halse (Abb. 181), die im weiteren Verlaufe der Wanderungen noch eine Rolle spielt (S. 138). Oder sie schaffen ganz neue Formen, wie eine größere Henkeltasse, die am oberen Rande eine Ausgusstülle erhalten hat (Abb. 182), eine Form, die insofern einzigartig ist, als die Ausgusstülle in anderen Fällen innerhalb der Steinzeit nicht wiederkehrt und während der Bronzezeit und vorchristlichen Eisenzeit überhaupt



Abb. 183.  $\frac{1}{3}$ . Seecke,  
Kr. Tecklenburg, Westfalen.



gänzlich unbekannt ist. Hierzu gehört auch die gewölbte wandige, mit vier Schnurösen auf dem Umbruch versehene Vase (Abb. 183), die sich aus einer ähnlichen gewölbten Schale entwickelt hat; auf diese wichtige Form kommen wir gleich noch zurück (S. 123).

Alle diese Megalithgefäße zeichnen sich durch tiefst eingestochene oder eingestrichene Ziermuster aus, die ursprünglich durch weiße Füllung zu schöner Farbenwirkung gebracht wurden. Bevorzugt wird hier am Rande und Hals waagerechte, am Bauche der Gefäße senkrechte Linienführung. Kennzeichnend sind außerdem scharfkantige Profilierung in der Form, vielfach auch ein unter den runden Boden gesetzter Standring (Abb. 183, 185, 188).

Der zweite Indogermanenzug bringt diese nordwestdeutsche Megalithkultur ostwärts nach dem Harz und ins Saalegebiet, wo zwar nicht sogleich aber nach einiger Zeit eine Vermischung erfolgt mit der dort früher ansässig gewordenen unnordischen Unterbevölkerung, der die Donaukultur mit der sog. Bandkeramik eignet. Und zwar handelt es sich hier um die zweite Stufe der Donaukultur, die nach den Verzierungsmustern ihrer Tonware „spiralkeramische“ genannt wird. Und von dieser Stufe ist es wiederum die jüngere Abart, nach einem rheinischen Fundort „Plaidter“ Stil geheißen (S. 132), von der die Beeinflussung der aus Nordwestdeutschland ins Saalegebiet eingewanderten nordischen Kultur, insonderheit ihrer Tonware, ausgeht. Dieser Beeinflussung der nordischen Kultur geht zur Seite eine, wenn auch geringere, Beeinflussung der körperlichen Beschaffenheit der eingewanderten Träger dieser nordischen Kultur durch Mischung mit der fremden Unterbevölkerung.

Um mit wenig Worten den Gegensatz des bandkeramischen zum megalithisch-nordischen Gefäßstil zu kennzeichnen, sei gesagt, daß der nordische Stil die Fläche der Gefäßwandung zu gliedern sucht, indem er sie in Felder einteilt, daher auch als „Rahmenstil“ bezeichnet worden ist, aber noch besser als „tektonischer“, weil er die Verzierung dazu benutzt, um Bau und Gliederung des Gefäßes noch mehr hervorzuheben. Solches Streben ist dem bandkeramischen Stile fremd: er sucht nur die Fläche zu füllen durch ein Ziermuster, das ungegliedert um die ganze Gefäßwand herumläuft, und ist daher „Umlaufstil“ genannt worden.

Der so entstandene neue Stamm schafft eine Kultur und einen Gefäßstil, den man als „Rössener“ bezeichnet, nach einem vielgenannten Fundort, Rössen an der Saale nahe bei Merseburg, wo das reichste Gräberfeld dieses Stils aufgedeckt worden ist. Die Verbreitung des Stils wird aus der Karte (Abb. 184) ersichtlich. Die Rössener Kultur trägt ganz überwiegend nordisches Gepräge. Aus der Kultur der überwundenen bandkeramischen Bevölkerung schreiben sich in der Hauptsache nur geringwertige, meist unverzierte Gefäß-

arten mit Kugelbauch her. Das beherrschende Gefäß ist eine Prachtvase, deren Wandung teppichartig dicht bedeckt ist mit reichster Musterung in spätem megalithischem Stile (Abb. 185). Diese Fußvase hat sich augenscheinlich aus der nordwestdeutschen Standingvase (Abb. 183) entwickelt. Ähnlich verziert ist ein am runden Boden mit vier Öfen versehener Kessel (Abb. 186). Nordwestdeutscher Ser-

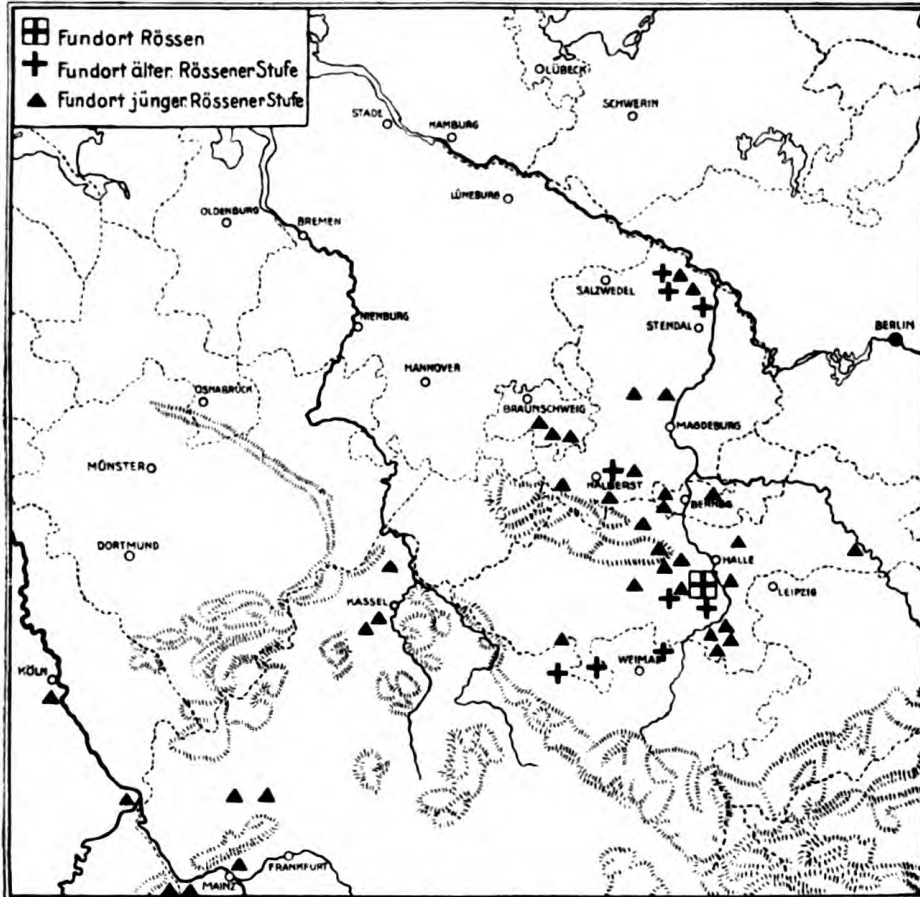


Abb. 184. Verbreitung der Rössener Kulturstufe.

Kunft ist auch ein blumentopfartiger Napf mit schräg aufsteigender Wand (Abb. 187), eine Fußschale mit eingekehltem glatten Hals und hochliegendem Schulterknick (Abb. 188) und ein wannenförmiges Gefäß (Abb. 189, 190). Bandkeramischer Herkunft nach seiner Form, aber nicht nach seiner Verzierung ist außer dem vorher genannten Kessel (Abb. 186) auch der Kugelnapf (Abb. 191). Den Kugelnäpfen und den am Hals eingekehlten Fußschalen werden wir alsbald am Rhein wiederum begegnen.

Ehe wir jedoch die Wanderung von der Saale nach Südwestdeutschland machen, wollen wir zusehen, ob die anthropologische

Betrachtung in Übereinstimmung bleibt mit der archäologischen im Urteil über die Herkunft der Rössener Bevölkerung.

Von den Skeletten des großen Gräberfelds bei Rössen, die alle auf der rechten Körperseite liegend in Hockerstellung bestattet sind,



Abb. 185.  $\frac{1}{4}$ . Rössen, Kr. Merseburg.



Abb. 186. Neudietendorf bei Gotha.

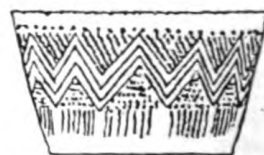


Abb. 187. Nauendorf, Kr. Apolda.

d. h. mit stark gebeugten, scharf an den Kumpf gepreßten Armen und Beinen, sind 31 Schädel genau meßbar. Wir können auch hier, wie



Abb. 188.  $\frac{1}{6}$ . Monsheim bei Worms.

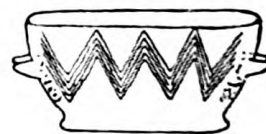


Abb. 189. Rössen, Kr. Merseburg.

bei den nordwestdeutschen Megalithschädeln aus Kimbeck (S. 75), nach dem Grundriß der Schädelform (Aufsicht) vier Arten unterscheiden:

A. solche mit steiler Stirn und kegelförmigem Hinterhaupt (Keilform); die große Mehrzahl aller Schädel, nämlich 18 (Abb. 192, 193);

B. solche mit steiler Stirn und rundbogigem Hinterhaupt (Schildform): 5 Schädel (Abb. 194, 195);

C. solche mit schräg aufsteigender Stirn und kegelförmigem Hinterhaupt: 3 Schädel (Abb. 196, 197);

D. solche mit bogig aufsteigender Stirn und rundem Hinterhaupt: 5 Schädel (Abb. 198).



Abb. 190. Großgartach bei  
Zeilbronn.



Abb. 191.  $\frac{1}{6}$ . Mülsheim, Rheinpfalz.



Abb. 192 a—c. Kössen, Kr. Merseburg. Schädel 3608, Abart A (nach Schliz).

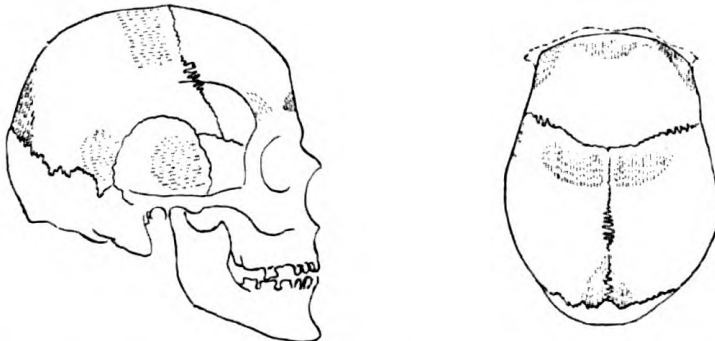


Abb. 193 a, b. Kössen, Kr. Merseburg. Schädel 3608, Abart A (nach Schliz).

Die Abart A (Abb. 192, 193) entbehrt in den meisten Fällen, auch bei den männlichen Schädeln, die Überaugenwülste; vorherrschend ist, auch bei den übrigen drei Rössener Schädelarten, ein prognathes Oberkiefer und ein hoher Unterkiefer mit stark vorspringendem Kinn, das, wie die Vorderansicht zeigt, zugleich in unnordischer Weise auffallend breit ist. Die nach nordischer Art breite flache Stirn geht



Abb. 194 a—c. Rössen, Kr. Merseburg. Schädel 3596, Abart B (nach Schliz).

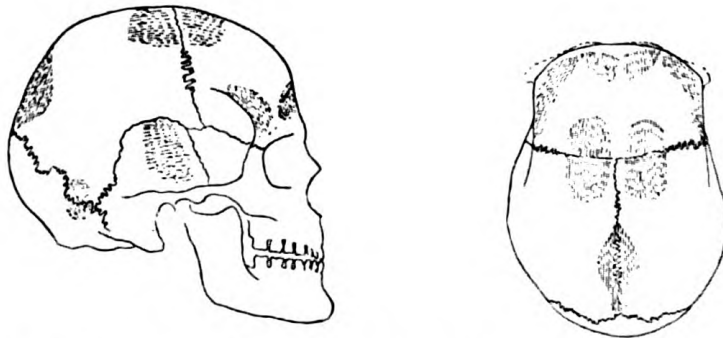


Abb. 195. Rössen, Kr. Merseburg. Schädel 3596, Abart B (nach Schliz).

seitlich nicht nach nordischer Art im Bogen, sondern in scharfkantiger Umbiegung zu den nur wenig ausgebogenen Seitenwänden des Schädels über, wie die vier Ansichten es zeigen. Die Augenhöhlen sind zwar eckig, aber recht hoch, statt niedrig, zudem waagrecht gestellt, nicht schräg abfallend. Gesicht und Nase sind nordisch lang. Die Schädel sind im Gegensatz zu den niedrigen Megalithschädeln teils hoch, teils wenigstens mittelhoch. Bei der Abart B (Abb. 194, 195), deren Einzelheiten sonst der Abart A ähneln, sind kleinere Über-



Abb. 196 a—c. Rössen, Kr. Merseburg. Schädel 3625, Abart C (nach Schliz).

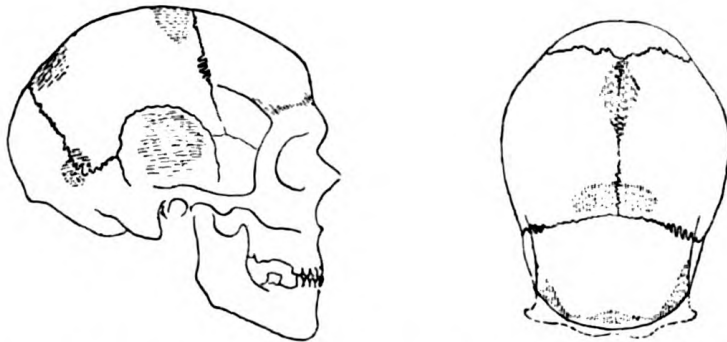


Abb. 197 a, b. Rössen, Kr. Merseburg. Schädel 3628, Abart C (nach Schliz).

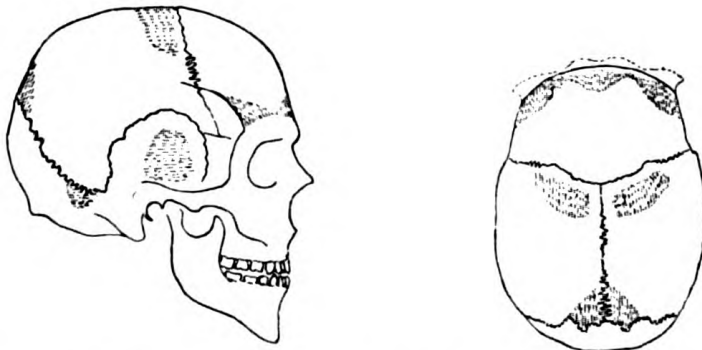


Abb. 198 a, b. Rössen, Kr. Merseburg. Schädel 145, Abart D (nach Schliz).

augenwülste vorhanden, bei der Abart C (Abb. 196, 197) dagegen starke Überaugenwülste und nach nordischer Art auswärts schräg abfallende eckige Augenhöhlen. Die nur spärlich vertretene Abart D erinnert an die Ostorfer Abart der Megalithschädel (S. 72).

Wir ersehen daraus, daß die Rössener Bevölkerung in allen großen Zügen der Schädelbildung der Megalithgruppe sich anschließt und vom nordischen Typ nur wenig eingebüßt hat. Außer den bei der Beschreibung der Abart A schon angeführten kleineren Abweichungen wäre nur noch der Umstand zu erwähnen, daß die in den Aufsichten ersichtlichen seitlichen Ausbauchungen der Schädelseiten im letzten Drittel sich befinden, bei den echt nordischen Schädeln aber etwas mehr nach der Mitte hin gerückt sind. Zweifellos sind diese kleineren Abweichungen vom nordwestdeutschen nordischen Rasseotyp auf Rechnung einer freilich nicht bedeutenden Mischung mit der fremden Unterschicht zu setzen, die als älterer Volksbestand im Saalegebiet von den Rössenern angetroffen worden ist, mit der sogenannten bandkeramischen Bevölkerung.

Der dritte Indogermanenzug führt nun diesen Rössener Stamm nach Südwestdeutschland an den Mittelrhein. Das wird bezeugt durch zahlreiche Gefäßformen, die mit den Saaleformen völlig übereinstimmen. Erwähnt und abgebildet sind davon bereits die am Hals eingekielten Schalen mit Fußring (Abb. 188), die Wannern (Abb. 190) und die Kugelnäpfe (Abb. 191 und 199 obere Reihe links und untere Reihe Mitte). Weiter gehört dazu der Kessel mit den 4 Bodenöfen (Abb. 199 untere Reihe links, vgl. Abb. 186) und das prächtige Hauptgefäß, die große Fußvase (Abb. 199 obere Reihe Mitte, vgl. Abb. 185).

Abb. 199 gibt in Auswahl die etwas jüngere rheinische Gestaltung des Rössener Stils wieder, die man den Heidelberger Stil nennt. Die große reichverzierte Fußvase erhält in Südwestdeutschland eine auffällige Formveränderung, insofern sie hier ihren Standfuß abwirft und nach bandkeramischer Weise runden Boden annimmt. Wir erkennen darin schon die Einwirkung einer kulturellen Beeinflussung durch die fremde, ältere Bevölkerung, welche die Rössener am Mittelrhein antrafen. Für die älteste Tonware dieser bandkeramischen Bevölkerung des Mittelrheins, die im sogenannten Sinkelsteinstil sich ausprägt, mag genannt werden ein „Kumpf“ mit rundem Bogen, waagerechter Randverzierung und reichem Zickzackband auf dem Gefäßbauche (Abb. 200), sowie ein hoher, schrägwandig ausladender Fußbecher, der mit Bändern schrägestrichelter Dreiecke verziert ist (Abb. 201). Dieser waagerechte Bauchring von Dreiecken ist erst aus einer Spaltung des langlinigen Zickzackbandes entstanden, wie es der Kumpf noch unverkehrt zeigt. Die Spaltungsstelle wächst sich bald zu einer Bauchkante aus, an die sich vier Öfen ansetzen.



Abb. 199. Gefäße des Rössener Stils aus Heidelberg.

Diese jüngere Gestaltung des Sinkelsteinstiles ist es, die den größten Einfluß ausübt auf die Sortentwicklung des rheinischen Rössener



Abb. 200. 12 cm hoch. Rheindürkheim bei Worms. Sinkelsteinkumpf.



Abb. 201.  $\frac{1}{4}$ .  
Worms, Sinkelstein-Fußbecher.

Stils zur südwestdeutschen Stichelkeramik, d. h. zu jenem Stile, der nach nordischer Weise tiefeingestochene Verzierungsmuster trägt. Die Verbreitung dieses Stils oder besser der verschiedenen Stilarten, zu denen die südwestdeutsche Stichelkeramik sich umgestaltet, zeigt die



Karte Abb. 202. Wir nennen unter diesen schönen Stilarten den Friedberger, den Eberstädter und den Großgartacher Stil.

Zum Friedberger Stil gehört z. B. ein glockenförmiges Gefäß mit 4 Bauchknäufen, das den Standring noch bewahrt hat (Abb. 203),

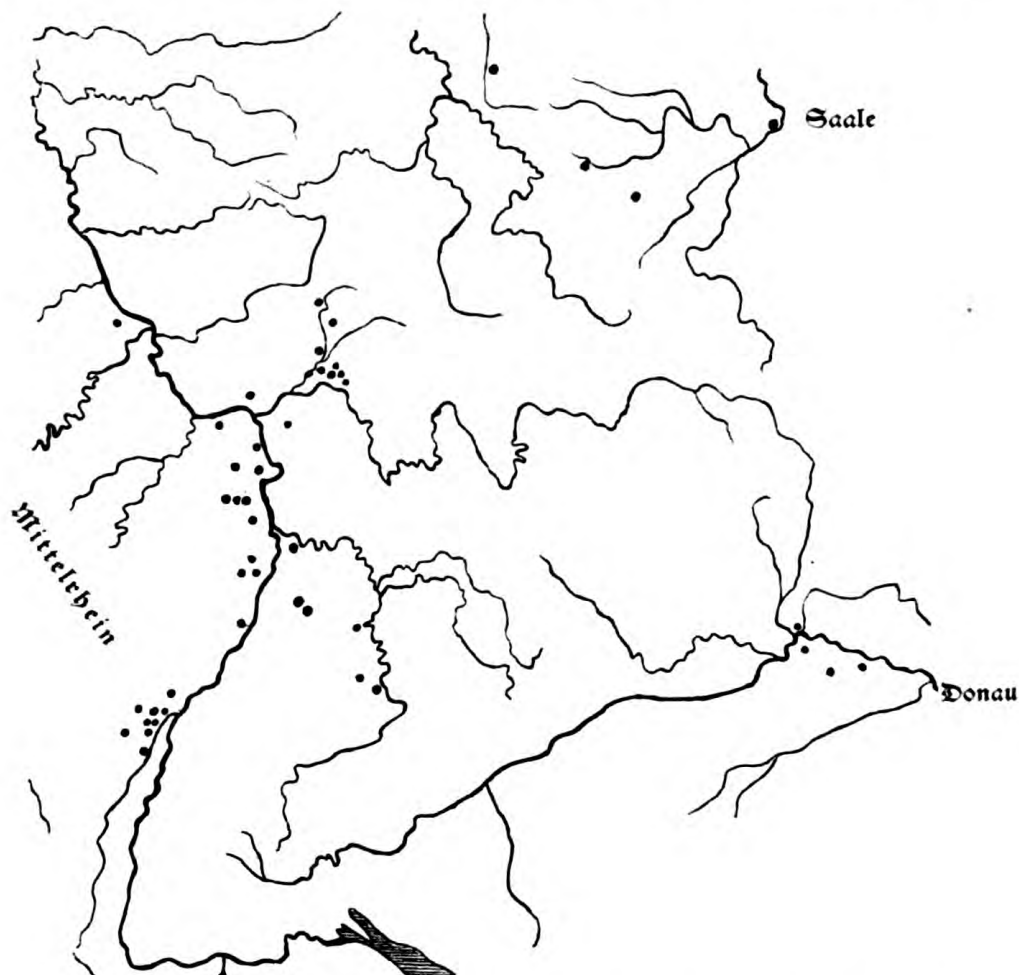


Abb. 202. Verbreitung der südwestdeutschen Stichkeramik (nach Bremer).

ebenso eine Vase, die ihn bereits abgeworfen hat und flachen Boden besitzt (Abb. 204), endlich auch ein Nachkomme des Kössener blumentopf-förmigen Gefäßes (Abb. 205, vgl. Abb. 287).

Die Hauptmasse der Gefäße des Eberstädter Stils zeigt den Bauchnick des jüngeren Hinkelsteinstils bereits voll ausgebildet (Abb. 206); desgleichen lebt hier der Hinkelsteiner Fußbecher (Abb. 207) fort, doch auch das Friedberger Glockengefäß (Abb. 208).

Der am Schluß dieser nordisch und donauländisch gemischten Kulturenreihe stehende Großgartacher Stil, der die üppigste Stichverzierung aufweist (Abb. 209—211), scheint mit der Übernahme der

Flaschenform (Abb. 209, vgl. Abb. 212) und seiner starken Betonung des Girlandenmusters (Abb. 209) nicht mehr unberührt zu sein von jener Stufe ostdonauländischer Kultur, die durch die Tonware der sogenannten Spiralkeramik (oben S. 122) vertreten wird. Während



Abb. 203. 16 cm hoch. Friedberg in Oberhessen.



Abb. 204. Friedberg in Oberhessen.

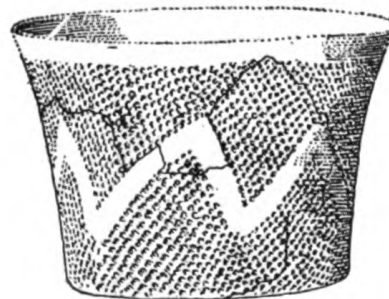


Abb. 205.  
Rheingönheim  
bei Ludwigshafen,  
Rheinpfalz.

Abb. 203—205. Friedberger Stil.

diese Kulturstufe im Ostdonaulande an der Spitze der vollneolithischen Kulturen steht, erscheint sie am Rhein wie im Saalegebiet erst als die jüngere gegenüber der des Sinkelsteinstiles.

Diese spiralkeramische Bevölkerung hatte nämlich mittlerweile Teile ihrer dicht gesäten Bevölkerung auf weiter Wanderung bis an den Rhein entsendet, wo ihre Kultur und besonders ihre Ton-

ware unverändert fortlebt. Namentlich zeigt sich das auf einer älteren Stufe, dem „Stomborner“ Stile (Abb. 212—215), bei der die sog. Kämpfe ihre kugelige Wand bis an den Rand einwärts wenden und so „Bomben“-form annehmen. Weit weniger auf einer jüngeren Stufe, dem „Plaidter“ Stile [s. oben S. 122] (Abb. 216), bei dem

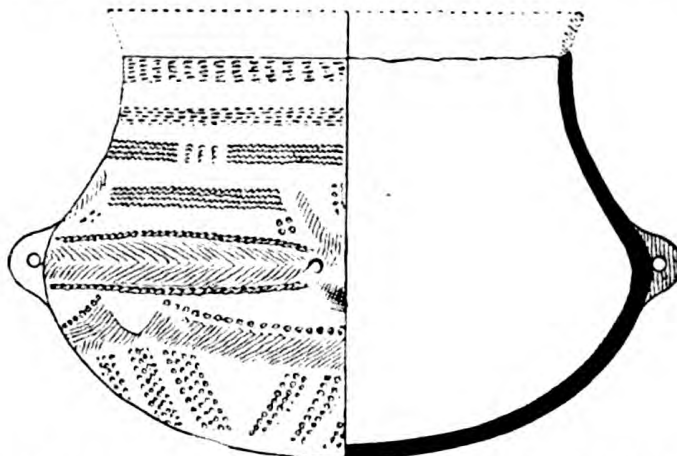


Abb. 206.  $\frac{1}{4}$ . Eberstadt in Oberhessen (nach Bremer).

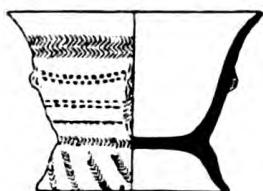


Abb. 207.  $\frac{1}{4}$ .  
Eberstadt, Fußbecher  
(nach Bremer).

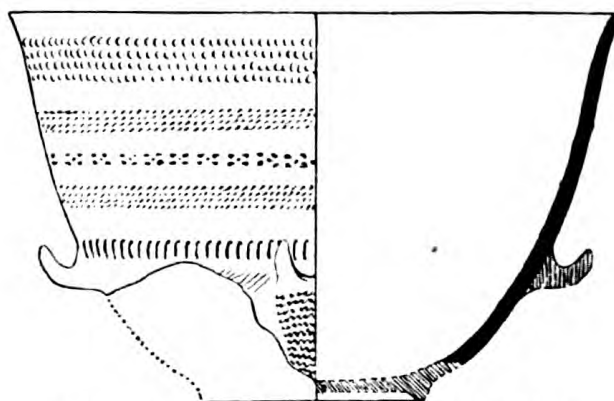


Abb. 208.  $\frac{1}{4}$ . Eberstadt, Glockengefäß  
(nach Bremer).

Abb. 206—208. Eberstadter Stil.

der Gefäßrand nach außen hin umgebogen wird, also ein etwas eingeschweiffter Hals entsteht. Diese jüngere Tonwarenart schließt sich in Gefäßform und Ziermusterverteilung an den Sinkelsteiner Stil an, in der Technik der Zierweise dagegen, wo der nordische Stich eindringt, an den Großgartacher Stil.

Die neuen Misch-Stilarten der südwestdeutschen Stichkeramik und die sie tragenden neuentstandenen Stämme hatten nach und nach immer mehr den nordischen Megalithcharakter in Tonware, Waffen, Geräten und Grabsitten eingebüßt und immer kräftigeren Einfluß

von der anfangs unterdrückten und scheinbar verschwundenen Urkultur und Urbevölkerung des Sinkelsteinstils erlitten, am meisten zur Zeit des Großgartacher Stils. Nun aber gelangt infolge jener erwähnten gewaltig andrängenden neuen Welle spiralkeramischer Scharen Plaidter



Abb. 209.  $\frac{1}{5}$ . Großgartach bei Heilbronn. Flasche, weiß eingelegt.



Abb. 210.  $\frac{1}{5}$ . Großgartach. Napf, weiß eingelegt.

Stils von der mittleren Donau her die alte unnordische Unterbevölkerung im Mittelrheingebiet sogar wieder zu vollem Siege.



Abb. 211. 12 cm hoch. Monsheim bei Worms.

Abb. 209—211. Großgartacher Stil.

Das zeigt auch die Betrachtung der Rassenverhältnisse. Die zur Donau-Kultur und -Bevölkerung gehörigen Träger des Sinkelsteinstils besitzen einen im wesentlichen einheitlichen Rassentypus, der vom nordischen stark abweicht. Wie das Bild eines Schädels des Sinkelsteinstammes, der zu Heilbronn gefunden worden ist, lehrt (Abb. 217 und 218), ist der Schädelgrundriß (Aussicht) hier weder feilförmig noch schildförmig, wie die beiden Arten des nordischen

Schädels, sondern streng elliptisch mit runder Stirn, nicht mit flacher breiter wie beim nordischen Schädel, desgleichen mit rundem Hinterhauptabschluß ohne seitliche Ausbuchtung oder Abflachung. Ebenso ist das Schädelprofil in der Seitenansicht überall schön geschwungen und gleichmäßig gewölbt ohne besondere Absetzung des Hinterhauptes



Abb. 212. 17,6 cm hoch.  
Flomborn bei Worms.



Abb. 214. 31 cm hoch. Oberwiederstedt,  
Mansfelder Gebirgskreis.

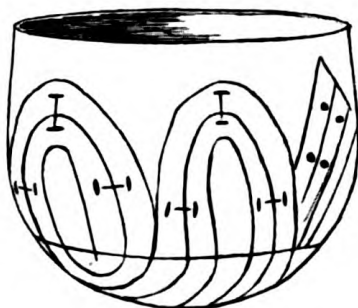


Abb. 213. 10,1 cm hoch.  
Monsheim bei Worms.



Abb. 215. 10 cm hoch.  
Dingelstedt am Huz, Kr. Oschersleben.

Abb. 212—215. Flomborner Stil.

und ohne merkliche Überaugenwülste. Das Gesicht ist schmal und lang. Die Schädel sind ganz besonders lang, dabei aber nicht niedrig, sondern mittelhoch bis hoch. Wir haben es hier anscheinend mit Verwandten der mittelländischen Rasse zu tun.

Verschiedenartig sehen die Schädel des Eberstädter Mischstils aus. Das Beispiel des weiblichen Niederengelheimer Schädels (Abb. 219) lehrt, daß die sog. Kokonform des Sinkelsteiner Schädel-Grundrisses, d. h. die nahezu gleichmäßige Ellipse mit freisunder Stirn, freis-

rundem Hinterhaupt und flachgewölbten Seiten, ebenso in der Seitenansicht die rundgeschwungene Umrißlinie des Hinkelsteiners, hier bewahrt ist. Dazu treten hoher Oberkiefer, hoher Unterkiefer, spitzes Kinn eines hohen Schmalgesichts mit langer Nase und eckigen, waagerecht gestellten Augenhöhlen.

Der männliche Schädel von Erstein (Abb. 220) dagegen, derselben Eberstädter Mischkultur angehörig, hat keilförmigen Grundriß mit breiter Stirn, etwas stärkerer Ausbuchtung an den Seiten und kegelförmig zulaufendes Hinterhaupt; im Profil nur mittelhohen Unterkiefer, niedrigen Oberkiefer, lange Nase,

kräftigere Überaugenwülste, steilen Stirnanstieg, lange Scheitellebene, rückwärts Schrägabfall. Die nicht wiedergegebene Vorderansicht zeigt



Abb. 216. 18 cm hoch. Monsheim bei Worms. Plaidter Stil.



Abb. 217 a, b. Heilbronn: Schädel der Hinkelsteinkultur (nach Schliz). Längen-Breiten-Index 68,7; Längen-Höhen-Index 67,7 (vgl. Abb. 218 a, b.)

breite, sehr hohe Stirn, mittelhohen Unterkiefer mit vorspringendem Kinn. Der Ersteiner Schädel stellt also eine wenig veränderte Wiederholung des echten Kössener Schädels dar.

Diese beiden Schädel bestätigen demnach den archäologischen Nachweis der Mischung nordischer und donauländischer Bevölkerung innerhalb der Träger der südwestdeutschen Stichelkeramik.

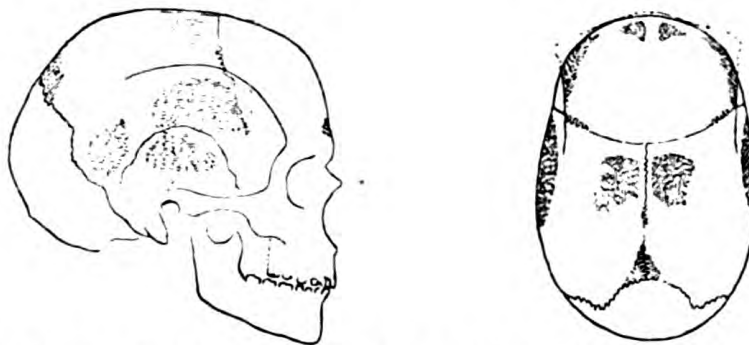


Abb. 218 a, b. Heilbronn: Schädel der Jinkelsteinkultur (nach Schliz).  
Längen-Breiten-Index 68,7; Längen-Höhen-Index 67,7 (vgl. Abb. 217 a, b).

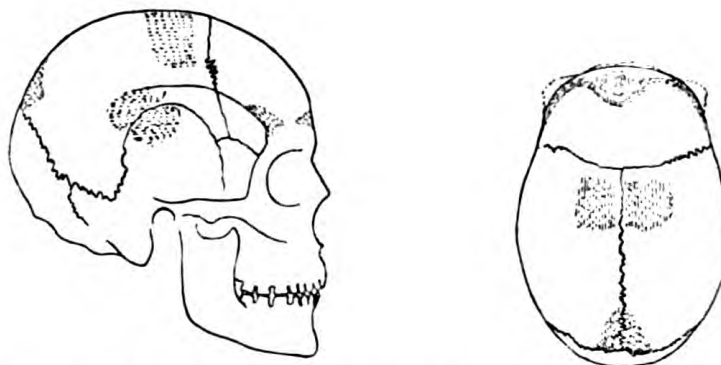


Abb. 219 a, b. Niederingelheim, Kr. Bingen, Rheinbessen  
(nach Schliz). Längen-Breiten-Index 73,9; Längen-Höhen-Index 76,1.

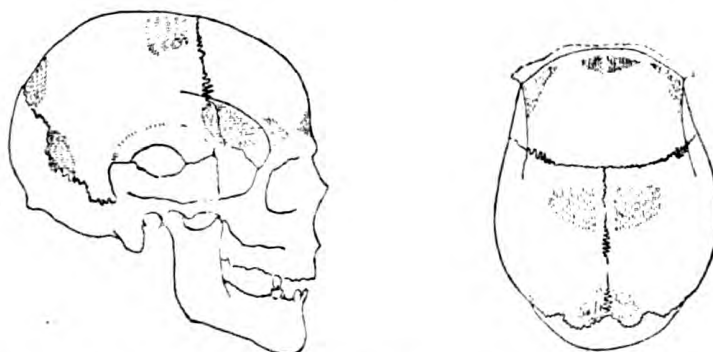


Abb. 220 a, b. Erstein a. III, bei Straßburg, Elfaß. Schädel 5536 (nach Schliz).  
Längen-Breiten-Index 75; Längen-Höhen-Index 73,0.

Abb. 219 und 220: Schädel des Eberstädter Stils.

Der Großgartacher Kultur eigentümlich ist statt der bisher herrschenden Hockerbestattung die Einführung der Grabstiege des Leichenbrandes, die auch in der spiralkeramischen Kultur des Maingebietes herrschend ist und eine anthropologische Bewertung dieser Kulturen leider unmöglich macht.

Der vierte Indogermanenzug nimmt seinen Ausgang abermals vom nordwestdeutschen Megalithgebiet und gelangt zunächst bis an das Gebiet der Mittelelbe und zwischen Harz und Elbe, wo er durch eine der nordwestdeutschen teilweise verwandte Tonware seine Herkunft sicher aufweist, obwohl er den Steingrabbau gänzlich aufgibt und zur Sitte völlig steinschutzloser Gräber übergeht.



Abb. 221.  $\frac{1}{3}$ . Walternienburg, Kr. Jerichow I (nach Reuß).



Abb. 222. Barleben bei Magdeburg.

Besonders kennzeichnend für diesen Mittelalb-Megalithstil, den man nach dem besonders großen Gräberfeld bei Walternienburg im



Kreise Jerichow I neuerdings den Walternienburger Stil umbenannt hat, sind zwei Gefäßformen: die mit reicher Stichverzierung bedeckte vielstige Amphore, die eine Neuerung ist (Abb. 221 und 222)

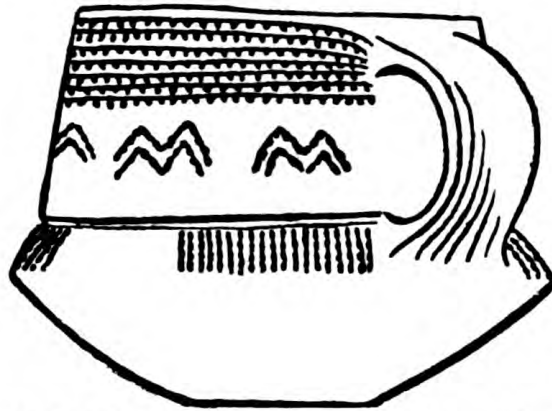


Abb. 223.  $\frac{1}{3}$ . Sagforn, Kr. Osthavelland.

und die Henkeltasse (Abb. 223), die hier ebenso zu Hause ist wie im nordwestdeutsch-dänischen Bereiche (vgl. Abb. 181). Weniger eigenartig ist die Form der Schüsseln, deren schräg gerichtete Wand noch stets gerade, ungewölbt aufsteigt. Diese ältesten, mit der nordwestdeutschen Megalithkultur wohl noch ziemlich gleichzeitigen Formen sind scharfkantig profiliert mit Knick in der Bauchmitte wie am Halsansatz.

Der jüngere Walternienburger Stil ebnet die Halsknickung ein und schafft eine flachgestreckte, einfach doppelkegelige Gestalt des ganzen Oberteils, sowohl bei den Amphoren (Abb. 224) wie bei den Henkel-



Abb. 224.  $\frac{1}{4}$ . Stargard in Pommern.

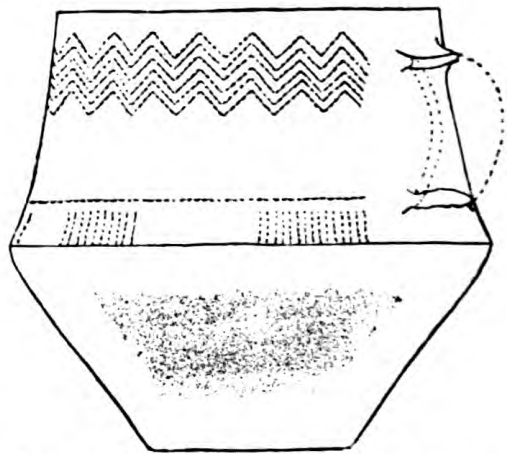


Abb. 225.  $\frac{1}{4}$ . Pöwefin, Kr. Westhaveland (nach Brunner). Die waagerechte Furche über dem Bauchumbruch ist ein ornamentaler Rest des ehemaligen Knicks am Halsansatz des Typus Abb. 223.

tassen (Abb. 225). Weitere Gefäßformen dieses jüngeren Stils sind außer den unveränderten Schüsseln steilwandige Becher mit zwei senkrecht durchbohrten Seitenlösen (Abb. 226), vereinzelt auch ein fahnenförmiges, mit scharfem Kielboden versehenes, im Längsschnitt spigrovaies „Taschengefäß“. Als Fremdling, der aus der später zu besprechen-

den sogenannten „nordischen“ oder besser „Nostwizer“ Kultur stammt, ist zu nennen ein Musikinstrument, die sogenannte Sandpauke (Abb. 227), auf deren Wandung heilige Sinnbilder wie Sonnen-

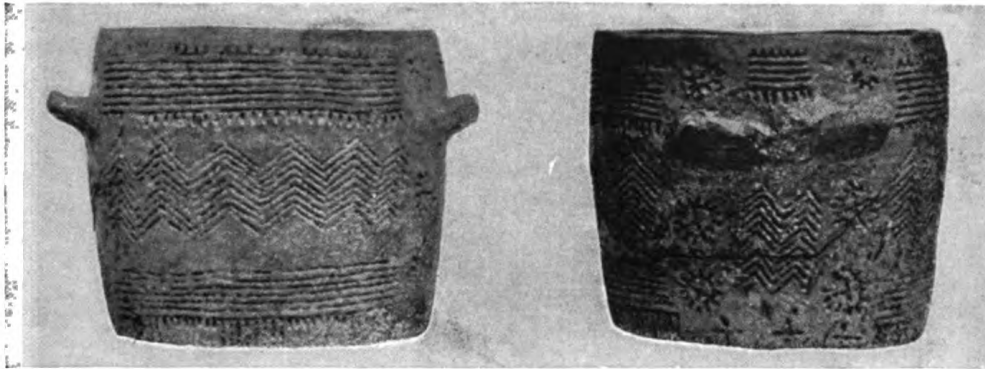


Abb. 226 a, b. 9 cm hoch. Seiligental, Mansfelder Seekreis (nach Rauch).

räder, Sterne, Kreuze, Leitern, Doppelhaken u. a. m. eingestochen sind. Von den Sandpauken übernimmt auch der steilwandige Becher und das Taschengefäß die Einritzung jener Heilszeichen.

Noch weiter ausgeglichene oder verwaschene Gefäßformen dieser Stilreihe werden unter dem Namen Anhalter oder Latdorfer (Bernburger) Stil zusammengefaßt, innerhalb dessen man wiederum mindestens zwei verschiedene Zeitstufen scheiden kann. Bei der ältesten

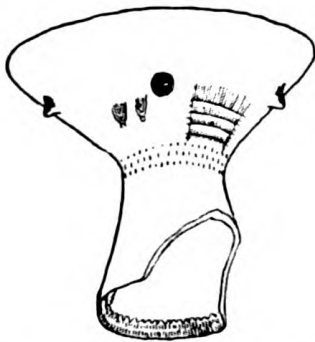


Abb. 227.  $\frac{1}{6}$ . Schkopau, Kr. Merseburg. Sandpauke.



Abb. 228.  $\frac{1}{6}$ . Friedeburg bei Wettin, Mansfelder Seekreis.

findet sich noch Bauchknick an den Henkeltassen (Abb. 228), bei der jüngeren ist die ganze Wand eine einzige runde Wölbung geworden (Abb. 229, 230). Auch der steilwandige Becher und das Taschengefäß erhalten jetzt eine rundgewölbte Wand. Dem Anhalter Stil angepasst hat sich jetzt auch die ursprünglich fremde Form der Sandpauke, bei

der sich nun ebenfalls ein rundgewölbter Oberteil einstellt und wiederum die starke Verwendung heiliger Zeichen auffällt (Abb. 231).

Der ältere Walternienburger Stil bietet uns trotz zahlreicher Gräber keinerlei Menschenreste, da seine meist steinschuglosen Grabanlagen innerhalb leicht



Abb. 229.  $6\frac{1}{2}$  cm hoch.  
Paderborn (nach Kossinna).



Abb. 230.  $\frac{1}{4}$ .  
Braunschweig, Saalekreis.

durchlässiger Sandschichten die Leichen spurlos haben vergehen lassen. Etwas besser steht es trotz derselben Grabstätten mit dem jüngeren



Abb. 231.  $\frac{1}{6}$ . Hornsömmern,  
Kr. Langensalza.

Walternienburger Stil. Hier konnten aus dem Tangermünder Flachgräberfelde ein Anzahl Skelette geborgen werden, von denen sechs näher untersucht wurden. Die Schädel schließen sich den norddeutschen Langköpfen an, haben breite Stirn und vorspringendes Hinterhaupt; doch hat der einzige bildlich veröffentlichte, hier wiedergegebene Schädel dabei Abrundung des Hinterhaupts und nähert sich so in der Aufsicht dem elliptischen Grundriß der Donaubevölkerung (Abb. 232 und 233). Freilich gehört die überwiegende Zahl der Grabgefäße von Tangermünde nicht dem jüngeren Walternienburger, sondern dem Burg-Molkemberger Stile an, auf den wir sogleich zu sprechen kommen

(S. 142/143). Die Tangermünder Schädel sind lang, einer von ihnen hat Längen-Breiten-Index 71 und ist dabei ein Hochschädel mit einem Längen-Höhen-Index von 76, ein anderer ist nur mittellang mit

Längen-Breiten-Index 76 und dabei ein ausgesprochen niedriger Schädel (Höhen-Index 63,5). In der Seitenansicht sehen wir den mitteldeutschen gleichmäßigen bogenförmigen Verlauf des Umrisses. Es macht sich hier also ein weit stärkerer Einfluß des unnordischen, mitteldeutschen Rassentyps geltend, als bei der etwas älteren Kössener Bevölkerung. Aus den Gräbern Anhalter Stils sind zwar zahlreiche

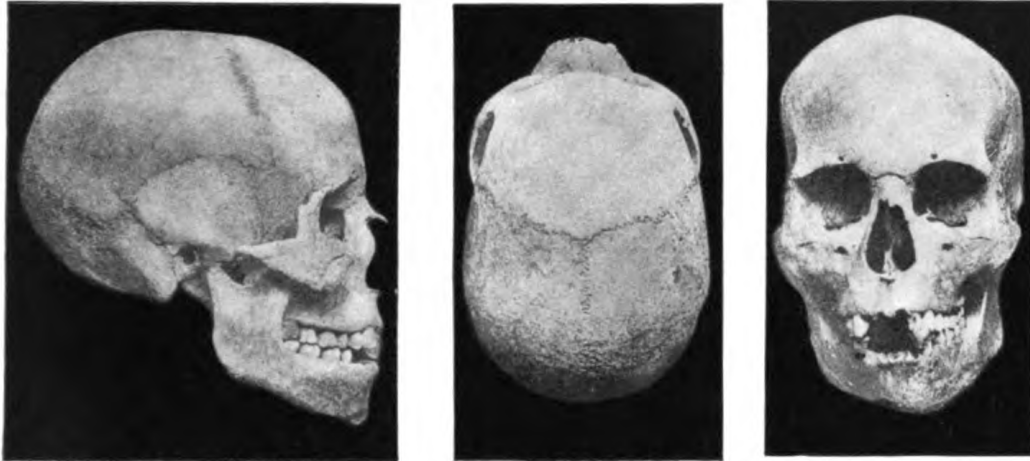


Abb. 232 a—c. Tangermünde (nach Schliz).

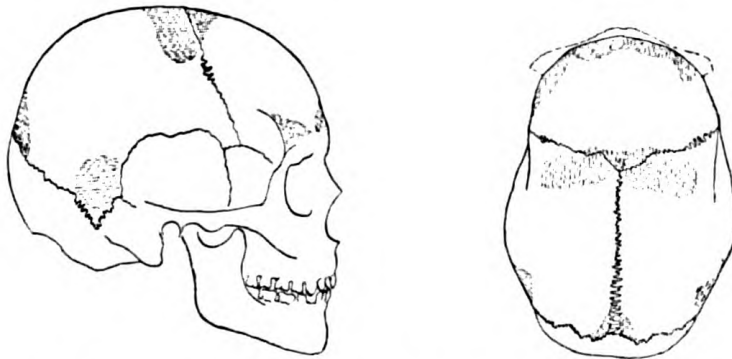


Abb. 233 a, b. Tangermünde, Kr. Stendal (nach Schliz).

Skelette und Schädel zum Vorschein gekommen, z. T. auch geborgen, doch wissenschaftlich noch gar nicht untersucht worden.

Eine Weiterentwicklung des jüngsten Gliedes der letzten Kultur- und Stammesreihe, des Anhalter Stils, in die frühe Bronzezeit hinein, um deren Auffpürung die Forschung sich schon lange bemüht hat, läßt sich weder in seinem Stammesgebiet noch anderwärts, wohin der Stamm etwa ausgewandert sein könnte, nachweisen. Wir müssen daher vorläufig mit einem Erlöschen dieses indogermanischen Stammes am Ende der Steinzeit in der Form der Über-

schichtung durch einen anderen neu zugewanderten indogermanischen Stamm rechnen. Es kann das kein anderer Stamm sein als der Träger des westlichen, d. h. elb-saalischen Zweiges der Schnurkeramischen Kultur, auf die wir bei Schilderung des siebenten Indogermanenzuges zu sprechen kommen werden.

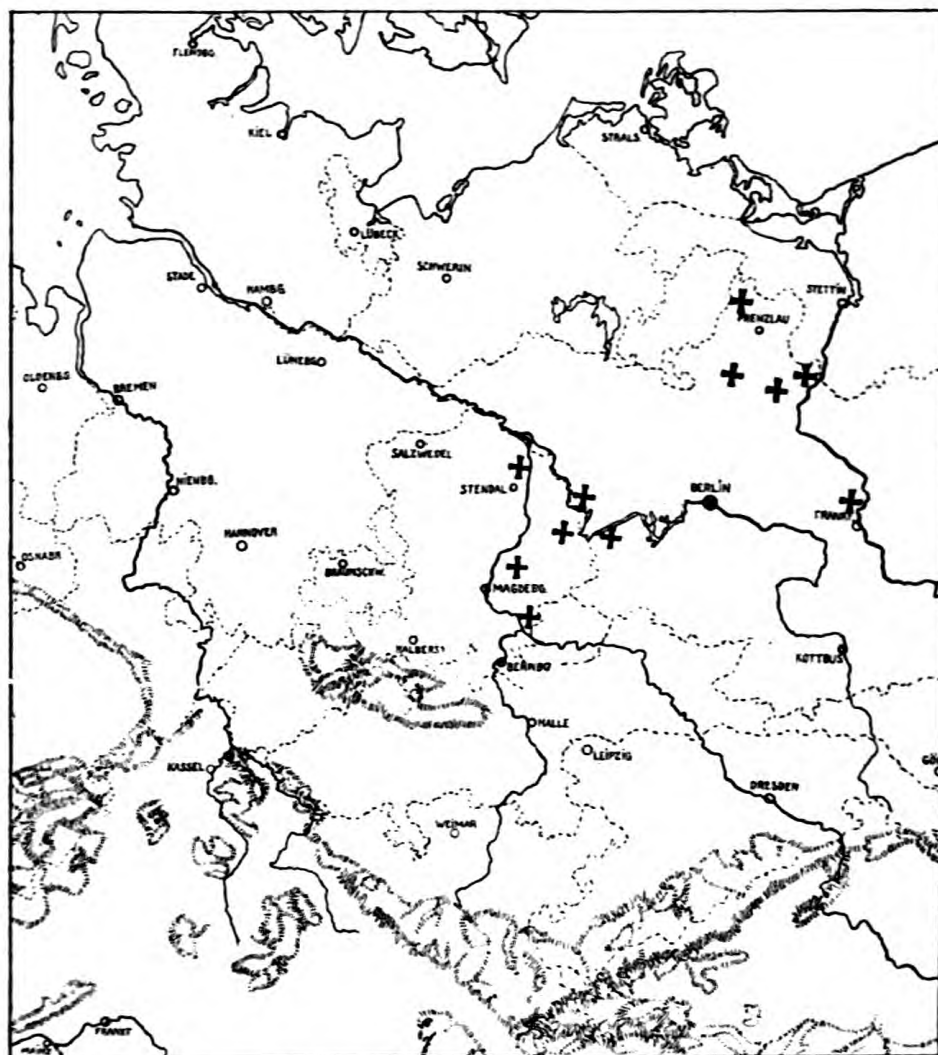


Abb. 234. Verbreitung des nordbrandenburgischen Stils  
(Burg-Molkemberger Stil).

Ein fünfter Indogermanenzug, auf der Karte (Abb. 234) durch Kreuze bezeichnet, führt vom Westufer der Mittelelbe (Tangermünde) über die beiden Kreise Jerichow I, II nach Nordbrandenburg. Hier entsteht ein Gefäßstil, bisher Burg-Molkemberger genannt, der seine Gefäßformen in der Hauptsache mit dem jüngeren Walter-nienburger und dem Anhalter Stile gemein hat, in seiner Verzierungs-

art aber mit dem Norden Hand in Hand geht, d. h. mit Mecklenburg und teilweise auch Dänemark. Die Ziermuster werden nur noch seltener in dem abgeschwächten megalithischen Tiefstich (Furchenstich in Abb. 237), jedoch recht flach, ausgeführt; am häufigsten im Bogenstich (Abb. 235, 236, 237) und besonders in dem diesem Stil eigentümlichen



Abb. 235, 236. Burg bei Magdeburg (nach Kossinna).

Kreuzstich (Abb. 235, 238, 239). Dieser nordbrandenburgische, namentlich im Havellande und in der Uckermark verbreitete Stil, der in Flachgräbern teils mit Skeletten, teils mit Leichenbrand vorkommt, zeichnet sich durch besondere Gefälligkeit und Zierlichkeit aus, sowohl in der Form wie in der Verzierung seiner Gefäße. — Daß die Tangermünder Schädel vielleicht dem Burg-Mollenberger Stamm zugeschrieben werden müssen, wurde schon oben ausgesprochen.

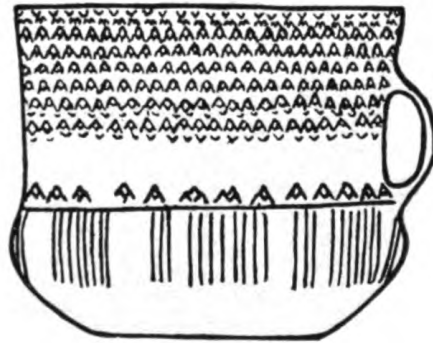


Abb. 237. Schwedt a. Oder, Kr. Angermünde (nach Brunner).

Den sechsten Indogermanenzug müssen wir anknüpfen an den ersten Zug, der den Stamm der dänisch-schleswig-holsteinischen Megalithkultur nach Nordwestdeutschland brachte (S. 119/120). Wir sahen, daß die Formen der dolmenzeitlichen Trichterbecher und Krügenfläschchen in der Tonware jener wandernden Kultur- und Stammesgruppe mit enthalten waren, nicht aber die Form der ebenfalls dolmenzeitlichen hochhalsigen zweiöfigen Megalithflaschen. Diese verbreiten sich während der Dolmenzeit in ihrem Westgebiet südwärts nicht über Holstein hinaus und sind in Holstein schon sehr selten; in ihrem Ost-

gebiete gelangen sie von Seeland aus nur ganz vereinzelt noch nach Vorpommern (Karte Abb. 240). Auch in der späteren Megalithstufe,



Abb. 238. Bugow, Kr. Westhavelland, Provinz Brandenburg (nach Kossinna).

zur Zeit der Ganggräber, als der schleswig-holsteinische Megalithzug nach Nordwestdeutschland sich vollzieht, bleibt die Form der hohen Flaschen mit einiger Abänderung durch Verkürzung und Erweiterung des Halses (Abb. 241) auf Holzstein und Rügen eingeschränkt, erscheint aber auch hier recht selten.

Erst spät, ganz gegen Ende der Periode der nordischen Ganggräber, taucht die Form der zweiösigigen Flasche von neuem auf, und zwar mit noch etwas weiter gegangener Kürzung des Halses, der trotzdem nun zur

hauptsächlichen Verzierungsstelle des Gefäßes wird, und überwiegend mit kugeligem, seltener länglich eiförmigem Körper, so daß man diese späte Art Kugelflaschen nennt (Abb. 242). Die Ver-



Abb. 239. Burg bei Magdeburg (nach Kossinna).

zierung wird in Tief- oder Furchenstich und in Bogenstich, seltener in Kreuzstich, außerdem oft auch in Schnurtechnik ausgeführt. Auf der Schulter werden nur kurze Fransen angebracht. Wo die Heimat dieser umgestalteten Form war, ist nicht ganz sicher zu bestimmen; aber man wird die nördlichste Stelle ihrer stärksten Verbreitung, das Havelland, dafür ansehen dürfen. Am dichtesten drängen sich die Fundorte im Gebiete unmittelbar nördlich des Harzes und

zwischen Harz und Elbe, während längs dem oberen Elblaufe bis nach Nordböhmen hinein nur ein dünnerer Ausbreitungsfaden läuft. Als Begleiter der Kugelflaschen erscheinen innerhalb ihres eben geschilderten Westzuges wie ihres bald zu besprechenden Ostzuges ständig zwei neue Formen: Der hohe weitmundige vierösigige Topf

mit reich verziertem Halse und mit stets flachem Boden (Abb. 243) und der niedrige, ebenfalls weitmundige, schalenartige Napf, der meist mit zwei nahe aneinandergestellten Öfen versehen ist (Abb. 244). Als weitere Kennzeichen nordisch-indogermanischer Herkunft finden sich innerhalb der Gräber des Kugelflaschenstils nordische dicknackige Feuersteinbeile (S. 114, Abb. 162f.), nordischer Bernstein Schmuck und überaus häufig die Grabsitte der großen kammerartigen Steinblockkiste.

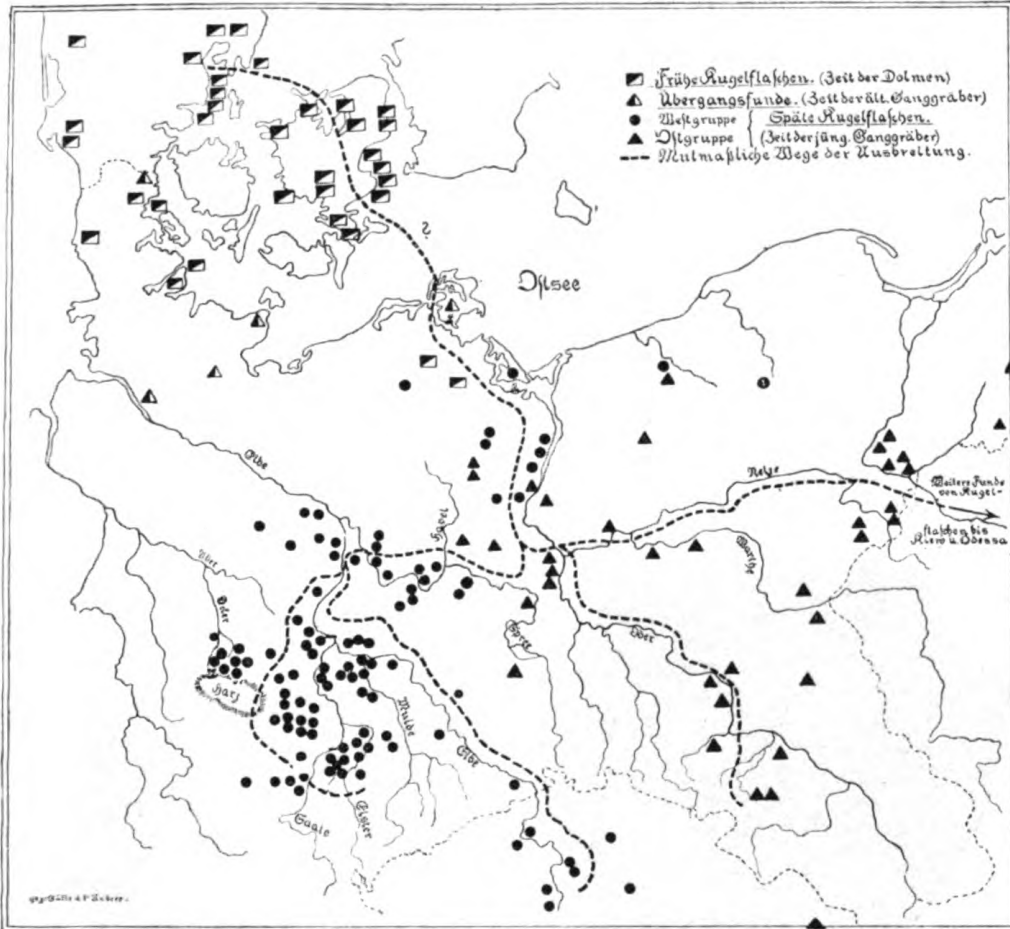


Abb. 240. Verbreitung der Kugelflaschen in Mitteleuropa. Nach G. Kossinna.

In der Schädelbildung des Stammes vom Kugelflaschenstil zeigt sich, daß die nördlichsten Funde, wie der von Lebehn (Kreis Randow) bei Stettin, noch den ziemlich reinen Megalithtypus aufweisen. Nahe kommen ihm auch noch zwei Schädel aus Gräbern von Deesdorf und Beckendorf im Kreise Oschersleben nördlich des Harzes und ein bisher noch unveröffentlichter aus Groß-Quenstedt bei Halberstadt (Abb. 245). Schon etwas mehr mitteldeutsch beeinflusst ist ein Schädel aus Stößen, Kreis Weißenfels (Abb. 246 und 247). Zwar erkennen wir auch hier im Grundriß (Aufsicht) die lange Keilform



mit breiter Stirn und kegelförmigem Hinterhaupt; doch sind die Seitenwände nur schwach gewölbt. In der Seitenansicht erscheint zwar die Stirn zu steil für einen nordischen Schädel, doch folgt dann in nordischer Weise ein flacher Bogen, eine sehr lange Scheitellebene und geradliniger Schrägabfall zum engen vorgewölbten Hinterhaupt.



Abb. 241. Gönnebek,  
Kr. Segeberg, Holstein  
(nach Kossinna).

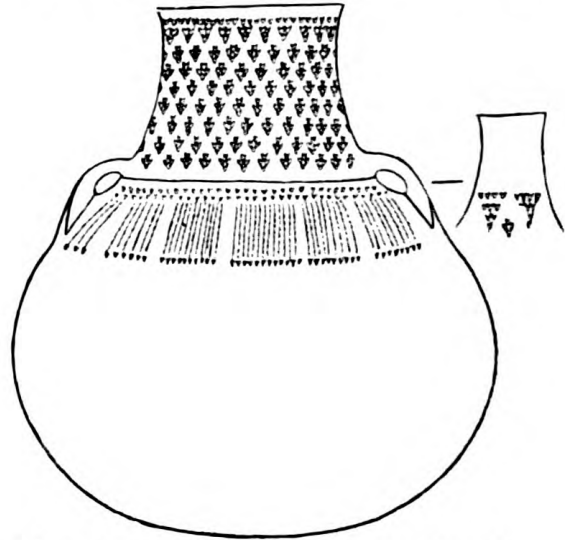


Abb. 242.  $\frac{1}{4}$ . Brandenburg a. Havel.



Abb. 243 und 244. Törten, Kr. Dessau, Anhalt (nach Seelmann).

Das Gesicht ist hoch und schmal. Dagegen bieten die Schädel aus Kegin an der Havel und aus Kalbsrieth an der Unstrut nahe Artern (Abb. 248) fast voll diejenige Gestalt, welche die nordischen Oberschichten nach ihrem Eindringen in Mitteldeutschland unter Beeinflussung durch die alteingesessene unnordische Bevölkerung allmählich annehmen. Die Aufsicht zeigt die Kokon-Ellipse des Schädelgrundrisses, also eine nach den Seiten hin rundgewölbte Stirn, flache

parallele Seitenwände und rundgewölbtes Hinterhaupt. Nur in der Seitenansicht erscheint nach kurzer steiler Stirn und leichtgewölbter langer Scheitellebene noch das nordische lange vorgewölbte Hinter-



Abb. 245 a, b. Höcker-Schädel von Groß-Quenstedt bei Halberstadt.  
Museum Halberstadt. Seiten- und Hinteransicht.

haupt. Das Gesicht des Kalbsriether ist besonders schmal und hoch, sein Index übersteigt sogar 100.

Von dem Ostzweige des Stammes des Kugelflaschenstils wird alsbald die Rede sein.

Erwähnt werden muß vorher noch der siebente Indogermanenzug, der sich in der an oberer Elbe und Saale entwickelten sogenannten Schnurkeramischen Stil- und Kulturgruppe kund tut. Genauer werden



Abb. 246 a—c.

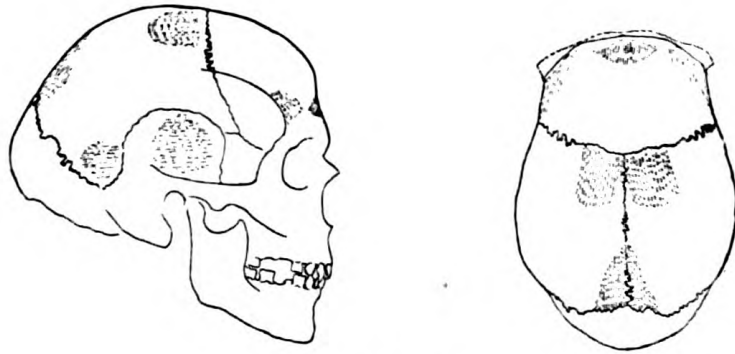


Abb. 247 a, b.

Abb. 246, 247. Stöffen, Br. Weisensfels. Männlicher Schädel 43 (nach Schliz).  
Längen-Breiten-Index 68,9; Längen-Höhen-Index 63,7; Gesichts-Index 88,8.

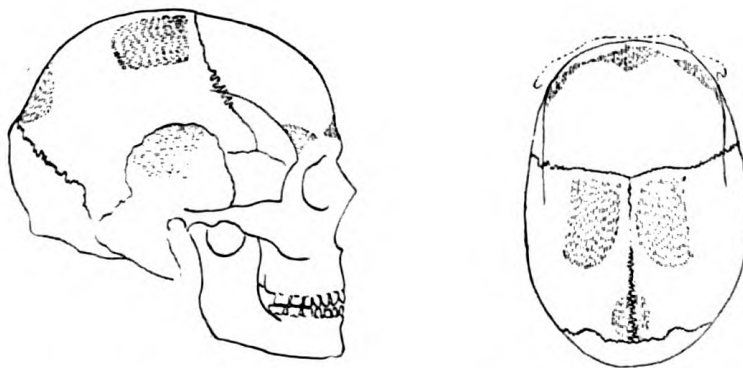


Abb. 248 a, b. Kalbsrieth a. Unstrut bei Allstedt.  
Männlicher Schädel (nach Schliz). Längen-Breiten-Index 69,2; Längen-Höhen-  
Index 69,7; Gesichts-Index 100,7.

wir uns aber auch mit diesem Stamme erst später beschäftigen, da bei seiner Schöpfung sowohl Indogermanen als Dobbertiner Vorfürinnen oder vielmehr schon ihre indogermanisch gemischten Nachfahren, die Sinno-Indogermanen Jütlands, beteiligt sind. Und von den letzteren müssen wir erst noch mehr hören, ehe wir die Art ihres Anteils an jener Stammbildung erörtern.

Der achte, neunte und zehnte Zug der Indogermanen richteten sich nach Osten und gelangten hier über die Grenze Mitteleuropas hinaus. Am wenigsten weit geschah dies bei dem achten Zuge, dem neben manchem anderen als hauptsächlichstes Kennzeichen die Eigenheit aufgeprägt ist, die jüngeren Stufen der Trichterbecher und Kragenfläschchen aus dem Heimatgebiet an der jütländischen und fünisch-seeländischen Ostseeküste in das untere Weichselgebiet überzuführen und diesen Strom aufwärts bis zum Weichselknie bei Thorn, dann südwärts zur oberen Oder und ostwärts zur oberen Weichsel gelangen zu lassen (vgl. Karte Abb. 178); von hier aus erfolgt noch eine weitere Wanderung über Mähren und Nordböhmen nach der Saale und dem Harz. Die Notwendigkeit, diesen Weg der



Abb. 249.  $\frac{1}{4}$ . Halberstadt.

Ausbreitung anzunehmen, wird erschlossen aus der Beobachtung der Form und Verzierung, welche beide Gefäßarten in Ostdeutschland und Polen noch mit den gleichen dänischen Arten, weit weniger aber mit den schleswig-holsteinischen, verbinden. Die Trichterbecher des Ostens besitzen die dänische Randverzierung, die in Schleswig-Holstein fehlt. In Schlesien gewinnt dann bei den Trichterbechern das Bestreben Platz, den Absatz zwischen Hals und Bauch aufzuheben und die Wandung in stets gleicher schräger Neigung von der kleinen Standfläche über den schlanken Fußteil zu dem hochragenden, stark ausladendem Halse emporzuführen. Und diese Eigenart verknüpft die Ostgruppe der Trichterbecher wiederum mit der Südgruppe, die in Mähren, im Elbgebiet Böhmens und weiter nordwestwärts im Saalegebiet herrscht und am Ostharz das Ende ihrer Verbreitung erreicht (Abb. 249).

Die ostdeutschen Kragenfläschchen sind stets sehr klein und in der Form stark entartet gegenüber den dänischen, dabei so gut wie ganz unverziert. Nur die oft auftretende Zähnung des sehr kleinen Kragens

und mitunter auch der Halsmündung ist ein Zug, der die Ostgruppe unmittelbar mit der jütländischen Art mit Bauchknick (vgl. Abb. 175) in Verbindung bringt (Abb. 254). Öfteres Auftreten eines vom Kragen nach dem Bauch hinabreichenden Henkels weist von der Ostgruppe anderseits nach der Südgruppe hinüber, die wie die entsprechende Gruppe der Trichterbecher in Böhmen und Thüringen auftritt, dann aber weiter einen Ausläufer über Hessen bis jenseits des Rheins nach der Rheinpfalz entsendet (Karte Abb. 178).



Abb. 250.  $\frac{1}{4}$ . Kössen, Kr. Merseburg; aus einem Körpergrabe (nach Nillasson).

Neben Trichterbechern und Kragenfläschchen finden wir in den Gräbern der Bevölkerung des achten Zuges ganz vereinzelt noch, so in der Krakauer Gegend, Krüge von sehr geschmackvoller Form, die man Mondhenkelkrüge nennt. Sie besitzen nämlich einen bandförmigen, hoch geschwungenen Henkel, der von einer mittleren tiefen Längsknickung aus nach den beiden Rändern hin sich flügelartig stark verbreitert und an seiner höchsten Stelle nach dem Gefäßrande zu in scharfer Umknickung abfällt, so daß in der Einsattelung eine Art Mondschelgestalt gesehen werden kann. Solche Gefäße treten zahlreicher

in gleichzeitigen Wohnstätten Böhmens und Mährens auf und leben leicht umgestaltet in jenen Ländern bis in die Bronzezeit hin fort.

Einmal, in steingeschützten Gräbern von Valenczow, Gouvernement Lublin, in Ostpolen, erscheinen auf dem achten Zuge große schlanke Amphoren mit scharf ansetzendem, wenig auswärts geneigtem Halse, hochgewölbter Schulter, stark verjüngtem Unterteil und zwei am Halsansatz befindlichen Henkelösen, die in je zwei Leisten abwärts auf die Schulter hin sich fortsetzen. Ihre Verzierung besteht nach megalithischer Weise aus senkrecht den Bauch hinablaufenden Linienbändern, ähnlich nur noch schlanker als das Urstück zu Abb. 250, 251.

Solche Amphoren sind kennzeichnend für eine geschlossene Kultur- und Stammesgruppe, deren Bestehen für Mitteldeutschland neuerdings durch den Hallischen Steinzeitforscher Niklasen erwiesen worden ist. Nicht einverstanden bin ich indes damit, daß man den von tschechischen Forschern nicht gerade glücklich erfundenen, viel zu allgemeinen, zu wenig sagenden Namen „nordische“ Kulturgruppe weiterhin fortführen soll. Da die über das mittlere Ostdeutschland, das Saalegebiet und die Sudetenländer verstreuten Gräber dieser Gruppe selten mehr als ein einziges kennzeichnendes Gefäß enthalten, so konnten erst größere Siedlungsstätten mit reicher Hinterlassenschaft von Tonware dieser Kultur, wie die zu Nositz (Kreis Glogau in Niederschlesien), Stary Zamek bei Jewischowitz (Kreis Znaim in Mähren), Scharka bei Prag, über die Zusammengehörigkeit



Abb. 251.  $\frac{1}{4}$ . Melzow,  
Kr. Angermünde, Uckermark  
(nach v. d. Hagen).

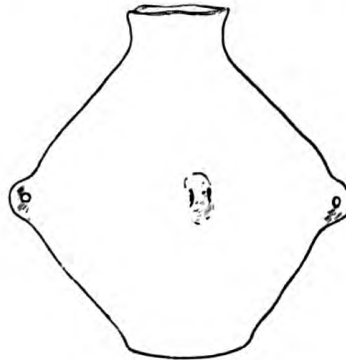


Abb. 252.  $\frac{1}{4}$ . Kössen,  
Kr. Merseburg. Aus einer Wohn-  
grube (nach Niklasen).

der großen Anzahl jener vereinzelt Grabgefäße als Vertreter eines bestimmten Stammes Aufklärung bringen. Erst neuerdings sind ganze Hügelgräberfelder dieser Kultur in Mähren bekanntgeworden, das größte zu Kositz bei Proßnitz, wo sich aber nicht Körper-, sondern Brandgräber vorfanden. Ich nenne diesen Stamm den der „Nositzwiger“ Kultur.

Zu solchen Gefäßen gehören außer Trichterbechern, Krugfläschchen und den eben genannten großen zweiösigten Amphoren ähnliche kleinere, meist verzierte Amphoren, deren Henkel — stets vier, nicht zwei — jedoch nicht am Halsansatz, sondern auf der Schulter des Gefäßes angebracht sind. Ferner eine Abart dieser kleineren vierhenkeligen Amphoren, die aber keine hochgewölbte, sondern eine nach Flaschenart mehr abfallende Schulter besitzen (Abb. 252). Dann große abgerundet doppelkegelförmige Amphoren mit wenig betontem Ansatz des einwärts geneigten Halses und drei Henkeln am Bauchumbruch oder unmittelbar oberhalb desselben. Weiter gehören hier-

her Henkelfannen mit kugeligem Bauch, steilem hohen Halse, vom Rande nach dem Bauche sich wölbendem langen, breiten Bandhenkel und mit einer Verzierung, wie sie in der nordischen Keramik Ostdeutschlands gang und gäbe ist. Wir lernten diese Gefäßform bereits im Kreise der Anhalter Stilgruppe kennen (Abb. 230), in der sie als Fremdling auftritt, nachdem sie mit der gesamten Tonware des Noswitzer Stammes von Schlesien über Böhmen ins Saalegebiet gewandert war. Auch die früher als eigenster Bestandteil des Anhalter



Abb. 253.  $\frac{1}{7}$ . Kössen, Kr. Merseburg.  
Aus einer Wohngrube (nach Nilsson).

Stammes angesehenen Sandpauken (Abb. 227 und 231) haben sich jetzt vielmehr als ursprünglicher Bestandteil der Noswitzer Kultur erwiesen; erst bei ihrer weiteren Entwicklung in Sachsen-Thüringen nehmen sie die Zierweise des Anhalter Stils an. Schließlich nenne ich hier aus der Zahl der Gebrauchsgefäße noch Vorratsgefäße von Doppelfegelform, die unter dem

Rande meist mit vier Griffklappen ausgestattet sind (Abb. 253) und ähnliche grobe Töpfe, die statt der Griffklappen eine umlaufende Leiste mit Fingertupfen haben, sogenannte „Pfahlbautöpfe“.

Daß als ein wichtiges Gefäß dieser Noswitzer Gruppe noch die einhenkelige Tasse hinzuzufügen ist, deren Henkel vom Rande bis zur Schulter hinabreicht, lehrt außer sonstigen Vorkommen schon ein altbekannter Fund von Jordansmühl (Kreis Nimptsch in Schlesien). Es ist das ein nach nordischer Weise mit Steinen umsetztes und mit Bernsteinperlen ausgestattetes Grab oder Doppelgrab, Nr. 28, an dessen eines Ende vier nordische Gefäße, Trichterbecher, Trichterschale, Krugfläschchen und die bewußte Henkeltasse nebst den Bernsteinperlen gestellt worden sind, an das andere Ende dagegen zwei doppelhenkelige Gefäße eines fremdartigen Stils, der weder nordisch-indogermanischen noch rein bandkeramischen Charakter hat, vielmehr durch manche Züge, wie das Vorkommen von Tonidolen in Form stilisierter Frauenkörper, deutliche Verwandtschaft mit dem Stile der südosteuropäischen bemalten Tonware bekundet, auf die wir hier nicht eingehen können. Auch in Grab 20 zu Jordansmühl mischt sich der Noswitzer mit diesem fremden Stile (Abb. 254).

Dieser fremde Stil hat seinen Ursprung im südwestlichen Ungarn, wo namentlich zu Lengyel im Komitate Tolna eine reiche Fundstätte

zutage trat, und rückt von hier über Mähren, teils nach Böhmen, teils nach Schlesien vor. In Schlesien erreicht er auf jüngerer Stufe die höchste Blüte, wie namentlich die große Siedlungsstätte und das umfangreiche Gräberfeld von Jordansmühl erweisen. Daher wird dieser Stil mit Recht Jordansmühler Stil genannt. Die Hauptformen seiner Tongefäße sind unverzierte Schalen auf hohem röhrenförmigen Fuß, unverzierte doppelkegelförmige Vasen mit oder ohne steil aufgesetzten Hals und mit Knopfbesatz auf dem scharfen Bauchumbruch und am Halsansatz, sowie kleinere, schön und reichverzierte Krüge mit Kugelbauch, eingezogenem Halse und zwei bandförmigen, den Hals überspannenden Randhenkeln, wie sie die beiden erwähnten Jordansmühler Gräber enthalten haben (Abb. 254).

Von Böhmen aus wandert der Jordansmühler Stamm im Verein mit dem Nostwitzer Stamme auch ins Saalegebiet hinüber, wo er z. B. an dem bei so vielen Kulturen und Stämmen mitbeteiligten Orte Köffen bei Merseburg auffälligerweise in Brandgräbern auftritt, wie übrigens schon in Böhmen, während man aus Schlesien von ihm nur Körpergräber kennt.

Ein letzter Zug des Jordansmühler Stammes richtet sich

über Oberösterreich nach dem östlichen Niederbayern. Hier erscheint er mit einer überaus wenig veränderten Kultur, die namentlich an dem Orte Münchshofen reich vertreten ist und danach Münchshöfer Stil benannt wird. Und von dort geht der Stamm nach Verlauf eines langen Zeitraumes, erst gegen Ende der Steinzeit, noch weiter westwärts an die oberste Donau, stößt aber hier auf südliche Ausläufer des bis ins Neckargebiet vorgedrungenen Stammes der Elb-Saale-Schnurkeramiker (vgl. S. 192). Die Mischung beider Stämme erzeugt einen keramischen Stil, dessen Formen überwiegend das alte Jordansmühler Erbe bleiben, während seine Verzierungen in der besonderen Technik des Schnurstiches ausgeführt werden, eines Ersatzes der echten Schnurverzierung durch den Einstich. Nach dem neuerdings aufgedeckten großen steinzeitlichen Moordorfe Michbühl, gelegen im Federseemoor bei Schuffenried im südlichen Württemberg,

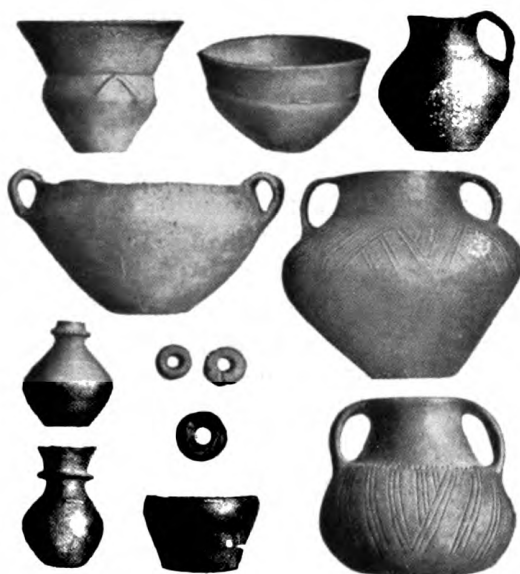


Abb. 254.  $\frac{1}{9}$ . Jordansmühl, Kr. Nimpfisch, Schlesien (nach Seger): Grab 28; ausgenommen die 3 Gefäße der untersten Reihe, die aus Grab 20 stammen.



wird dieser Mischstil *Nichbühler Stil* genannt. Auf einer jüngeren Stufe wird er aufs stärkste durch die dem großen westeuropäischen Kulturkreise angehörige *Bodensee-Pfahlbau-Kultur* beeinflusst und büßt damit seine nordische Beimischung wiederum so gut wie völlig ein. Auf diesen bereits stärkft entarteten Stamm kann aber an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Dagegen muß erwähnt werden, daß die Kultur des *Noswitzer Stammes* noch eine jüngere Stufe erlebt, die besonders aus *Südmähren* und *Niederösterreich* bekannt ist und nach einer ihrer Siedlungsstätten, *Baden bei Wien*, *Badener Stil* genannt ist. Neben den alten *Trichterschüsseln*, *Senkeltassen*, dreihenfligen *Amphoren* erscheinen nunmehr noch *hochhalsige Senkeltöpfe* und *Senkelschalen* mit *senkrecht* *Kannelierung* des *Oberbauchs* und als besondere *Neuerung* *kleine Töpfe*, deren *Wandung* mit *schraffierten Dreiecken*, *Tannenzweigmustern* und *ähnlichen Mustern* in *weißeingelegtem Tiefstich* vollkommen bedeckt ist.

Endlich sehen wir, daß der ältere *Noswitzer Stamm*, genau wie der innerlich ihm so fremde, aber äußerlich so vielfach mit ihm verbundene *Jordansmühler Stil*, auch nach *Niederbayern* gelangt, wo er in einer Siedlung zu *Altheim bei Landsbut* reich vertreten ist und dort „*Altheimer Stil*“ genannt wird.

Aus dem Vorhergehenden wird ersichtlich, daß man den achten *Indogermanenzug* eigentlich zwei verschiedenen Stämmen zuweisen muß, einem nördlichen, einheitlich geschlossenen, der in *Westpreußen* und *Polen* lebte, und einem südlicheren, der die *Noswitzer Kultur* schafft und von *Schlesien* über *Mähren*, *Niederösterreich*, *Böhmen* teils ins *Saalegebiet*, teils nach *Niederbayern* wandert.

Der neunte *Indogermanenzug* bringt die *Bevölkerung* der jüngeren *brandenburgischen Kugelflaschen* von der *Uckermark* und der unteren *Oder* her teils *südwärts* die *Oder* hinauf nach *Nieder- und Mittelschlesien* nebst *Mähren*, teils *ostwärts* die *Warthe* hinauf ins *Quellgebiet* der *Netze* und ins *Kulm-Thorner Land* am *Weichselknie*. Die *Quelle* der *Netze* liegt im ehemals *preussischen Anteil* der alten *Landschaft Kujawien*, in der Nähe des *Goplosees*. Von hier greift die *Verbreitung*, wie auf einer großen Karte der *Züge 8 bis 10* zum ersten Male schon vor *siebzehn Jahren* und neuerdings in *ergänzter Ausgabe* dargestellt worden ist<sup>1</sup>, nach *Polnisch-Kujawien* hinüber und längs der *Weichsel* bis *Warschau* hin sowie nach *Pulawy (Towa Aleksandria)* und *Lublin*, weiter am *Nordufer* der oberen *Weichsel* von *Sandomir* bis *Krakau*, dann an den *südlichen Zuflüssen* des *Pripjet* nach *Wolhynien*, *Ostgalizien* und dem oberen *Bug* in *Podolien*, endlich in die weitere Umgebung von *Kiew* am *Westufer* des *Dnjepr*.

<sup>1</sup> Mannus Band II 1910, Tafel X 2. Aufl.

Wie in der Westgruppe, so herrscht auch in der Ostgruppe der Kultur des Kugelflaschenstils das große Steingrab in Gestalt unterirdischer rechteckiger Steinblockkammern oder Steinplattenkisten. Auf dem ganzen Gebiete von Pommern bis nach der obengenannten Landschaft Kujawien hin erscheint diese Grabart häufigst unter schmalen, sehr langgezogenen, spitzdreieckigen Erdhügeln mit gleichlaufender Steinumfassung am Fuß des Hügels, und zwar befindet sich die Steinkammer stets am breiten Kopfende des Hügels, in dessen Längsrichtung sie sich erstreckt. Gräber dieser Bauart werden „Kujawische“ genannt. In der Kammer findet sich ein Sockerskelett oder mehrere solcher mit den Beigaben aus der Kultur der Kugelflaschen geborgen. Dazu gehört, wie auch bei der Westgruppe der Kugelflaschen



Abb. 255. Janischewek,  
Kr. Wlozlawek,  
Poln. Kujawien.

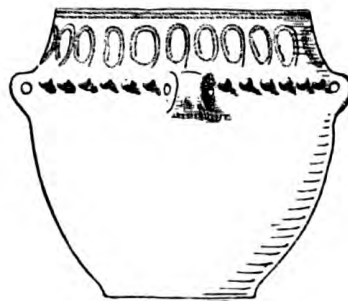


Abb. 256.  $\frac{1}{6}$ .  
Köben, Kr. Steinau,  
Niederschlesien.

und bei den beiden anderen indogermanischen Zügen, die bis nach Osteuropa sich erstrecken, dem achten und zehnten Zuge, stets das nordische dicknackige Feuersteinbeil und der nordische Bernstein, der ostwärts bis nach Ostgalizien mitgeführt wird.

Aus der reichen, schön geformten und schön verzierten Tonware dieses Stils sind zunächst die Formen anzuführen, welche die Ostgruppe mit der Westgruppe gemein hat. Dazu gehören in erster Reihe die Kugelflaschen, die aber meist mehr eiförmig langgestreckt und oft mit vier statt der zwei Henkelösen ausgestattet sind (Abb. 255). Ihre Verzierung liegt, im Gegensatz zur Westgruppe, ebensosehr auf der Schulter als auf dem Halse und besteht gern aus einem waagerechten Bande hängender Winkel, die mit immer kleiner werdenden Winkeln gefüllt sind (Abb. 255, 257, 259); öfter auch aus waagerecht laufenden Reihen kurzer senkrechter oder schräger Striche, den sogenannten Strichzonen (Abb. 258, 260). Anwendung der Schnurtechnik zeigt Abb. 256. Weiter gehören dazu die hohen, vierösigigen, weitmündigen Töpfe (Abb. 256) und die kleineren, zweiösigigen, weitmündigen Näpfe (Abb. 257). Neu hinzu kommen höhere zweiösigige schalenartige Gefäße (Abb. 258) und als allerhäufigste und kennzeichnendste Gefäß

form eine große Amphore (Abb. 259 und 260) mit eingeschwungenem Unterteil und flachem Boden mit vier, seltener nur mit zwei Henkeln am Halsansatz, sowie eine gleichfalls vierhenkliche, flachbodige Amphore,



Abb. 257. Janischewek,  
Kr. Wlozlawek, Poln. Kujawien.



Abb. 258. Padniewo, Kr. Mogilno,  
Prov. Posen (nach Rozowski).

deren Henkel aber auf der Schulter des Gefäßkörpers sitzen. Letztere Form hat man neuerdings in Anknüpfung an den Namen der kujawischen Grabform „kujawische“ Amphoren genannt (Abb. 261). Diese

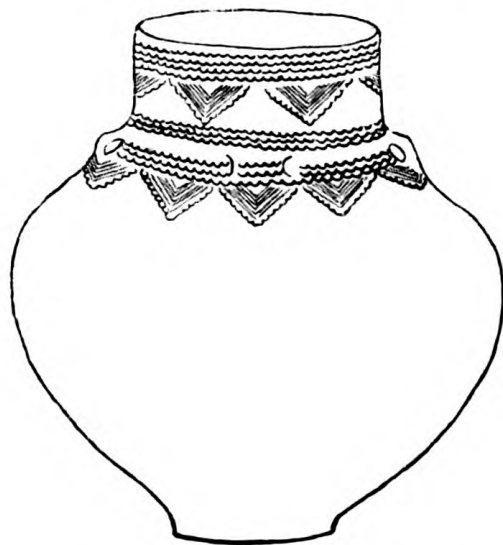


Abb. 259. Rzeszynek, Kr. Strelno,  
Prov. Posen (nach Rozowski).

Gefäßform zeigt Verwandtschaft mit den ähnlichen vierhenklichen Amphoren der „Nostwiger“ Kultur, nur daß letztere meist unverziert sind, während unsere vierhenklichen Amphoren beider Gattungen



Abb. 260.  
Lofiatyn, Gouv. Kiew.

entweder genau wie die östlichen Kugelflaschen (Abb. 259) oder nach megalithischer Weise mit senkrecht herablaufenden Leiterbändern verziert sind (Abb. 261).

Von der östlichen Gruppe der Kugelflaschen-Bevölkerung gibt es einige bei der neueren anthropologischen Forschung freilich ganz in

Vergessenheit geratene Schädel aus kujawischen Gräbern von Janischewek (Kreis Wlozlawek im polnischen Kujawien) und von Kociubince (Kreis Husiatyn in Ostgalizien). Der Langschädel von Janischewek hat in der Seitenansicht einen gleichmäßig geschwungenen Umriss mit kräftig auspringendem Sinterhaupt. Die Vorderansicht zeigt sehr langes, schmales Gesicht, starke Überaugenbögen, niedrige Augenhöhlen, schmale, hohe Nase, ungewöhnlich starken Ober- und Unterkiefer. Von den beiden nur teilweise erhaltenen Lang-



Abb. 261.  $\frac{1}{5}$ . Kulmsee, Kr. Thorn, Westpreußen. „Kujawische“ Amphore.

schädeln aus Kociubince hat der größere mit Breitenindex 74 im Grundriß die nordische Keilform mit breiter Stirn und kegelförmigem Sinterhaupt, doch ohne stärkere seitliche Ausbauten; der kleinere mit Breitenindex 77,5 hat gerundetes Sinterhaupt. Wir ersehen hieraus also den fortdauernd ziemlich gut erhaltenen nordischen Kassentypus auch bei der Ostgruppe des Stammes vom Kugelflaschenstil.

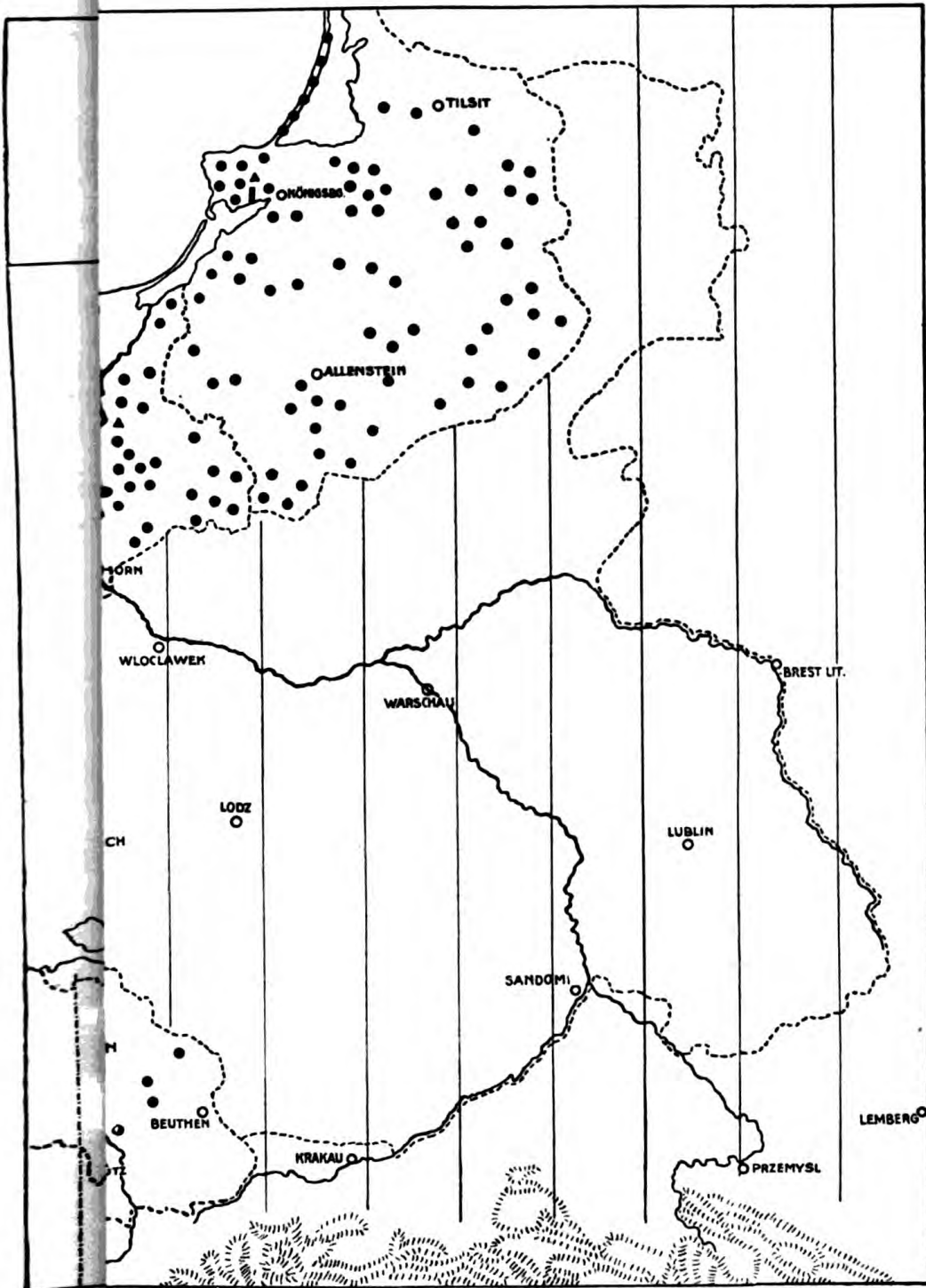
Der zehnte Indogermanenzug wird dargestellt durch die Ausbreitung der Ostgruppe der Schnurkeramischen Kultur, die auf den gleichen Wegen wie die Ostgruppe der Leute vom Kugelflaschenstil teils die Oder an ihrem Westufer aufwärts wandert, teils durch Polen

die Weichsel und ihren oberen Nebenfluß San aufwärts, dann durch Wolhynien und Podolien bis an das Westufer des Dnjepr in der Gegend von Kiew sich verbreitet. Diese Ostgruppe werden wir später gemeinsam mit der Westgruppe der Schnurkeramischen Kultur und Bevölkerung betrachten.

#### Das nordische Feuersteinbeil.

Vorher will ich noch als weiteren Beleg für die gewaltige Ostausdehnung der Indogermanen gegen Ende der jüngeren Steinzeit auf den großen Unterschied hinweisen, den die Verbreitung des jüngeren dicknackigen Feuersteinbeils (Abb. 163) gegenüber der Verbreitung des älteren dünnackigen Feuersteinbeils vom nordischen Typus offenbart (Abb. 160). Wir haben früher gesehen, daß das rundum zugeschlagene Kernbeil, sowie das aus dem Kernbeil entstandene, mit scharfen Seitenkanten versehene, spiznackige Feuersteinbeil von spizovalem Querschnitt (Abb. 159) in Nord- und Westeuropa ganz gleich gestaltet sind, was eine Fortdauer der Übereinstimmung der seit der Ellerbeker Periode nach Westeuropa vordringenden nordischen Zivilisation der Feuersteintechnik in den beiden großen Gebieten auch noch für die Zeit des spiznackigen Feuersteinbeils bezeugt. Dagegen beginnen mit dem Aufkommen des dünnackigen Feuersteinbeils Nord- und Westeuropa sich zu scheiden. Die nordische Gestalt dieses bereits geschliffenen Beiles hat nicht mehr spizen, sondern schon breiten, oben noch kantig dünnen Nacken und kleinere flache Schmalseiten, also nicht mehr spizovalen, sondern bereits rechteckigen Querschnitt. Diese Schmalseiten sind bei der klassischen nordischen Form stets in kunstvollster Technik fein zugehauen; sie fehlen dagegen dem westeuropäischen Typus dieses Beils (Abb. 161) meist ganz; sein Querschnitt bleibt daher nach wie vor spizoval oder er wird höchstens verwachsen spizoval, indem die Kanten abgerundet werden. Äußerst selten treten hier ganz kleine, dann aber ungleiche Schmalseiten auf, die auch nicht wie im Norden kunstgerecht zugehauen, sondern einfach angeschliffen werden.

Die auf der Karte Abb. 262 erkennbaren beiden verschiedenen Arten punktierter Linien und, über ihre nördlichen oder südlichen Enden hinaus, die beiden verschiedenen Arten von Dreiecken, sei es volle, sei es leere, belehren uns über die Verbreitung und die Grenzen beider dünnackigen Beilarten. Als West- und Südgrenze der echt nordischen Art ergibt sich eine Linie, die von der Südostecke des Zuydersees über Münster, Osnabrück nach dem Nordabhang des Harzes und weiter über Halberstadt nordwärts nach Magdeburg und Stendal zieht. Westlich der Elbe erfüllt dies nordische Beil also nur Nordholland und Nordhannover nebst Oldenburg, östlich der Elbe, außer Skandinavien, Dänemark und Schleswig-Holstein noch Mecklenburg,



Flintbeile und der Feuersteindolche.



Rügen, Vorpommern, die Uckermark und die Westhälfte von Sinterpommern. Sein Vorkommen hält sich also ganz in den Grenzen der älteren Megalithgräber (vgl. Karte Abb. 167).

Bei Münster und dem Zuydersee setzt anderseits scharf der westliche Typus dieses Beiles ein, um von hier aus südwärts über das Niederrheingebiet und westwärts über Belgien nach dem nordöstlichen Frankreich und dem südöstlichen England sich auszubreiten.

Das rein auf das nordische Gebiet beschränkte dicknackige Feuersteinbeil der Ganggräberzeit, das durch Einführung des dicken rechteckigen statt des bisherigen kantig dünnen Nackens einen letzten, allerdings nur praktischen Zwecken dienenden, Fortschritt in der Form vollzieht, hat den äußersten Westpunkt seiner Verbreitung zwar auch am Zuydersee und Niederrhein. Es gewinnt aber in Norddeutschland eine ungemein viel weitere Ausdehnung seiner Herrschaft, indem es sich westwärts über Westfalen, südwärts noch über das ganze Saale- und Ilmgebiet, also Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen, ferner über den Freistaat Sachsen, das östliche Sinterpommern, West- und Ostpreußen, Posen, Schlesien und Böhmen verbreitet. Endlich erscheint es infolge der drei indogermanischen Wanderzüge, die sich nach Osteuropa wenden, des achten bis zehnten, in Polen, Galizien, Wolhynien und Podolien in fast gleicher Fülle wie in Ostdeutschland.

#### Dobbertiner Vorfinnen und Sinno-Indogermanen.

Wir müssen nun erst auf kurze Zeit zu den Dobbertiner Vorfinnen zurückkehren, wenn auch unserem Ziele gemäß nur zu jenen beiden Abteilungen der Dobbertiner, die in West- und Mitteljütland nebst westlichem Schleswig-Holstein, sowie im südlichen Ostschweden sitzengeblieben und dort durch die Indogermanen umgangen und von dem arktischen Hauptstamm der Dobbertiner abgeschnitten worden sind. Die Westabteilung dieser Südgruppe der Dobbertiner Vorfinnen, die jütländisch-schleswig-holsteinische, gerät in der Dolmenzeit fast völlig unter den Kultureinfluss jener ihr eng benachbarten Indogermanen, welche die Osthälfte der jütischen Halbinsel und Insel-dänemark besetzt halten. Die Gräber der Dobbertiner Vorfinnen zeigen hier nun dieselbe Tonware wie die indogermanischen: Trichterbecher, Kragenfläschchen, große Kugelflaschen. Die Dobbertiner Vorfinnen bevorzugen dabei diejenige Art dieser Tongefäße, bei der die Bauchwölbung erhaben aufgelegte Rippen statt der eingeritzten Furchen trägt (Abb. 171 und 177). Außerdem übernehmen sie von den Indogermanen auch das dünnackige Feuersteinbeil und die Formen des Bernstein schmucks. Ich nenne diese indogermanisch so stark beeinflussten Dobbertiner Vorfinnen, die in gewissem Grade auch indogermanische Beimischung erfahren hatten: Sinno-Indogermanen.



### Die Steinkeulen der Sinno-Indogermanen.

Als eigengeschaffenes Gerät ist bei diesen Sinno-Indogermanen nur eine Waffenart aus Selsgestein zu nennen, nämlich die auf Jütland und Schleswig beschränkten Keulenköpfe. Zur Zeit des Litorinastandes der Ostsee, als die älteren dänischen Muschelhaufen entstanden, welche die Hinterlassenschaft der ersten Indogermanen bilden, schuf diese rasch fortschreitende „Ellerbeker“ Bevölkerung, wie wir bereits gehört haben (S. III), das Kernbeil aus Feuerstein (Abb. 158 a—c). In Nachahmung dieses Kernbeils entstand bei den nördlicheren Dobbertiner Vorfinnen am Kristianiafjord und in der benachbarten schwedischen Landschaft Bohuslän das sogenannte „Lihult“beil, dessen Neuheit gegenüber seinem Vorbilde fast allein darin bestand, daß es nicht aus Feuerstein, sondern aus Selsgestein, und zwar einem harten Eruptivgestein, hergestellt wurde. Zuerst wurde es nur roh zugehauen und erhielt statt des rautenförmigen einen dreikantigen Querschnitt, bald aber wurde es in der verfeinerten Technik des Abstößens gearbeitet und an der Schneide leicht geschliffen.

Diese Beilart verbreitete sich über die gesamte skandinavische Dobbertiner Vorfinnen-Bevölkerung. Gegen Schluß der Zeit der älteren Muschelhaufen der Ellerbeker Indogermanen gestalteten die Dobbertiner ihr dreikantiges Lihultbeil zu jener im Querschnitt vollkommen rundlichen Form um, der ich den Namen Walzenbeil gegeben habe. Aus der älteren, noch mit ovaler, zungenförmiger Schneide ausgestatteten Gestalt geht das aus Selsgestein hergestellte Walzenbeil in der Zeit, da bei den Ellerbeker Indogermanen das spignackige und später das dünnackige Feuersteinbeil aufkommt, in eine Gestalt über, die statt des freisrunden einen mehr ovalen Querschnitt erhält und statt der zungenförmigen eine mehr rechteckige Schneide annimmt (Abb. 263).

Gleichzeitig, d. h. spätestens zu Beginn der Dolmenzeit und des dünnackigen Feuersteinbeils der Indogermanen, bildete sich aus der zuletzt genannten jüngeren Form des Dobbertiner Walzenbeils eine Nebenform in Gestalt eines Steinkeulenkopfes. Es wurde nämlich der Schneidenteil des Walzenteils so umgearbeitet, daß er in den Kopf eines Holzschafes gesteckt werden konnte, der wie bei den heutigen Arten im rechten Winkel zur Richtung des eigentlichen Waffenteils stand. Dabei ragte das dünne hinterste Ende des ehemaligen Schneidenteiles mit einer in dasselbe eingebohrten Vertiefung oder einem ganz durchgebohrten Loch oder einem an einer Seitenkante angebrachten halbkreisförmigen Einschnitt über den Kopf des Holzschafes rückwärts hinaus und konnte hier durch Tiersehnen oder Lederschnüre an dem hölzernen Schafkopf festgebunden werden (Abb. 264). Der Stoff dieser Steinwaffe ist meist Grünstein, seltener Quarzit, zuweilen sieht er jedoch granitartig aus. Die Entwicklung

geht nun weiter dahin, daß der jetzt im Schaftkopf steckende ehemalige Schneidenteil der Waffe durch einen scharfen Querabsatz gegen den eigentlichen Schlagteil, das Blatt, abgestuft wird, um besser als Schaftzapfen dienen zu können (Abb. 265 und 266). Das Blatt verliert mittlerweile die es der Länge nach umziehende Mittelkante oder die schmalen Seitenflächen und wird im Durchschnitt völlig rund, der Zapfen wird breit meißelförmig mit einer schmalen Schlag-  
schneide, so daß von nun an eine Art Doppelkeule entsteht (Abb. 267). Weiterhin bildet sich vor dem Querabsatz eine rundum laufende Ein-

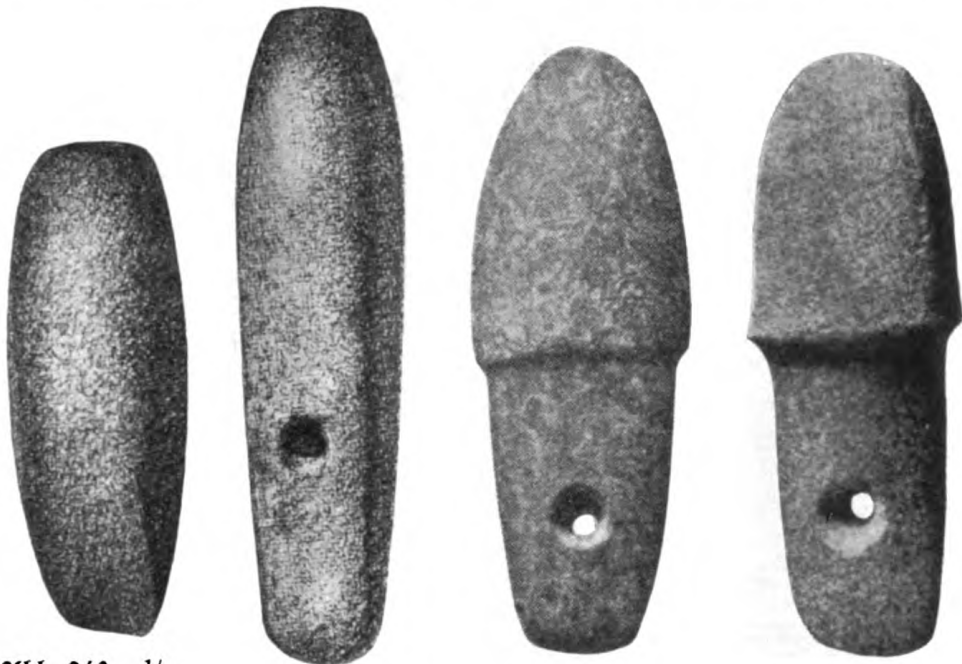


Abb. 263.  $\frac{1}{2}$ .  
Sommerstedt,  
Kr. Sadersleben.  
Walzenbeil.

Abb. 264.  $\frac{1}{2}$ .  
Vårebros,  
Amt Kopenhagen.

Abb. 265.  $\frac{1}{2}$ .  
Jütland.

Abb. 266.  $\frac{1}{2}$ .  
Skive, Amt Viborg,  
Jütland.

schnürung des Blatts, das selbst oft mit tiefen Längsfurchen bedeckt wird und oben flach abschließt. Zu diesem Typ gehört ein im Privatbesitz befindliches Stück, das 1891 in dem Hafen von Eckernförde ausgebaggert worden und der Wissenschaft bisher unbekannt geblieben ist (Abb. 268). Da der Seiteneinschnitt in den Stücken, die Abb. 267 und 268 vorführen, nur 2 bis 3 Zentimeter vom Querabsatz entfernt ist, so muß der Einschnitt hier innerhalb des Holzschafes an der Stelle, wo dieser am dicksten war, gefesselt haben. Dieser schönen Form gegenüber stellt Abb. 269 durch die Kürze und Plumpheit des nahezu kugelförmigen Blatts eine gesunkene Abart dar, die keine Nachfolge hat.

An Formen, wie sie Abb. 267 zeigt, knüpft eine neue Reihe von Keulenköpfen an. Zunächst die in Abb. 270 und 271 wiedergegebene

Art, bei der das im Querschnitt freisrunde oder ovale Blatt in seiner ganzen Länge überall gleich breit ist und oben eine knopfartige Abschlussfläche erhält. Diese Abschlussfläche zeigt bald eine gegen den übrigen Blatteil stärker ausladende Wölbung, die zuerst ganz flach



Abb. 267.  $\frac{1}{2}$ .  
Museum Odense,  
Jünen.

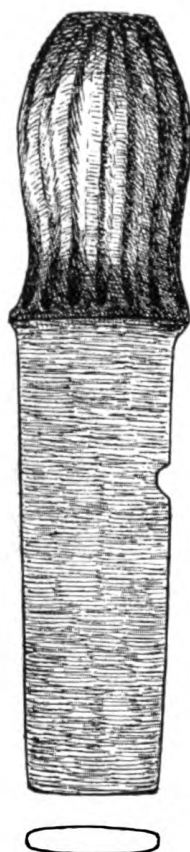


Abb. 268 a.  $\frac{1}{2}$ .  
Breitseite und Zapfen-  
querschnitt.

Abb. 268 a und b. Eternförde, Privatbesitz.

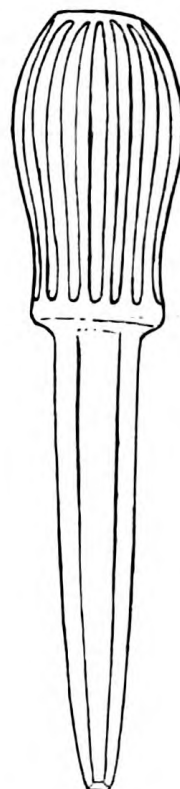
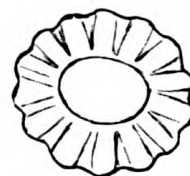


Abb. 268 b.  $\frac{1}{2}$ .  
Schmalseite und Blatt-  
ende.

ist (Abb. 272), dann aber sich etwas hebt (Abb. 273). Bei Abb. 274 und 275 sehen wir den Querabsatz so stark abgeflacht, daß das Blatt sich fast eben zum Zapfen niederbiegt; bei Abb. 276 erscheint der Absatz sogar ganz verschwunden. Die beiden letzten Typen (Abb. 274 bis 276) verwischen die Züge des schönen Typs von Abb. 273, von dem zahlreiche Stücke bekannt sind.

Die Gesamtheit der steinernen Keulenköpfe liegt jetzt in etwa 150 Stücken vor, von denen die weit überwiegende Mehrzahl auf Jütland fällt, eine nicht geringe Anzahl auch auf Schleswig, während ostwärts zu den dänischen Inseln nur die aller spätesten Formen gelangt sind, wie sie Abb. 273—276 veranschaulichen. Drei Stücke sind sogar nach der Südwestküste Schwedens in die Provinzen Halland (2) und Bohuslän (1) hinübergeführt worden.

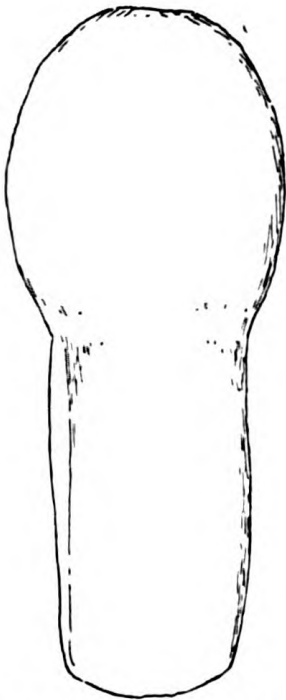


Abb. 269.  $\frac{1}{2}$ . Nübelfeld,  
Bsp. Karby, Kr. Eckern-  
förde. Museum Kiel.

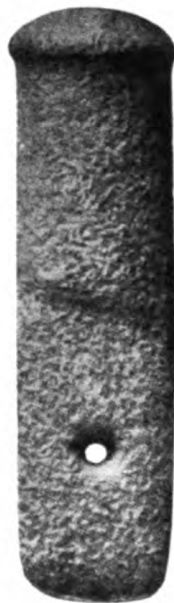


Abb. 270.  $\frac{1}{2}$ .  
Dänemark.



Abb. 271.  $\frac{1}{2}$ .  
Kr. Sadersleben,  
Museum Kiel.

Im vorigen Jahrhundert, als noch wenige solcher Keulenköpfe bekannt waren, sah man sie, verführt durch die griffartige Gestalt des Blattes, besonders der späten Stücke, als „Meißel mit Handhabe“ oder „meißelförmige Geräte“ an, dann als „Dolche oder Beile mit breiter, stumpfer Schneide“. Erst, als eine größere Anzahl Stücke gefunden worden war, erkannte man, daß die stumpfe Schneide tatsächlich ein Zapfen zur Einfügung in einen Schaft und der angebliche „Griff“ tatsächlich ein Keulenkopf war.

Und doch besteht ein auffälliger Zusammenhang der schönen späteren Form, deren Blatt in einen halbkugeligen Knopf ausläuft (Abb. 273 bis 276), mit einer im Nackenteil außerordentlich ähnlichen Streitartform, die erst in der Mitte der Periode der indogermanischen Gang-

gräber auftaucht (Abb. 277) und nach ihrer ursprünglichen Gestalt am besten „sechskantige“ Streitart genannt wird. Der Unterschied zwischen jenen Keulenköpfen und diesen Streitarten aus Felsgestein besteht hauptsächlich darin, daß letztere in der Mitte ihres Körpers ein eingebautes rundes Schaftloch besitzen, daß ferner nach Art der Streitarte stark vertiefte Flächen dieses Schaftloch umgeben, wie man



Abb. 272.  $\frac{1}{2}$ .  
Ringsted, Jütland.

Abb. 273.  $\frac{1}{2}$ .  
Jütland.

Abb. 274.  $\frac{1}{2}$ .  
Odense, Sünen.

an den dunkel geschummerten Stellen der Aufsicht und an der Gestalt des mittleren Querschnitts in Abb. 279 und noch besser in Abb. 278 erkennen kann, und drittens darin, daß der Schneidenteil stark ausladend gestaltet ist. Der bei den sechskantigen Streitarten von vornherein auftretende Knopf kann aber nur einem Einfluß der späten, mit Endknopf versehenen Keulenköpfe seinen Ursprung verdanken, weil er bei den Keulenköpfen allmählich sich ausgebildet hat, bei den Streitarten dagegen sofort fertig erscheint. Umgekehrt erkennt man an einigen Keulenköpfen rücklaufende Einwirkungen der Streitartform. So wenn mehrere Keulenköpfe an den Seiten statt des Querabsatzes je eine vorspringende kegelförmige Spitze aufweisen. Oder wenn bei

ihnen am Ende des Zapfens die breit ausgeschwungene Schneide der Streitärte erscheint, die bei den Keulenköpfen nur Schönheitsform

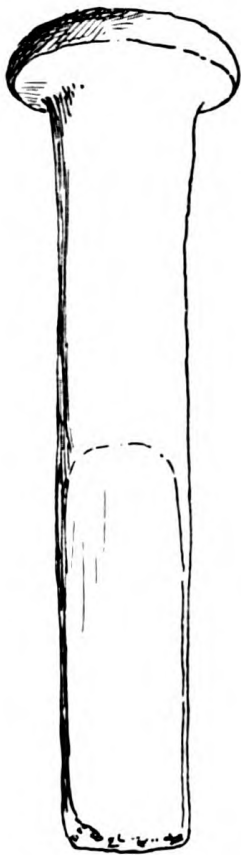


Abb. 275.  $\frac{1}{2}$ .  
Minteborg, Bsp. Sörup,  
Allsen, Privatbesitz.



Abb. 276.  $\frac{1}{2}$ .  
Kjærstrup, Bsp. Sopotrup,  
Kr. Sadersleben.



Abb. 277.  $\frac{1}{2}$ .  
Elsmark, Allsen,  
Kr. Sonderburg.

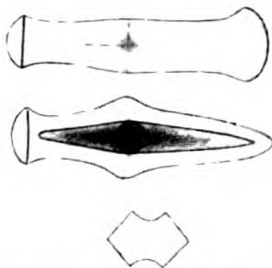


Abb. 278.  $\frac{1}{6}$ . Kronborg, Seeland.

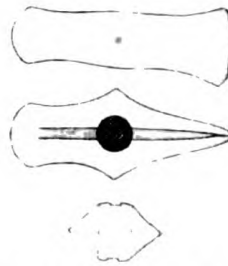


Abb. 279.  $\frac{1}{6}$ . Jütland.

(Abb. 278, 279 nach Åberg).

ist, da ja das Zapfenende den Nacken des Keulenkopfes darstellt. Ja, es kommen sogar Zwitterformen vor, wie bei einem Stück aus Sadersleben, das zwar einen Zapfen besitzt, gleichzeitig aber auch ein Streit-

aptschaftloch. Auf die sechskantigen Streitärte werden wir später nochmals zurückkommen (S. 177).

Daß auf die Steinkeulenköpfe Jütlands und Schleswigs hier ausführlicher eingegangen worden ist, hat seinen Grund auch darin, daß die deutsche Forschung von ihnen bisher noch gar keine Kenntnis genommen hat, und daß selbst die neuere schwedische Forschung, der wir so ausgezeichnete Aufklärung über die Streitärte aus Selsgestein Nord- und Mitteleuropas verdanken, nichtachtend vorbeigegangen ist an dem Zusammenhang der sechskantigen Streitärte mit den jütländischen Keulenköpfen. Daß die älteren und mittleren Keulenköpfe gleichzeitig sind mit der indogermanischen Dolmenzeit und mit der Periode des dünnackigen Feuersteinbeils, wird dadurch bewiesen, daß sie mehrfach mit solchen Beilen und zweimal in finno-indogermanischen Gräbern mit den kennzeichnenden drei Tongefäßarten der Dolmenzeit zusammen gefunden worden sind.

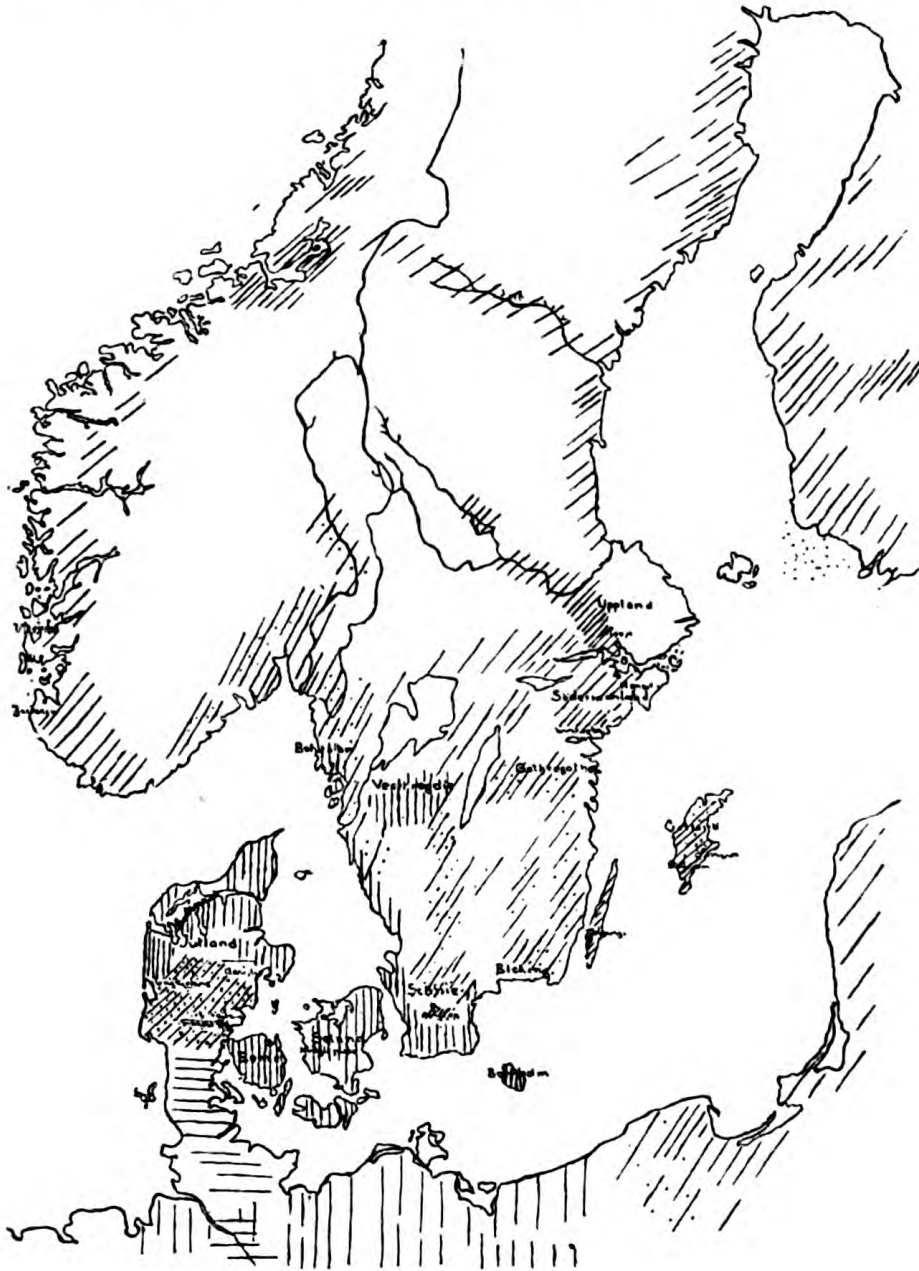
#### Die Gräber der Finno-Indogermanen.

Diese Gräber waren Einzelgräber in niedrigen Erdhügeln, und ein solcher Grabgebrauch ist neben dem Besitz des Keulenkopfes aus Selsgestein der zweite selbständige Zug altüberlieferter Dobbertiner Volkssitte, an dem die westjütländischen Finno-Indogermanen in der Dolmenzeit festhielten trotz allem sonst so überstarken Einfluß der benachbarten ostjütländischen Indogermanen. Denn ausschließlich die Indogermanen bauten ja, wie wir oben gesehen haben, große Steingräber, die Familiengräber waren, in der Zeit der Ganggräber geradezu Massengräber (vgl. Abb. 164—167).

Indes schon in der folgenden großen Periode, die auf indogermanischem Boden durch die Ganggräber zeitlich bestimmt wird, machen die Finno-Indogermanen sich von dem indogermanischen Einfluß wieder völlig frei und entwickeln eine ganz selbständige Kultur, in Jütland wie in Ostschweden. Eine Karte Skandinaviens und des angrenzenden norddeutschen Küstenstriches zur Zeit der indogermanischen Ganggräber (Abb. 280) läßt drei Kulturen und somit drei Völker erkennen. Die einfache Schrägstrichelung bedeutet die Verbreitung der reinen Dobbertiner oder Vorfinnen mit ihrer arktischen Jäger- und Fiskerkultur in Norwegen, Nordschweden, Finnland und Baltenland. Die Schrägstrichelung mit zwischengesetzten schrägen Punktreihen bedeutet die indogermanisch beeinflussten Dobbertiner, also die Finno-Indogermanen, im südlichen Ostschweden, Mittelschweden und zu beiden Seiten des Kristiania-Neerbusens; ebenso im mittleren und westlichen Teil der jütischen Halbinsel. Endlich die senkrechten Linien bedeuten die Megalith-Indogermanen.

Betrachten wir daher die Hauptzüge dieser neuen finno-indogermanischen Kultur. Abb. 281 zeigt die Art der finno-indogermanischen

Bestattungsweise zur Zeit der indogermanischen Ganggräber. Es sind mit Steinpackung und darin befindlichem viereckigen Holzplankenbau umgebene manneslange Einzelgräber in ganz niedrigen, ein



- |||| = Megalith-Indogermanen.
- //// = Vorfinnische Dobbertiner arktische Bevölkerung.
- ///// = Finno-Indogermanen auf der jütischen Halbinsel und in Südostschweden.

Abb. 280. Verbreitung der drei Kulturen der Ganggräberzeit in Skandinavien und im norddeutschen Küstengebiet.



bis höchstens zwei Meter hohen Erdhügeln. Die Skelette der Einzelgräber konnten so gut wie nie gerettet werden, da sie fast durchweg bis auf geringe Spuren vergangen sind, so daß eine anthropologische Beurteilung der durch sie dargestellten Bevölkerung leider nicht möglich ist. Ganz ausnahmsweise ist die Leiche verbrannt worden und der Leichenbrand in dem beigegebenen Tonbecher geborgen worden, wie es bei einer Anzahl von Gräbern in Seckathen bei Hamburg der Fall gewesen ist. Die Richtung der Gräber ist stets Ost-West, wobei der Kopf im Osten liegt. Je nachdem der Tote innerhalb dieser Hügel unter der ursprünglichen Oberfläche des gewachsenen Bodens oder auf derselben oder über derselben in mittlerer oder oberer Höhe des



Abb. 281. Einzelerdgrab unter Hügel finno-indogermanischer Kultur. Skarvild, Kr. Sammerum, Amt Ringkjöbing, Westjütland (nach S. Müller).

Hügels bestattet worden ist, kann man vier Gräberarten unterscheiden: Unter-, Boden-, Ober- und Oberstgräber. Naturgemäß erscheinen diese vier Grabsschichten kaum jemals alle vereint in einem und demselben Hügel, doch läßt sich die Einordnung auch nur einer vereinzelter Grabsschicht in die ganze Reihe aus den Beobachtungen der großen Menge von Hügeln mit zwei oder drei übereinandergelagerten Grabsschichten mit voller Sicherheit erschließen. Diese vier Grabarten entsprechen vier aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten, deren jeder seine Besonderheiten besitzt in der Gestalt der Grabbeigaben, namentlich der Tonware und der Streitärte aus Felsgestein.

Die Einzelgräber enthalten meist einen Schnurbecher, jene in diesem Zeitabschnitt von den Finno-Indogermanen in Anlehnung an die Form des von ihnen übernommenen dolmenzeitlichen Trichterbeckers neu geschaffene Tonware. Lange Zeit wird sie ausschließlich durch Eindrücken einer gedrehten Schnur verziert, also in einer alter-

tümlischen Technik, die zuerst am Ende der frühneolithischen Epoche, der Zeit der dänischen Muschelhaufen, auftrat und in der Dolmenzeit bereits verschwunden war. Selten kommt als weitere Grabbeigabe zu dem Becher noch eine mit Reihen schräger Striche verzierte runde Schüssel, die zur Zeit der Untergräber auf fünf Füßen ruht (Abb. 282), später, zur Zeit der Bodengräber, nur auf vieren oder ganz ohne Füße erscheint. Diese einförmige Tonware ist gegen die gleichzeitig indogermanische gehalten von vornherein minderwertig und sie entartet sogar noch in der Folgezeit mehr und mehr. In den ältesten Gräbern, den Untergräbern, erscheint eine noch ziemlich gefällige Becherform, die am Halse anfangs nur mit dichter oder weiter gehaltenen waagerechten Schnurlinien be-

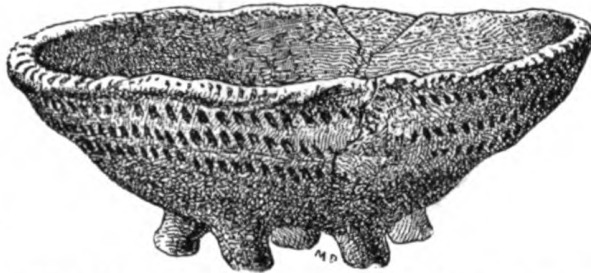


Abb. 282.  $\frac{1}{3}$ . Tjörning, Amt Ringkjöbing, Westjütland (nach S. Müller).

deckt ist (Abb. 283), dann mit ebensolchen Schnurlinien, die aber durch waagerechte Reihen von senkrechten Komma-Eindrücken unterbrochen werden, weiter mit waagerechten Schnittlinien statt der Schnurlinien, wiederum unterbrochen, nun aber durch Tannenzweigmuster (Abb. 284) oder Zickzackbänder (Abb. 285). In der Zeit der älteren Bodengräber verschwinden die waagerechten Linien ganz, und es bleibt nur das Tannennmuster übrig (Abb. 286). In der Zeit der jüngeren Bodengräber verliert der Becher seinen zugespitzten Fuß und erhält einen breiten, flachen Boden. Seine nunmehr etwas schräge Wandung wird über und über mit einem Tannennmuster bedeckt, das mittels Rollstempel hergestellt wird (Abb. 287). Schließlich, zur Zeit der Obergräber, wird die Wandung ganz steil und endet oben in einen zuerst nur verdickten, bald sogar waagerecht umgelegten Rand; ihre Verzierung wird immer dünner. Die Oberstgräber entbehren bereits meist jeder Gefäßbeigabe. Die aus dieser Zeit überhaupt bekannten Gefäße sind roheste zylinderförmige Gebilde (Abb. 288), die meist schon aller Verzierung bar sind. Wir werden am Schluß unserer Betrachtung noch eingehender auf diese Ausläufer der jütländischen Becherform zurückkommen müssen.

Außerdem bergen jene Gräber als Frauenbeigabe Bernstein-Röhrenperlen bis zu mehreren Hunderten in einem Grabe, deren Form von den gleichzeitigen megalithisch-indogermanischen Bernsteinperlen durchaus abweicht, als Männerbeigabe zuweilen ebenfalls eigenartigen Bernsteinschmuck (Abb. 289, 290) und oft noch ein schweres Arbeitsbeil aus Feuerstein, das sich von dem megalithisch-indogermanischem eleganten Feuersteinbeil bisweilen auch scharf ab-

hebt. Denn seine Schneide hat keine rechtwinkligen Ecken, da sie nicht senkrecht, sondern schräg gerichtet ist, indem ihr unterer Teil rückwärts geschweift ist (Abb. 291).



Südwestliches Jütland.

Abb. 283 (nach Stjerna).

Abb. 284.  $\frac{1}{5}$ . Guldager, Kr. Skads,  
Amt Ripen (nach Madsen).

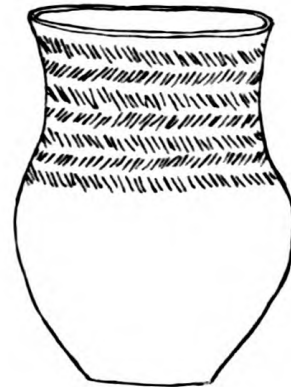


Abb. 285.  $\frac{1}{3}$ . Falster  
(nach Worsaae).

Abb. 286.  $\frac{1}{4}$ . Suåow, Kr. Templin,  
Uckermark (nach v. d. Hagen).

Abb. 283—286. Frühe und mittlere jütländische Becher.

In dieser Schrägschneidigkeit offenbart sich klar eine Beeinflussung durch die Schneidenform der jütländischen Streitart aus Selsgestein, die fast in keinem Männergrabe der finno-indo-germanischen Einzelgräber-Bevölkerung fehlt. Denn bei der Streitart wurde die Rückbiegung der Schneide sehr bald üblich, um

die empfindliche untere Schneidenecke beim Hieb widerstandsfähiger zu machen (vgl. Abb. 296 ff.). Die jütländische Streitart aus Fels-



Abb. 287.  $\frac{1}{3}$ . Jütland  
(nach S. Müller).



Abb. 288.  $\frac{1}{2}$ . Slagballe bei Tyrsting,  
Jütland (nach S. Müller).

Abb. 287—288. Späte jütländische Becher.

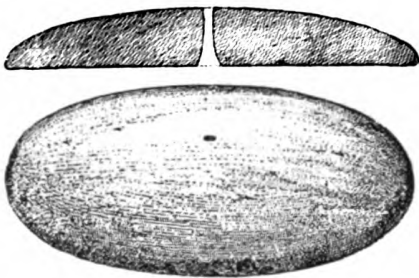


Abb. 289.  $\frac{1}{2}$ . Westjütland,  
Bernstein-Fierscheibe: Querschnitt  
und Aufsicht.



Abb. 290.  $\frac{1}{2}$ . Vorbasse, Kr. Slags,  
Amt Ripen, Südwestjütland. Bernstein-  
fingerring.

(Abb. 289, 290 nach S. Müller).

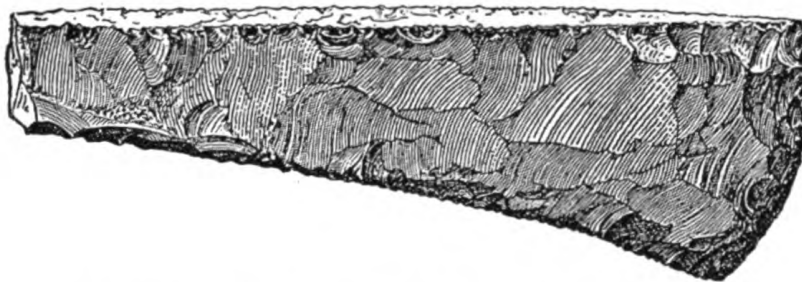


Abb. 291. Südwestjütland, Feuersteinbeil (nach Stjerna).

gestein hat die weitere Besonderheit, daß sie sehr rasch die Entwicklung nimmt, ihre Oberseite und ihre Unterseite gleichmäßig abwärts zu beugen, während bei der einzigen megalithisch-indogermanischen Streitartform, der doppelschneidigen Art oder sogenannten Amazonenart,

in ihren älteren besseren Arten Ober- und Unterseite vollkommen symmetrisch nach entgegengesetzten Richtungen geschwungen sind (Abb. 292, 293). Die jütländischen Streitärte bezeugen im Gegensatz zu der minderwertigen Tonware ihrer Verfertiger einen vollendeten



Abb. 292.

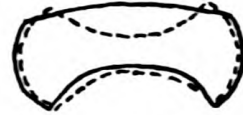


Abb. 293.

Abb. 292, 293. Jütländische Streitart: Ältere und jüngere Stufe —; Doppelschneidige Art --- in schematischer Darstellung (nach Åberg).

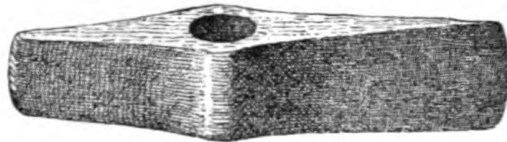


Abb. 294

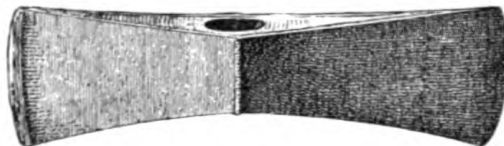


Abb. 295

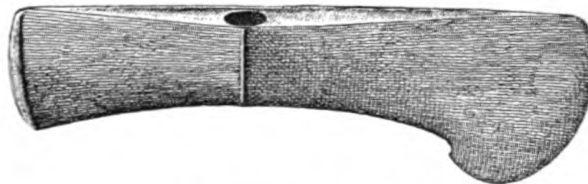


Abb. 296



Abb. 297

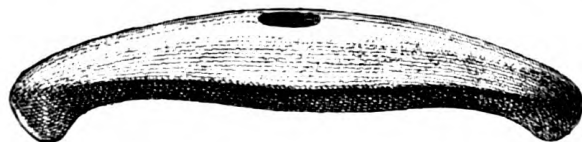


Abb. 298

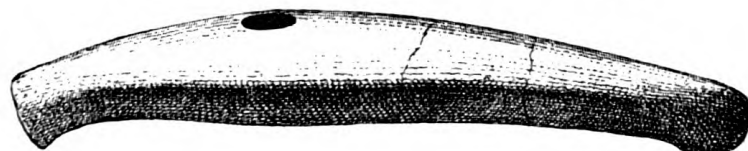


Abb. 299

Abb. 294—299.  $\frac{1}{3}$ . Entwicklung der Jütländischen Streitart.

Kunstgeschmack. Sie verbreiten sich in ihren ältesten Formen von Solstein aus auch über Nordwestdeutschland, in ihren mittleren Formen, besonders als Vorstufe zur Bootart und als Bootart selbst, von Hamburg südwärts über Nordosthannover und die Nordwestecke der Altmark bis etwa zu der Linie Braunschweig-Salberstadt-Magdeburg, in ihrer jüngsten Form, die den seitlich stark zusammengedrückten Nacken aufweist, außer in dem obengenannten Gebiete auch noch über Mecklenburg, Vorpommern, den Weststrich der Mark Brandenburg nebst der Uckermark. Ja, gewisse weiter entfernte Abwandlungen finden sich sogar über ganz Mitteleuropa und noch weiter hinaus verbreitet.

Man kann nach dem Vorkommen der Streitärte in den verschieden hoch angelegten Gräbern eines Hügels, ganz wie bei den Tonbechern (S. 168), die Entwicklung der Form genau festlegen. Die ältesten

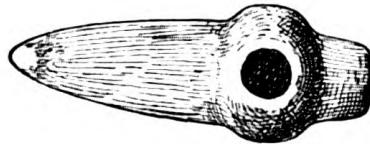


Abb. 300 a, b. Voigtstedt, Kr. Sangerhausen, Prov. Sachsen. Prov.-Museum Halle. Streitart mit zusammengedrücktem Nacken.

Abb. 301.  $\frac{1}{3}$ . Schötmar, Lippe-Detmold. Nackengebogene Streitart.

Formen haben noch deutlich einwärts gewölbte Oberseite, ältere Formen wenigstens noch waagerechte Oberseite und rechteckigen Querschnitt an der Schaftlochstelle (Abb. 294—296). Solche finden sich nur in Untergräbern. Aus älteren Bodengräbern stammen Formen, wie sie Abb. 297 wiedergibt, die bereits abwärts gewölbte Oberseite zeigen, aus jüngeren Bodengräbern Formen, wie in Abb. 298, die an der Schaftlochstelle bereits linsenförmigen Querschnitt statt des rechteckigen aufweisen und den Sondernamen „Bootart“ führen wegen ihrer einem umgekippten Boote ähnlichen Gestalt. In den Obergräbern endlich erscheinen Formen, bei denen bereits eine seitliche Zusammendrückung des Nackens beginnt (Abb. 299), die dann bald sehr stark ausgeprägt wird (Abb. 300). In den Oberstgräbern, die mit den indogermanischen Steinkistengräbern gleichzeitig sind, fehlen eigentliche Streitärte; sie leben aber zu dieser Zeit innerhalb wie besonders außerhalb der Gräber in der entarteten Gestalt einfacher, roher Arbeitsärte fort.

Nur in Nordwestdeutschland entwickelt sich die späteste Form jüt-ländischer Streitärte zu dem neuen Typ mit abwärts gebogenem

Nacken, kugelförmiger Anschwellung der Schaftlochumgebung und Verlängerung der Schneide nach unten wie nach oben (Abb. 301). Und aus diesem Typ entsteht zuletzt die Rautenart, die im Vorder- teil dreieckige Flachschleifung und an allen vier Seiten einen dach- förmigen Rücken und darum einen rautenförmigen Querschnitt, aber auch eine rautenförmige Aufsicht zeigt (Abb. 302). Dieser Rautenart

steht endlich sehr nahe der aller- jüngste deutsche Typ mit bogen- förmigem Abschluß des eigentlichen Artkörpers gegen den Nacken, der bereits in die frühe Bronzezeit fallen dürfte (Abb. 303).

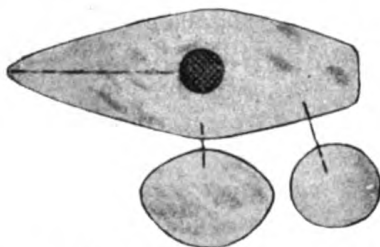
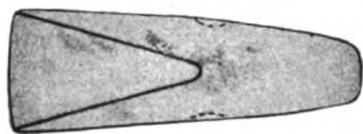


Abb. 302.  $\frac{1}{3}$ . Wessening, Kr. Merseburg (nach Uberg). Rautenart.

Abb. 303. Art mit bogenförmigen Absätzen gegen den Nacken.

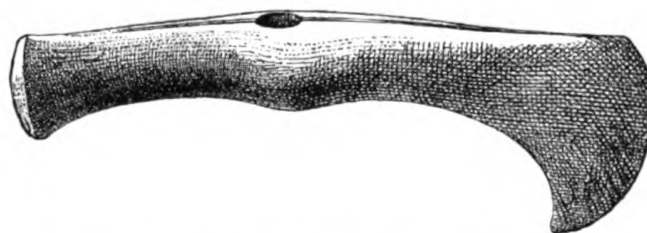


Abb. 304.  $\frac{1}{3}$ . Jütland (nach S. Müller).

Ganz abweichender Art ist ein Typus der jütländischen Streit- art, der in die Zeit des Überganges von den Untergräbern zu den Bodengräbern zuerst erscheint: er besitzt nämlich einen zylindrischen Nacken; außerdem an der Schaftlochstelle einen abgerundeten oder gar, wie die Bootärte, schon linsenförmigen Querschnitt, auch nach Art der Bootärte eine Längsleiste auf der Oberseite (Abb. 304). Während die sonstige Verbreitung der jütländischen Streitärte in älterer Zeit auf das Gebiet zwischen Holland und Rügen eingeschränkt ist und erst in jüngerer Zeit die untere Oder etwas überschreitet, geht dieser Nebentypus mit dem zehnten, dem schnurkeramischen, Ostzuge der Indogermanen vereinzelt sogar bis nach Südrussland und bekommt dort ein breites Querband um das Schaftloch herum. Vier solcher Arte haben sich so weit nach Südosten verloren, daß sie in Troja zum Vorschein gekommen sind, und zwar in der zweiten Ansiedlung dieser

Burg, deren Zeit zwischen 2500 bis 2000 v. Chr. fällt. Ihr besonders schönes Aussehen verdanken diese südlichsten Stücke lediglich dem Umstande, daß sie als Heiligtumsärte aus Halbedelstein hergestellt worden sind: eine der Ärte ist aus Lapis Lazuli. Soweit hin wurde schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends jütländischer Einfluß, wenn auch nur mittelbar, getragen. Gleichzeitig erkennen wir hieraus, daß der Beginn der jütländischen Einzelgräber spätestens um 3000 v. Chr. fallen muß.

So schön auch die alten jütländisch-schleswig-holsteinischen Formen der Streitart und die mittleren des norddeutschen Nachbargebietes

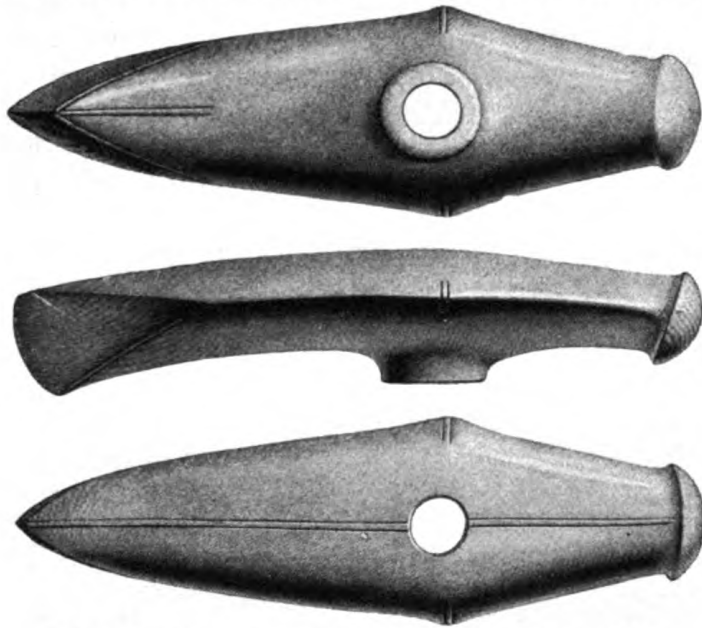


Abb. 305 a—c.  $\frac{1}{3}$ . Södermanland, Schweden.  
Bootart: Unter-, Seiten-, Aufsicht (nach Montelius).

sind, besonders die Vorstufen der Bootart, wie die Bootart selbst, so erreichen sie doch nicht die Höhe der im südostschwedischen Gebiete der finno-indogermanischen Einzelgräber geschaffenen Abwandlungen der Bootart, die geradezu hochvollendete Kunstwerke sind und den Gipfelpunkt der gesamten Streitartschöpfungen aus Seltgestein bedeuten (Abb. 305). Kennzeichnend für die ostschwedischen Einzelgräber ist außer der Bootart der hohlschneidige Feuersteinmeißel und die eigenartige südostschwedische Bandkeramik, deren Ziermuster mittels eines feingezähnten Stempels ausgeführt ist. Indogermanischer Einfluß zeigt sich hier nur in der Übernahme von Ackerbau und Viehzucht, Kulturfortschritten, die wir in gleicher Weise auch den jütländischen Sinno-Indogermanen zuschreiben müssen.

In enger Verbindung mit der jütländischen Art, und zwar mit der in Abb. 295 dargestellten frühen Form steht eine Streitart von



eigentümlich flacher Form (Abb. 306, 307), deren Herz Ost-Mecklenburg, Nordbrandenburg und das Gebiet zwischen Elbe und Nordharz ist, und die sich dann über Thüringen nach dem unteren Main und dem oberen Rhein und von hier wieder ostwärts nach Oberbayern und Oberösterreich hin verbreitet. Ihre älteren Formen haben, wie das Vorbild der genannten jütländischen Art, noch etwas eingehöhlte Ober- und Unterseite, Vertiefungen um das Schaftloch herum und gewölbte Außenseiten. Diese Stufe fällt in die Zeit der jüngeren Bodengräber und der Vorstufen der Bootart. Später ver-

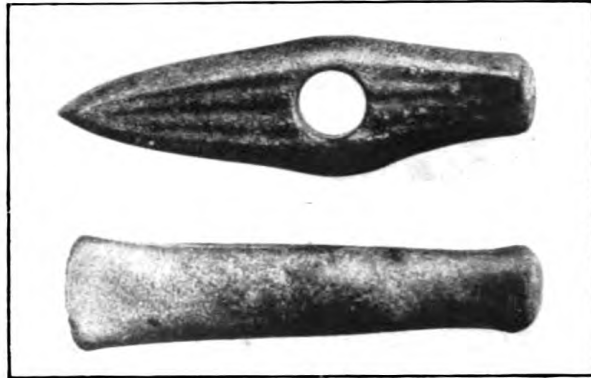


Abb. 306 a, b.  $\frac{1}{3}$ . Samswegen, Kr. Wolmirstedt, Prov. Sachsen. Mus. Halle a. S.

flachen die Vertiefungen allmählich und verschwinden dann ganz, es verflachen ebenso Ober- und Unterseite; die starke Wölbung der Außenseiten dagegen geht in Brechung über, so daß ein sechseckiger Querschnitt entsteht. Damit ist eine erste Annäherung an die sechskantige Streitart (Abb. 277) erfolgt, deren Ent- stehen aus dem finno-indogermanischen Sels-



Abb. 307.  $\frac{1}{4}$ . Töpliwoda, Kr. Münsterberg, Schlesien.  
Abb. 306, 307. „flache“ Streitärte.



Abb. 308. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien.  
Sechskantige Streitart.

stein-Keulenkopf wir oben verfolgt haben (S. 164f.). Weiter übernimmt die „flache“ Streitart, wie ich sie nennen will, von der sechskantigen Streitart kräftigere Ausladung der Schneide und den eigentümlichen Nackenkopf. Das gemeinsame Vorkommen beider Streitartarten in den Pfahlbausiedlungen am Attersee östlich von Salzburg wie am Bodensee und in der oberbayerischen Siedlung Hammerau bei Reichenhall beweist ihre Gleichzeitigkeit. Im übrigen ist der Gang der Ausbreitung, die bei der „flachen“ Streitart, wie geschildert worden, von Rügen, Mecklenburg, Nordbrandenburg her, durchaus südwestlich gerichtet ist, bei der anderen Art geradezu entgegengesetzt, denn der Bereich der sechskantigen Streitart ist außer Skandinavien gerade das östliche Mitteleuropa.

Die sechskantige Streitart wandert von Jütland (Abb. 277 bis 279) nach Schweden, wo sie in einer geradezu überwältigenden Massenhaftigkeit auftritt und oft eine leichte Knickung des Körpers an der Schaftlochstelle erhält. Hier zeigen sich auch überwiegend die älteren scharf modellierten Formen mit schmaler Schneide, Querkante an der Schaftlochstelle und kräftigen Vertiefungen um das Schaftloch. Von Schweden wandert diese Streitart nach dem ostelbischen Ostdeutschland, vereinzelt selbst nach Polen, Galizien, Podolien, weiter zahlreichst nach Böhmen, Mähren, Oberösterreich und dann westwärts nach Oberbayern. Diese mitteleuropäischen Vertreter erweisen sich dadurch als jünger, daß sie nur noch wenig ausgeprägte Vertiefungen besitzen, wie das Stück aus Jordansmühl (Abb. 308), oder diese, wie meist, schon ganz verloren haben.

#### Mondseekultur und Ursprung der Griechen.

Die sechskantige und die flache Streitart sind die einzigen Abkömmlinge der jütländischen Streitart, die bis ins Alpenland eindringen. Ja, zwei Vertreter der sechskantigen Art sind sogar bis in die Lombardei gelangt. Die sechskantige Streitart ist es auch, die wir im östlichen Mitteleuropa mit bestimmten nordischen Kulturen verbunden sehen. Und zwar sind das Kulturen, die nicht finno-indogermanischen, sondern rein indogermanischen Ursprungs sind. In Polen tritt sie innerhalb der Kultur auf, die den achten Indogermanenzug kennzeichnet, also im Verein mit den jüngeren Trichterbechern und Kragenfläschchen; in den Sudetenländern innerhalb der gleichgearteten Noswitzer („nordischen“) Kultur. In Oberösterreich wird die sechskantige Streitart durch ihr geradezu massenhaftes Erscheinen in den Pfahlbauten des Mondsees und des Attersees — man zählt dort an 74 Stück — zu einem bedeutsamen Bestandteil der sogenannten Mondseekultur, in der übrigens auch die ostdeutsche Abart des völlig abgeflachten Schlusstypus D der indogermanischen doppelschneidigen Art, auf die wir alsbald (S. 184 f.) zu sprechen kommen, mehrfach auftritt. Die Mondseekultur wird fernerhin gekennzeichnet durch breite, jedoch kurze, meißelähnliche Grünsteinbeile, durch Kupfergeräte, wie Beile, Dolche, Angelhaken und kupfernen Spiralschmuck, namentlich aber durch eine eigenartige Tonware, deren Formen sich nur aus den nordischen Kulturen ableiten lassen. Dasselbe gilt von der Verzierungschnik, die ausschließlich in nordischem Tiefstich, einem kräftigen Furchenstich, besteht, dessen Vertiefungen mit weißer Füllung ausgelegt sind. Dagegen sind in den Ziermustern oft stark abgeschwächte spiralkeramische Züge, die nur aus der Donaukultur stammen können, erkennbar. Die Mondseekultur und der durch sie vertretene Stamm haben demnach nur noch wenig mit der im Donaugebiet sonst herrschenden handkeramischen Kultur gemein und gar

nichts mit der finno-indogermanischen, tragen vielmehr überwiegend indogermanischen Charakter.

Die Gefäßformen bestehen in Henkelkrügen, jener alten megalithisch-nordischen Form, die hier allerdings nicht mehr scharfkantigen Umbruch besitzt, sondern zum rundbauchigen Henkeltopf abgeschwächt und verwachsen ist (Abb. 309—311), ferner in Amphoren mit steilem Hals und zwei kleinen Schulterhenkeln und in Schüsseln. Die Ziermuster sind teils althergebrachte nordische Wolfszahnreihen, längsgestrichelte Dreiecke (Abb. 311), Kautenketten (Abb. 311), Schachbrett, teils neue wie Einzelquadrate, Kauten, Kreuze, geschlossene Kreise mit Punkt- oder Strahleneinfassung und mit Innenzeichnung. Donauländischer Spiralkeramik entstammen insonderheit unverbundene Spiralen als Streufiguren (Abb. 309), noch häufiger Gruppen gleich-



Abb. 309—311. Mondsee, Oberösterreich.

mittiger Kreise, oft mit Strahlenkranz („Sonnenfiguren“, Abb. 310), ferner bloß eingerollte Spiralschleifen, endlich ein Gemenge aus gleichmittigen Kreisen und längsgestrichelten Vierecksfiguren auf derselben Gefäßwand. Spiralschleifen und erwähntes „Gemenge“ fehlen völlig übereinstimmend in dem Zierstil kupferbronzezeitlicher Tongefäße Cyperns wieder.

Zur Gruppe der Mondseekultur im weiteren Sinne rechnet man auch die bei Brunnendorf im Laibacher Moor in Krain gelegene Pfahlbaustation, die nur ein wenig jünger ist als die oberösterreichischen Pfahlbauten, zudem auch eine Reihe selbständiger Formen hervorgebracht hat. Vor allem ist die Laibacher Tonware wie die ihr nächst verwandte aus Wohnstätten Slawoniens, Bosniens, Südungarns und Siebenbürgens gleichartiger Kultur, viel feiner und edler als die des Mond- und Attersees. Die oft äußerst zarte Verzierung der Laibacher Gefäße ist von einem geradezu erstaunlichen Reichtum, so daß kein einziges von den vielen Dutzenden erhaltener Gefäße dem andern gleicht. Der entwickelte Formensinn und die Mannigfaltigkeit der Kombinationen, die hier zutage treten, zeugen von der reichen Phantasie und dem feinen Geschmack ihrer Verfertiger (Abb. 312—317).

Hauptziermuster des Laibach-Slawonischen Stils sind stehende oder liegende Kreuze, Kreise mit Innenkreuz, Zahnräder, Einfassung gerader Linien mit kurzen senkrechten Strichelchen, Schachbrett, Kauten, schraffierte Dreiecke an den Rändern von Viereckfeldern. Kennzeichnend



Abb. 312—317. Laibacher Moor, Krain (nach M. Much).

sind ferner metopenartige Gliederung der Ornamente und innerhalb der Metopen sanduhrförmig gegenübergestellte Dreieckspaare. Scharf und tief eingestochene Zahnleisten oder gezahnte Furchen führen besonders gut den allein herrschenden tiefen Furchenstich mit seiner weißen Füllung vor. Eigentümlich für Laibach ist der kreuzförmig gestaltete Boden mancher Gefäße.

Die Erinnerungen an die donauländische Spiraldecoration sind in Laibach noch mehr verbläßt, als am Mondsee. Übriggeblieben ist davon nur der geschlossene Kreis, der mit einem Kreuz oder mit Sparren gefüllt ist, und abwechselnd mit ihm der mit Kautenfiguren gefüllte Kreis.

Tauchen manche der Mondsee-Ziermuster später in Cypern wieder auf, so hat eine noch größere Reihe von Ziermustern der Laibacher Art ihr Fortleben in mykenischer Vasenmalerei. Besonders schlagend sind folgende sechs Übereinstimmungen:



Abb. 318—320. Szarvas bei Eßeg, Slawonien (nach Hörnes).

Teilung breiter Zonen in Felder durch dünnere senkrechte Bänder (Abb. 313) — dieselbe Felderteilung mit Kreisfiguren in den Feldern — Felderteilung durch breite Strichbündel, die außen von Zahnleisten eingefasst sind; mit oder ohne Kreisfiguren in den Feldern (Abb. 315, 317) — Kreise mit Innenkreuz und schrägen Strichen in dessen Winkeln (Abb. 312) — sogenannte „Sonnenfiguren“ von Mondseeart (Abb. 310) — viereckige Füllfiguren mit Innenkreuz (Abb. 314, 316).



Abb. 321. Debelo Brdo bei Sarajewo, Bosnien (nach Hörnes).

In Slawonien sind besonders die Wohnstätten von Vucedol bei Vukovar, Szarvas bei Eßeg (Abb. 318—320) und Varadberg bei Erdöd, die Einschlägiges geliefert haben; in Bosnien die umwallte Anhöhe von Debelo Brdo dicht bei Sarajewo (Abb. 321).

Diese südöstlichsten Ausläufer nordischer Kultur vom Ausgang der Steinzeit, die man als Zeugen für den ersten Indogermanenzug bezeichnen kann, hat man mit der Urzelle des Griechenvolks in Verbindung gebracht. Für die eng anschließende Frühstufe der Bronzezeit in Griechenland ist freilich noch keine klare Anknüpfung an die Mondsee-Laibacher Kultur gefunden worden. Doch liegen Gründe vor, in den Toten der frühmykenischen Schachtgräber vom sechzehnten

Jahrhundert v. Chr. bereits Vertreter einer erobernd in Griechenland bis in den Peloponnes vordringenden, anfangs noch dünnen nordischen Herrenschicht, vermutlich die ersten Achäer, zu sehen, deren Kultur zunächst noch gegen die der unterlegenen Urbevölkerung ägäischer, d. h. kaukasischer Sprache keine Geltung gewinnen konnte, in jüngermykenischer Zeit aber, wie wir eben gehört haben, innerhalb des Zierstils der Tongefäße deutlich an die Oberfläche emporbrach. Neuerdings hat Emil Sörrens Entzifferung der hettitischen Keilschrifttexte aus Boghazköi geschichtliche Kunde davon gebracht, daß bisher nur aus der Heldensage bekannte vorhomerische griechische Fürsten bereits um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts v. Chr. an der Westküste Kleinasiens Herrschaftsgebiete besaßen und von Hattikönigen als Großkönige anerkannt wurden (Troja wurde nach dem Zeugnis der Archäologie um 1300 herum erobert). Damit ist jeder Zweifel darüber beseitigt, daß die kulturell mit der mittel- und spätmykenischen Bevölkerung untrennbar verbundene frühmykenische Oberschicht auch schon rein griechisch gewesen sein muß.

Immerhin offenbaren sich schon in den mykenischen Schachtgräbern einige, wenn auch nur wenige, sichere Anzeichen nordischen Einflusses. Dahin gehört vor allem der verschwenderische Reichtum an Bernstein, mit dem diese Gräber, wie übrigens in weit höherem Maße auch noch das etwas jüngere westpeloponnesische Kuppelgrab von Kakovatos ausgestattet worden sind. Hier stammt wohl nur der Rohstoff sicher aus dem Norden, von der altpreussischen Ostseeküste oder der jütländischen Nordseeküste, schwerlich auch die Bearbeitung. Daß aber auch Formen, namentlich Schmuckformen, zweifellos aus Mitteleuropa nach Mykenä gelangt sind, bezeugen unter den goldenen Schmucksachen des dritten Schachtgrabes die Armbänder, Schieber und besonders die „Hängespiralen“. Die Schieber, die aus einer gegossenen, dünnen, schräggekerbten Röhre bestehen, an deren beiden Enden je ein Golddraht gelötet ist, der nach rechts wie nach links zu je einer Spiralscheibe aufgewickelt ist, haben ihre offenbare Vorstufe in ähnlichem Schmuck eines der Frühperiode der Bronzezeit angehörenden Goldschazes aus Lorup im nordwesthannoverschen Kreise Hümpling. Dort finden sich zwölf solcher Schmuckstücke, deren Röhren aber noch nicht gegossen sind, sondern in einem aus Golddraht gewickelten Spirälrollchen bestehen, das nur an einem Ende in eine größere Spiralscheibe ausläuft. Die Hängespiralen haben als Ohrgehänge gedient, eine Schmucktracht, die überdies im kretisch-mykenischen Kreise nach Ausweis der kretischen und mykenischen Fresken, der Gemmen und Statuetten gänzlich unbekannt ist. Dagegen kennen wir die Vorstufen dieser Hängeschmuckform aus der frühesten Bronzezeit Siebenbürgens und Südrußlands und aus den Aunetiger Gräbern Mährens Böhmens und Thüringens. Vielleicht kann man hier noch auf einen ganz vereinzelt dastehenden, angeblich der Aunetiger Frühbronzezeit

zugehörigen, Tonbecher von Nienhagen (Kreis Oschersleben) hinweisen, der einen merkwürdigen, sehr weit abstehenden, in zwei rechtwinkligen Knickungen vom Rande bis zum Boden des Gefäßes verlaufenden Henkel besitzt, wie er ganz ähnlich, doch nicht so weit herabreichend, an frühmykenischen Metallbechern des vierten Schachtgrabes, aber auch noch an den mittelmykenischen Bechern vom Vaphiotypus wiederkehrt. Auch unter den Waffen verraten einige Stücke mitteleuropäischen Einfluß: so eine Bronzelanzenspitze des vierten Schachtgrabes mit einem Ring auf jeder Seite des Tüllenfußes, ferner ein Bronzedolch des sechsten Schachtgrabes, dessen breite, kurze Klinge mit ihren unsymmetrisch geformten Schneiden nebst den kegelförmigen Nietköpfen an die mittel- und norddeutschen Dolchärte frühesten Bronzezeit stark anklingt, von kretisch-mykenischer Art aber ebenso stark absticht.

Die Beziehungen nach Siebenbürgen, die weiterhin von hier nach Troja und dem Kaukasus weisen, haben auch zu der Vermutung geführt, daß die mykenischen Fürstengräber zwar einem nordisch-indogermanischen Stamme, aber nicht dem urgriechischen, sondern dem urthrakischen Volke entstammen sollen.

Nun ist es öfter zu beobachten, daß in der ersten Zeit nach der Auswanderung eines Volksteiles in fremdes Kulturgebiet Rückströmungen kultureller Art aus der neuen in die alte Heimat jenes Volksteiles sich einstellen. Wie ich das für Oberitalien im Verhältnis zum Alpengebiet und zu ganz Mitteleuropa im Beginn der Bronzezeit habe nachweisen können, so zeigt sich zur selben Zeit ein ähnlicher, allerdings recht schwacher Rückstrom aus dem ägäischen Kulturkreis nach Mitteleuropa. Dahin gehört das vereinzelte Auftauchen „zyprischer“ Dolche in Ungarn und in der Schweiz, sowie das häufige Vorkommen „zyprischer“ Schleifennadeln im gesamten Gebiete der Aunetitzer Gräber: in Schlesien und Thüringen, wie in den Sudetendländern. Es ist indes wahrscheinlicher, daß wir bei diesen so weit nach Mitteleuropa nordwärts führenden Beziehungen frühesten Bronzezeit es eher mit rückwärtigen Verbindungen der schon in frühesten Bronzezeit Griechenland erobernden Illyrier zu tun haben, deren ganz nahe Verwandte ja in dem weiten Landstrich von Sinterpommern durch Ostdeutschland, die Tschechoslowakei und das östliche Österreich bis nach Bosnien saßen.

Unzweifelhafte Fingerzeige über den Ursitz der Griechen in Nordgriechenland gibt die Religionsgeschichte. Sie läßt uns erkennen, daß die Griechen zu einem geschlossenen Volke sich zuerst in Thessalien verdichtet haben, nachdem der griechische Stamm der Thessalier von dem an der Westküste gelegenen Epirus aus in diese Landschaft übergesiedelt war. Von Epirus her, und zwar von dem frühesten Zeusheiligtum in Dodona, das „Sella“ hieß, brachten die Thessalier den Namen „Sellenen“ nach dem thessalischen Gebiete der Phthiotis,

der Heimat Achills, von wo er im siebenten Jahrhundert erst über die ganze übrige Griechenwelt sich verbreitet hat. An der Grenze Thessaliens und Makedoniens liegt der 3000 Meter hohe Olymp, einst die hehrste Kultstätte des indogermanischen Himmels-, Wetter- und Donnergottes, des olympischen Zeus, der zum heldischen Helfer und Schützer des Griechenvolkes, zu seinem eigentlichen Nationalgott wurde. Ist er doch zugleich der einzige griechische Gott, dessen Name auch sprachlich rein griechisch ist und auf die indogermanische Urzeit zurückgeht, wie die entsprechenden Namen des indischen Djaus und des lateinischen Diespiter, während alle anderen griechischen Götternamen sprachlich ungriechischen Ursprungs zu sein scheinen. Von Zeus her leiteten ihre Abstammung die thessalischen Fürsten, deren Heldentum auf Achill und Peleus zurückging und deren Urahne der Gründer des Heiligtums am Olymp war. Darum wollten bald auch alle anderen hellenischen Fürsten von Zeus abstammen. Am Fuße des Olymp wurden die neun Musen geboren; dort waren die sagenhaften vorhomerischen Sänger zu Hause: Orpheus, Kumoipos, Musaios; dort war die Urheimat griechischer Dichtung. In Verbindung mit dem olympischen Zeusdienst entstand die älteste Sängergilde, die neben den Götterhymnen die griechische Religion schuf, ebenso aber auch für den Vortrag an den thessalischen Fürstenhöfen die Heldensage, und zwar gedichtet in äolischer Mundart, was noch in der Sprache Homers deutlich durchleuchtet. So muß das Land um den Olymp als der früheste Kristallisationspunkt des geschlossenen hellenischen Volkes angesehen werden. Und als allerfrüheste griechische Schicht muß den Thessaliern (wie nachweislich auch den Boiotern) eine äolische Bevölkerung vorangegangen sein, die bald teils von den eindringenden Thessaliern unterworfen wurde, teils vor ihnen nach dem nördlichsten Teile der kleinasiatischen Westküste auswich.

Die Griechen besetzten bei der Eroberung des griechischen Festlandes zunächst die östlichen, dem Ägäischen Meere zugewandten Landschaften der Halbinsel. Denn in den westlichen, dem Adriatischen Meere zugewandten Landschaften hatte sich schon vor dem Einbruch der Griechen, spätestens seit Beginn der Bronzezeit ein anderer indogermanischer Stamm sesshaft gemacht, die Illyrier. Sie waren aus dem Nordosten Mitteleuropas längs der Ostküste der Adria über die Landschaften des Nordwestbalkan-Gebietes (Bosnien) als erste Indogermanenschicht in Griechenland eingedrungen. Nach Ausweis der zahlreichen dort erhaltenen Ortsnamen besetzten die Illyrier überwiegend die westlichen Landschaften und den gesamten Peloponnes. Sogar einige Stammesnamen der Griechen sind illyrischen Ursprungs: Boioter, Thesproter. Nachdem der Zufluß griechischer Bevölkerung nach Griechenland versiegt war, erfolgten später neue Vorstöße illyrischer Bevölkerung von Norden her in die nördlichsten griechischen Landschaften, wodurch die Bevölkerung von Epirus zur Hälfte



illyrisch wurde, zur anderen Hälfte griechisch blieb. Makedonien war sogar ganz überwiegend illyrisch und besaß nur eine griechische Oberschicht, sowie ein Königshaus griechischer Abstammung.

#### Die doppelschneidige Streitart der Indogermanen.

Soweit mußten die Erörterungen ausgesponnen werden, zu denen uns die reiche Entwicklung der schönen Streitart der jütländischen Sinno-Indogermanen mit Notwendigkeit geführt hat. Und der Stoff ist für uns noch nicht erschöpft. Denn bei Behandlung der Schnurkeramischen Kultur, ihres westlichen, wie ihres östlichen Zweiges, werden wir von Neuem auf späte Ableger der jütländischen Streitart stoßen.

Höchst einfach dagegen ist das, was wir über die Leistung der reinen Indogermanen auf dem Gebiete der Streitart aus Felsgestein mitzuteilen haben. Umgekehrt als bei den Sinno-Indogermanen er-

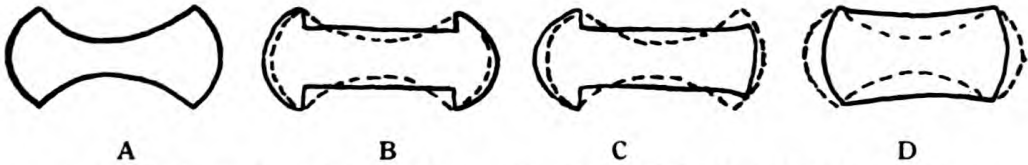


Abb. 322 A—D. Die vier Typen der doppelschneidigen Streitart. Bei B—D bezeichnen die punktierten Linien den Urtyp, die vollen Linien den neu entwickelten Typ.

weisen sich die Indogermanen, im Gegensatz zu ihrer über-  
ragenden Höhe in Behandlung und Gestaltung der Tonware und der  
Feuersteingeräte, auf dem Gebiete der Streitärte aus Felsgestein als  
erfindungsarm: sie kennen als einzige Form die doppelschneidige  
Art, von der schon bemerkt wurde (S. 172), daß sie die Eigenheit hat,  
auf der Ober- und Unterseite vollkommen symmetrisch nach entgegen-  
gesetzten Richtungen geschwungen zu sein. Die Anfänge dieser Streit-  
art fallen in den Beginn der Ganggrabzeit, also etwa um 3000 v. Chr.  
Ihre örtliche Verbreitung deckt sich naturgemäß im großen ganzen  
mit derjenigen, welche die indogermanischen Steingräber aufweisen.  
Sie ist anfangs zwar von recht gefälliger Gestalt, wie das Bild ihres  
Urtypus A (Abb. 322A) zeigt, der außerhalb Skandinaviens und  
Dänemarks nur noch im östlichen Schleswig-Holstein und Rügen,  
sowie einmal bei Berlin erscheint (Abb. 323). Sein Kennzeichen ist  
die starke und gleichmäßige Einwölbung von Ober- und Unterseite  
zum Zwecke der Erzielung eines möglichst kurzen Schaftloches, das  
zu bohren anfangs sehr mühsam war. Diese Form ist aber wenig  
abwandlungsfähig. Ihre weitere Entwicklung vollzieht sich in der  
Richtung einer allmählichen aber ständigen Verflachung des Schwunges  
der Ober- und der Unterseite, wodurch sie nach und nach alle Schönheit

einbüßt. Der Grund für die Verflachung ist in der bald eintretenden Verbesserung der Bohrtechnik zu sehen, die es leicht machte, auch durch eine weit dicker gebliebene Mitte der Streitaxt ein nun längeres Schaft-

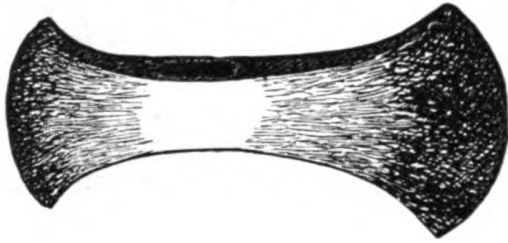


Abb. 323.  $\frac{1}{3}$ . Schönow bei Teltow, Berlin. Aus rotem Porphyr.

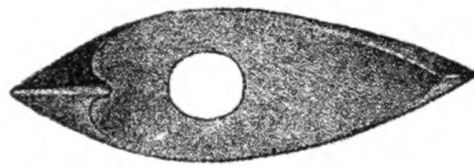
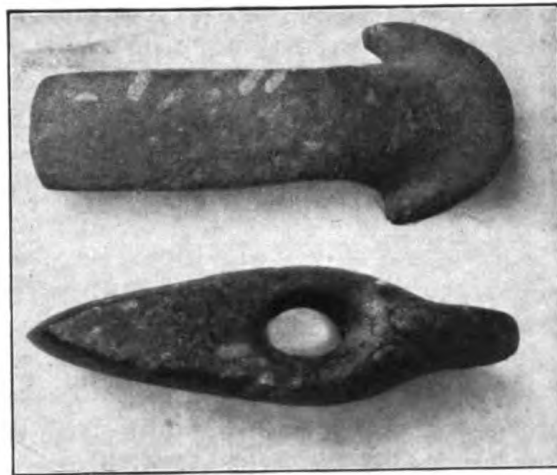


Abb. 324 a, b.  $\frac{1}{3}$ . Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Uckermark (nach Schumann).

loch herzustellen, was den Vorteil hatte, daß beim Gebrauch der Streitaxt die Gefahr eines Durchbruchs an dieser empfindlichen Stelle bedeutend verringert wurde. So entstand durch starke Verflachung des Mittelteils die Form B (Abb. 322 B), durch noch weitere Verflachung des Schneidenteils die Form C (Abb. 322 C), endlich durch stärkste Verflachung der ganzen Ober- und Unterseite die völlig flache Form D (Abb. 322 D). Schon die Form B gehört erst in die jüngere Ganggrabzeit; erst recht gilt dies von den Formen C und D.



Das in Abb. 324 wiedergegebene uckermärkische Stück steht auf dem Übergang von der Urform A zur Form B und ein wenig gleichzeitig auch schon zu C hin. Bei der Form C kann man eine Gruppe mit rundem Schaftloch trennen von einer an Zahl überwiegenden Gruppe mit ovalem Schaftloch, bei der sich außerdem der Nacken in recht unschöner Weise zu einem gesondert abstehenden Kamm verdickt (Abb. 325).

Abb. 325.  $\frac{1}{3}$ . Ufersdorf, Kr. Süderdithmarschen. Museum Hamburg.

Die Form dieser zweiten Gruppe von C wird aber sehr praktisch, wenn der Kamm dicht an das Schaftloch heranrückt und dieses so an der Nackenseite erheblich verlängert. Die aus der Formbetrachtung erschlossene Reihenfolge A, B, C, D muß tatsächlich auch eine zeitliche Entwicklung bedeuten, was schon dadurch bestätigt wird, daß innerhalb Norddeutschlands eine stetig starke Zunahme der Anzahl der Stücke in der gleichen Richtung von A—D sich bewegt.

Aus der gänzlich abgeflachten Form D entwickelt sich am Schluß der Steinzeit im südsächsisch-thüringischen Gebiet ein reichverzierter Typ, auf den wir bei Behandlung der sächsisch-thüringischen Gruppe zurückkommen werden. Desgleichen entsteht in Ostdeutschland ein Sondertyp der Form D durch Ausbildung eines umlaufenden mittleren Rückens an den Außenseiten. Solche Stücke finden sich in Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Böhmen und auch in den schon erwähnten oberösterreichischen Pfahlbauten des Mond- und Attersees (S. 177f.).

Damit erschöpft sich die Leistung der reinen Indogermanen auf dem Gebiete der Streitart aus reinem Selsgestein.

Der siebente, dreizehnte und vierzehnte Indogermanenzug:  
die sächsisch-thüringische Gruppe  
des Schnurkeramischen Stils.

Es bleibt uns noch übrig, diejenigen beiden Kulturgruppen zu schildern, bei deren Schöpfung außer den reinen Indogermanen auch die Finno-Indogermanen in nennenswerter Weise beteiligt sind. Das sind die beiden Schnurkeramischen Gruppen, sowohl die westliche, die ich Elb-Saale- oder sächsisch-thüringische Schnurkeramische Stilgruppe nenne, als auch die östliche, die ich die Odergruppe nenne. Das wichtigste Kennzeichen ist hier wieder die Tonware.

Bei der Elb-Saale-Gruppe, die ich oben (S. 147) schon kurz als Ergebnis des siebenten Indogermanenzuges hingestellt habe, kann man drei Zeitstufen unterscheiden, die Vorstufe, die Hochstufe und die Entartungsstufe.

Für die Vorstufe bezeichnend sind zwei Gefäßarten: die mit scharf absetzendem, steil hochsteigendem Halse ausgestattete Amphore (Abb. 326) und die Deckeldose (Abb. 327). Unter den Mustern herrscht das breite Winkelband, ausgeführt in der Technik des Furchenstichs; die Technik des Schnureindrucks fehlt noch. Man könnte vermuten, daß die steilhalsige Amphore sich aus der Amphore des älteren Walternienburger Stils (Abb. 221, 222) durch Rundung des Bauchnicks entwickelt habe, zumal auch Zahl und Verteilung der Henkel — vier an der Bauchmitte, vier oder acht am Halsansatz — öfters übereinstimmt. Da indessen das für die Vorstufe der Schnurkeramik kennzeichnende Winkelbandmuster in den Kulturen des Saale-Gebietes erst zur Zeit

des jüngeren Walternienburger Stils stärker auftritt, wird man eher an einen Ursprung aus der mit der Vorstufe der Schnurkeramik gleichzeitigen vierhenkeligen Amphore des „Noswitzer Stils“ denken (ähnlich wie Abb. 251).

Während die eben beschriebene Vorstufe verhältnismäßig selten auftritt, ist die Masse der Grabfunde der Hochstufe wie der Entartungsstufe der Schnurkeramischen Kultur überwältigend. In der Hochstufe mischt sich dem bisherigen, ausschließlich indogermanischen Charakter dieser Kultur ein starker finno-indogermanischer Einfluß bei. Dieser zeigt sich nach fünf Seiten hin.

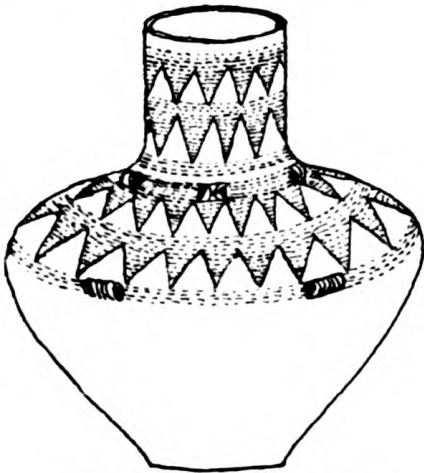


Abb. 326.  $\frac{1}{6}$ . Ibersdorf,  
Kr. Köthen, Anhalt.



Abb. 327.  $\frac{1}{3}$ . Rosla,  
Kr. Sangerhausen, Pr. Sachsen  
(nach Kossinna).

Es dringt der Becher der jütländisch-schleswig-holsteinischen Untergräber (Abb. 283) die Elbe aufwärts ins obere Elb- und ins Saalegebiet und wird hier neben der Amphore ein Hauptbestandteil der Schnurkeramischen Hochstufe (Abb. 328).

Zweitens erscheint damit die bis dahin ausschließlich in der finno-indogermanischen Kultur Jütlands bekannte Schnurverzierung der Tongefäße im Elbe- und Saalegebiet; gelangt übrigens ebenso nach Ostdeutschland, von wo sie sich allmählich über ganz Osteuropa, auch zu nicht indogermanischen Stämmen, hin verbreitet.

Drittens zeigt sich der jütländische Einfluß in der Übernahme der freisunden, auf vier bis fünf Stabfüßen ruhenden Tonschale (vgl. oben Abb. 282).

Viertens ist hier aufzuführen die Schöpfung einer Streitart, der „vielkantigen“, früher „fazettierte“ genannten, deren früheste Art sich auf den ersten Blick als Ableger der jütländischen Streitart kundgibt.

Endlich kann man auch, wie das schon anderwärts geschehen ist, darauf hinweisen, daß sich bei der Verzierungsweise des Schnur-

keramischen Stils in besonders auffälliger Weise eine Mischung der Ziermuster der beiden an ihr beteiligten Stile geltend macht. Das ist die überwiegend senkrechte Linien-Richtung des nordischen Megalithstils und die waagerechte Linien-Richtung des jütländischen Becherstils, der eine senkrechte Verzierung kaum mehr kennt.

Die eben erwähnte vielkantige Streitaxt ist zwar aus einem weichen Schiefergestein hergestellt, hat aber trotzdem eine äußerst



Abb. 328.  $\frac{1}{2}$ . Volkstedt, Mansfelder Seekreis, Pr. Sachsen.

geringe Wandlungsfähigkeit. Die ältesten, schönsten Stücke haben noch eine stark geschwungene Schneide und meist einen rundlichen Nacken, falls nicht, wie bei Abb. 329, die eine spätere Stufe dieser Streitaxt wiedergibt, auch der Nacken vielkantig gestaltet ist. Sie scheinen daher von dem Nebentyp jütländischer Streitärte mit zylindrischem Nacken (Abb. 304) abzustammen. Vorbereitet war die Verbindung der Kulturen der jütländisch-schleswig-holsteinischen Einzelgräber mit dem Harzgebiet bereits durch die starke südwärts gerichtete Strömung der Vorstufen der jütländischen Bootaxt wie der eigentlichen Bootaxt aus der Zeit der älteren und jüngeren jütländischen

Bodengräber (Abb. 297, 298) von Holstein über die Elbe nach Nordosthannover und Altmark bis in das Gebiet zwischen Braunschweig-Salberstadt und Magdeburg, wie es die Karte Abb. 331 veranschaulicht. Man erkennt dort aus dem Umfang der Schraffierungsstelle, welche die hauptsächlichste Verbreitung der vielkantigen Streitart anzeigt, ungefähr auch den Umfang des Hauptgebiets des Elb-Saale-Schnurkeramischen Stammes. Der etwas zu enge Umfang der Karte gestattete nicht, das Fundgebiet in Rheinhesen und Unterfranken einzuzeichnen; ebensowenig das in Mähren, wohin diese Kultur ebenfalls, wenn auch spärlicher, vordringt.



Abb. 329.  $\frac{1}{3}$ . Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda, Prov. Sachsen.

Indes zu der aus jütländischem Einfluß stammenden sächsisch-thüringischen vielkantigen Streitart gesellt sich auch ein indogermanischer Nebenbuhler, die sächsisch-thüringische Abart der Schlussstufe D der doppelschneidenden Streitart (vgl. oben S. 184 und Abb. 330). Auch sie ist, im Gegensatz zu allen norddeutschen und skandinavischen Streitarten, aber in Übereinstimmung mit der vielkantigen Streitart, aus einem weicherem

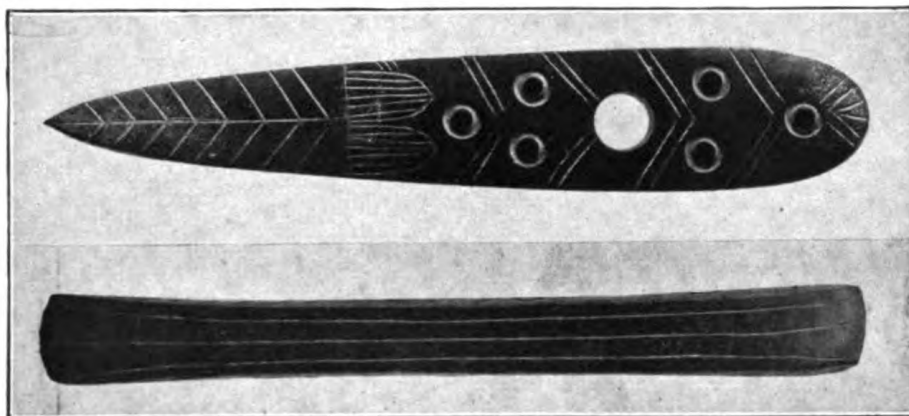


Abb. 330.  $\frac{1}{3}$ . Wegwig, Kr. Merseburg. Museum Halle.

Schiefergestein hergestellt, also schon deswegen einheimisch sächsisches Erzeugnis. Diese stets sehr sauber gearbeitete Art zeichnet sich dadurch aus, daß an den Außenseiten eine Anzahl paralleler Längsfurchen laufen, bisweilen außerdem noch durch sehr reiche Verzierung der Ober- und Unterseite mit eingeritzten Kreisen, Fischgrätenmuster, gefüllten Spizbögen, Dachlinien und anderen Strichgruppen. Es kann sich hier nur um Prunkwaffen, Würdeabzeichen oder Heiligtumsgeräte handeln, ähnlich wie wir es bei den trojanischen Arten jütländischen Urgeprägtes gesehen haben (S. 174). Ihre Anzahl und auch ihr Verbreitungsgebiet kann demnach kein großes sein. Sie zeigen sich

hauptsächlich in der Gegend um den Harz und im mittleren und südlichen Teil der Provinz Sachsen mit vereinzelt Ablegern in Sachsen-Weimar und in Böhmen.

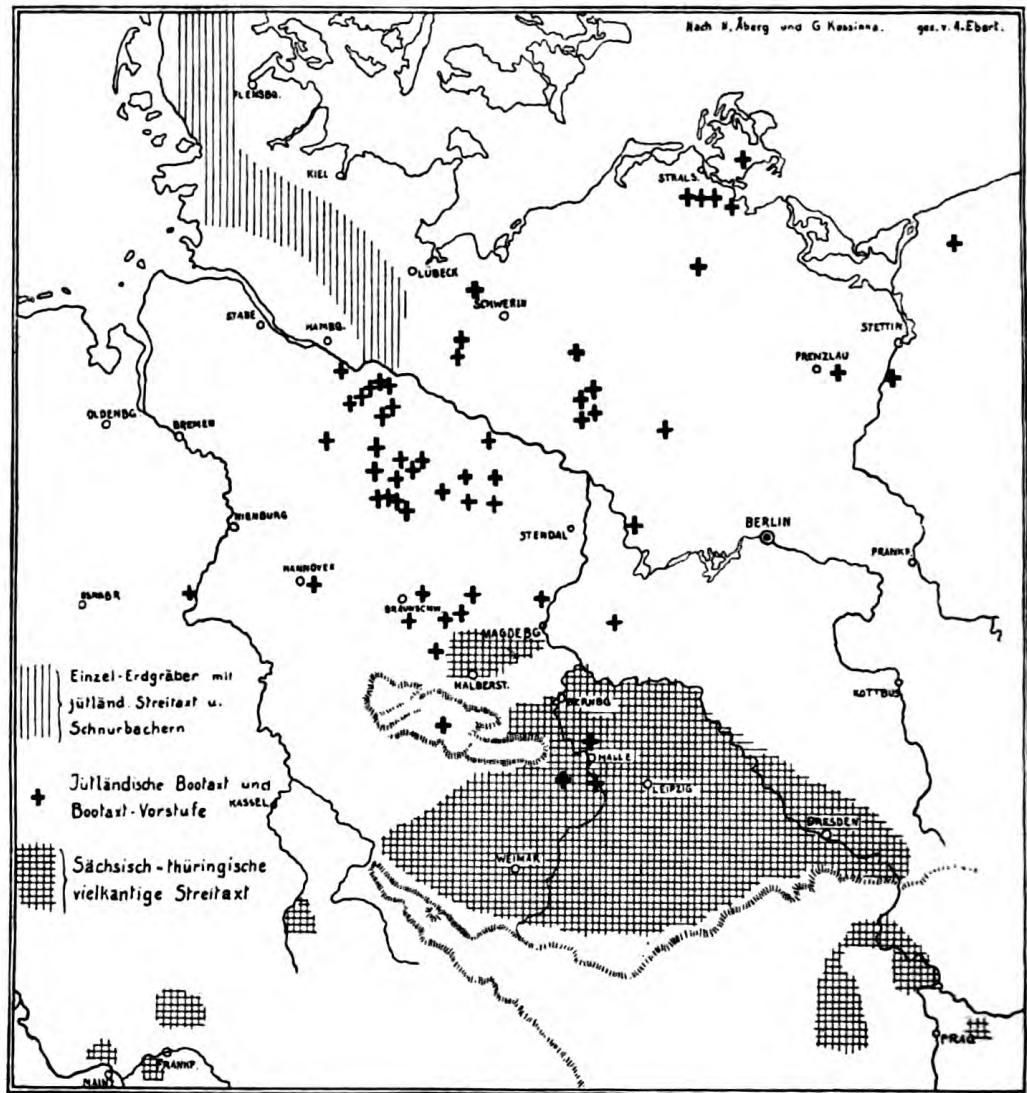


Abb. 331. Strömungen jütländischer Kultur ins Elbe- und Saalegebiet.

Die Amphore, die in der Hochstufe nicht mehr durch Furchenstichlinien, sondern durch Schnurlinien verziert wird, wie der Becher, verkürzt jetzt ihren Hals erheblich und nimmt mehr und mehr Kugelform an, vielleicht unter Beeinflussung durch die Gestalt der Kugelflaschen des Saalegebiets (Abb. 242), falls diese damals schon bestanden haben.

In der Entartungsstufe werden Amphore und Becher immer kleiner, immer weniger sauber in der Arbeit, immer häßlicher in der

Form, immer ärmlicher in der Verzierung. Die Amphore verengt ihren Bauch so stark, daß sie topfartig wird, der Becher verkürzt seinen Hals immer mehr und legt ihn geschweift nach außen um, so daß der Gefäßkörper ein geschwungenes S-Profil aufweist, wie es oft auch bei der Amphore der Fall ist.

Am Ende der Steinzeit ist ein Wandel der Elb-Saale-Schnurkeramischen Kultur in die frühbronzezeitliche Kultur der Aunetigstufe, die man neuerdings angenommen hat, tatsächlich in Thüringen, Böhmen und Mähren ebensowenig zu erkennen, wie es bei der Schlussstufe des Anhalter Stils der Fall ist. Vielmehr dringt schon in einer Frühstufe der Aunetiger Kultur, die man die Voraunetiger Stufe nennt, die Nachkommenschaft des Oder-Schnurkeramischen Stammes nicht nur in Böhmen und Mähren siegreich durch, sondern erobert von hier aus auch Ostthüringen und die Südhälfte der Provinz Sachsen.

Große Ausdehnungskraft dagegen besitzt die Schnurkeramische Stammesgruppe Thüringens nach Westen hin. Noch während der Periode des Höhepunktes ihrer kulturellen Entwicklung, soweit sie durch Grabfunde wiedergegeben sind — denn merkwürdigerweise sind von dieser Kultur zwar eine gewaltige Menge Gräber, durchweg Hockergräber, zutage gekommen, fast niemals<sup>1</sup> aber bisher eine Siedlungsstätte, woraus man voreilig und gänzlich verkehrt auf ein nomadenhaftes Hirten- und Jägerleben dieses Stammes hat schließen wollen —, noch während der Hochstufe des Schnurkeramischen Stils, sage ich, sendet diese Stammesgruppe ihren Lenz aus nach Südwestdeutschland in das untere Maingebiet Hessen-Nassaus, Oberhessens, Hessen-Starkenburgs und Unterfrankens, in das anschließende Mittelrheingebiet Nordbadens und das Neckargebiet Württembergs (vgl. Karte Abb. 331).

Diese Ausbreitung kann der dreizehnte Indogermanenzug genannt werden. Er wählt denselben Weg, den lange vorher schon der Kössener Stamm gegangen war und den mehr als zwei Jahrtausende später, nämlich im letzten Jahrhundert v. Chr., die Elbgermanen einschlugen, den Weg, der heute durch die Eisenbahnlinie Halle—Frankfurt a. M. bezeichnet wird. Der Grund hierfür liegt eben in der unveränderten Beschaffenheit der Landesnatur, der Oberflächengestaltung dieser Gegend. Beispiele für sächsisch-thüringische Amphoren und Becher mit Schnurverzierung aus südwestdeutschen Gräbern bieten die Abb. 332—335. Ausläufer von echten Schnurbechern finden sich südwärts noch bis in die östliche Schweiz hinein, wo sie in Grabhügeln mit Leichenbrand erscheinen und als „Vinelzer“ Stil bezeichnet werden. Daß schwächere Ausläufer der nordwürttembergischen Schnurkeramiker im südlichen Württemberg

<sup>1</sup> Neuerdings hat man endlich zum ersten Male, und zwar im Altenburgischen Ostkreise, Siedlungen dieser Kultur festgestellt.



sich mit dem westlichsten Endzweig des „Jordansmühler“ Stammes verbinden, dem sie weniger neue Gefäßformen, als eine neue Verzierungs-technik vermitteln, woraus sich der sogenannte Nischbühler Stil entwickelt, haben wir schon früher gehört (S. 154). Mit dem Vorrücken des Schnurkeramischen Stammes nach Südwestdeutschland ist dieses Gebiet erst endgültig für die Indogermanen gewonnen.

Daß die gesamte thüringische Gruppe der Schnurkeramiker mit allen ihren Abzweigungen den Grundstamm sowohl der späteren Latiner, als des gälischen (irischen) Zweiges der Kelten gebildet hat, darüber werden wir in einem späteren Abschnitt bald Genaueres hören.

Hier muß der Bildung eines ebenfalls von den Elb-Saale-Schnurkeramikern abgelösten Stammes gedacht werden, die sich am westlichen Uferstrich des Mittelrheins, besonders in Rheinhessen und der Rheinpfalz, vollzieht. Der auf das linksrheinische Gebiet übergetretene Teil



Abb. 332.  
Bonames  
bei Frankfurt a. M.



Abb. 333.  
Großumstadt  
bei Darmstadt.



Abb. 334.  
Helmsheim  
bei Bruchsal,  
Baden.



Abb. 335.  
Wimpfen,  
am Neckar,  
Württemberg.

der südwestdeutschen Schnurkeramiker stößt dort mit einer zu gleicher Zeit anscheinend von Spanien her über Südfrankreich eingedrungenen, ausnahmslos kurzköpfigen Bevölkerung zusammen, die durch schöne, wenn auch eintönige Tonware, die sogenannten Glockenbecher, durch den Bogen als Waffe und den Besitz frühesten Metallgeräts in Gestalt kurzer, breiter Kupferdolche sich auszeichnet. Beide Stämme mischen sich wohl, bleiben indes in der Hauptsache gesondert. Doch zeigt sich innerhalb der Schnurkeramischen Bevölkerung ein Einfluß des breiten, niedrigen, mit breit-flachem Boden versehenen Glockenbeckers auf den schlanken, schmalbodigen Schnurbecher insofern, als die Bedeckung der ganzen Wandung des Glockenbeckers mit breiten waagrecht umlaufenden Bändern einheitlicher Verzierungsart, die man „Zonen“ nennt, an dem Schnurbecher nachgeahmt wird. Der Schnurbecher wird so zum „Zonenbecher“. Die Bevölkerung, deren Gräber durch den Zonenbecher gekennzeichnet werden, breitet sich von Rheinhessen über den linksrheinischen Teil Rheinpreußens bis nach niederländisch Geldern und Drente aus, um dann von hier als erste, wenn auch nicht mehr reine Indogermanen nach England

überzusetzen. Die Beimischung des Stammes der Glockenbecherleute zeigt sich in England auch anthropologisch, denn häufig treten hier Kurzköpfe neben den Langköpfen auf. Sehr bald werden diese „Indogermanen“ Englands von der an Zahl weit überlegenen einheimischen, nicht indogermanischen Unterbevölkerung aufgesogen. Trotzdem kann man diese Verbreitung der Zonenbecherbevölkerung den vierzehnten Indogermanenzug nennen.

Nach Osten geht die uneingeschränkte Herrschaft der Elb-Saale-Gruppe bis in die Gegend von Bautzen und Görlitz. Nur noch ganz vereinzelt begegnen wir den sächsischen Amphoren in Schlesien, aber auch noch in Ostgalizien und sogar noch weiter ostwärts in Podolien. Im großen ganzen aber bricht sich der Elb-Saale-Einfluß schon weit vor dem westlichen Ufergebiet der mittleren Oder, insonderheit der Breslauer Gegend, an der Herrschaft einer anderen, nur in wenigen Zügen mit ihr verwandten Kulturgruppe, der schon genannten Oder-schnurkeramischen Stilgruppe, die den zehnten Indogermanenzug darstellt.

#### Der zehnte Indogermanenzug: Die Oder-schnurkeramische Gruppe.

Die Hauptähnlichkeit der Odergruppe mit der Elb-Saale-Gruppe besteht in der gleichen Übernahme der jütländisch-schleswig-holsteinischen Becherform und des Schnurmusters. Der Becher wandert zunächst in ein Gebiet an der unteren Oder, zu dem der an der Oder gelegene Strich Vorpommerns und der Uckermark, sowie ganz Hinterpommern und der nördliche Teil der Neumark gehören. Doch hat er hier die schlanke Urform der jütländischen Untergräber nur noch seltener bewahrt, vielmehr überwiegend schon die niedere breite Form angenommen, wie sie den „mittleren“ Bechern aus den älteren Bodengräbern eigen ist. Oft trägt er auch einen Griffzapfen oder nach Art des ostdeutschen Trichterbeckers vier Schnurösen am Halse. Dementsprechend besteht auch das Verzierungsmuster des Halses nicht mehr so oft aus dicht gestellten waagerechten Schnurlinien oder waagerechtem Tannenzweigmuster, sondern weit öfter aus Gruppen von Waagerechten, zwischen denen ein Zickzackband umläuft, sei es in Schnur-, sei es schon in Schnitt-Technik ausgeführt. Neben den wechselnden Arten des Bechers findet sich als weitere Gefäßform des genannten Gebietes nur noch die Henkeltasse, deren Verzierung mit der des Bechers übereinstimmt.

Aber es gibt in Ostdeutschland noch ein zweites Gebiet Oder-schnurkeramischen Stils, das an der Weichselmündung beginnt, an diesem Strom aufwärts zieht und besonders an dessen Oberlauf in Westgalizien und an dem Nebenfluß San zahlreiche Grabfunde aufweist, endlich in dünnerer Sundortlinie über Ostgalizien, Wolhynien, Podolien bis an den Dnjepr in der Kiwer Gegend sich erstreckt.

Es handelt sich also im wesentlichen um dasselbe Gebiet und etwa denselben Ausbreitungsweg, den ungefähr gleichzeitig auch die Kultur- und Stammesgruppe des östlichen Kugelflaschenstils geht (S. 156). Für dieses ganze Gebiet ist neben anderen Formen (Abb. 336—339) der steilwandige mörserartige und noch mehr der ein wenig nach außen geschweifte blumentopfartige Schnurbecher (Abb. 340) bezeichnend, der in der Form völlig übereinstimmt mit den jütländischen Bechern aus den jüngeren Bodengräbern. Seine Verzierung besteht



Abb. 336—339. Flota, Gouv. Kielce, Polen.  
Amphore, Becher, Schale, Henkeltaffe.

in eingedrückten Schnurlinien oder eingeschnittenem Tannenzweigmuster, während die jütländischen Becher bereits zur Nachahmung der Schnur- und Schnittlinien in Zahnstempeltechnik übergegangen sind. Aus der Verschiedenheit dieser Techniken allein aber schließen zu wollen, daß der Blumentopfbecher in Westpreußen und Polen, wo er unvermittelt auftritt, älter wäre als in Jütland, wo er Vorstufen seiner Form hat und soviel stärker verbreitet ist, wäre verfehlt.

Diese Mörser- und Blumentopfbecher erscheinen nun auch in Nordposen und im westlichen Nieder- und Mittelschlesien sehr häufig (Abb. 340) und wandern von hier nach Böhmen und spärlich auch nach Mähren. Südposen und Schlesien sondern sich aber als ein eigenes drittes Gebiet der Oder-schnurkeramischen Gruppe

ab, insofern hier neben den schon von der unteren Oder her bekannten Senkeltassen und S-förmig geschweiften Bechern, die oft mit Griffzapfen versehen sind, und den eben behandelten blumentopfartigen Bechern eine Anzahl neuer Tongefäßformen auftritt. Diese sind zum Teil noch in Schnurtechnik, meist aber nur noch mit leicht eingezogenen Linien verziert. Genannt seien als solche Gefäßformen: Schüsseln, Näpfe, am Halse eingezogene und dort mit zwei oder vier Ösen versehene rohere Töpfe und besonders am Halse reicher verzierte, schlanke, schlauchförmige oder auch doppelkegelförmige Senkelkrüge (Abb. 341). Letztere erscheinen neben anderen Formen Oder-schnurkeramischer Tonware in jüngerer, unverzierter Gestalt auch in Nordböhmen, von wo sie in einigen Fällen noch ins Saale-Gebiet weitergewandert sind, mit dem wir ja Nordböhmen auch schon in etwas früheren Stufen der späten Steinzeit durch Hinüber- und



Abb. 340.  $\frac{1}{3}$ . Puschwitz,  
Kr. Neumark, Schlesien.



Abb. 341.  $\frac{1}{4}$ . Gnichwitz,  
Kr. Breslau.

Serüberwanderungen einzelner Stämme kulturell verbunden sahen. Wir haben schon vorher gehört, daß die Oder-schnurkeramische Bevölkerung hier überall die sächsisch-thüringische Bevölkerung verdrängt oder sich untertan gemacht hat.

Auffälligerweise wandert dieser hohe schlauchförmige Krug, obwohl er in Schlesien noch in der frühen Bronzezeit weiterlebt — wobei er nur seine Verzierung verliert —, nicht nach Galizien und Südrußland. Es spricht das von neuem für die schon oben geäußerte Ansicht, daß nicht nur Ost-, sondern auch Westgalizien seine schnurkeramische Bevölkerung überwiegend vom unteren Weichsellause her und nicht von Schlesien her erhalten hat. Kurz erwähnt sei noch die Merkwürdigkeit, daß die schnurverzierten Tongefäße im Kreise Stopnica des Gouvernements Kielce in Südpolen und in seiner Nachbarschaft statt der geraden oder Zickzacklinie die Schlangen- oder Wellenlinie auffallend bevorzugen (Abb. 337—339).

Nicht verwundern kann es, wenn, wie die Elb-Saale-Gruppe, so auch die Odergruppe des schnurkeramischen Stammes ihren besonderen Ableger der jütländischen Streitart herausbildet. Es ist das

die sehr gefällige Serpentinart (Abb. 342), die in der Gegend des Zobten-Gebirges in Menge hergestellt worden ist, daher „Zobtentypus“ genannt, und zwischen Zobten und Oder in besonders starker Zahl auftritt, aber auch in die Nachbarländer, besonders nach dem nördlichen Mähren ausgeführt worden ist. Ihre Oberseite und die schmale Nackenseite ist flach, der ganze übrige Körper aber, besonders an Schneide und Nacken, nach jütländischer Art abwärts gekrümmt. Diese Äрте, glänzend poliert und reich mit Gruppen paralleler Furchen verziert, sind oft wahre Prachtstücke. Sie überleben das Ende der Schnurkeramischen Periode, d. h. das Ende der Steinzeit überhaupt, und erscheinen unverändert noch in den Gräbern der frühesten Bronzezeit.

Nirgends auf dem ganzen Gebiete der frühesten Bronzezeitgräber, der Gräber des sogenannten Aunetiger Stammes (S. 33), die ja von Thüringen durch Nordachsen bis nach Schlesien und von Nordböhmen bis nach dem heute wieder niederösterreichisch gewordenen

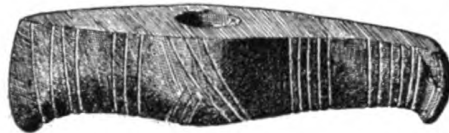


Abb. 342.  $\frac{1}{3}$ . Leimerwitz,  
Kr. Leobschütz, Oberschlesien.

Burgenlande sich erstrecken, läßt sich die enge Verbindung der Schnurkeramischen mit der frühesten bronzezeitlichen Kultur so allseitig und klar feststellen, wie in Schlesien. Die frühbronzezeitlichen Metallgeräte scheiden bei dieser Betrachtung naturgemäß aus. Aber von

manchen Gefäßformen, wie den schlauchartigen Henkelkrügen und den Blumentopfbechern, hörten wir schon, daß sie in dem Übergange zur frühen Bronzezeit, die man die Aunetiger Zeit nennt, in der Form unverändert fortleben. Nur daß jetzt die vertiefte Verzierung fast vollständig fortfällt. Die Voraunetiger Tonware, eine in Böhmen, Mähren und Ostthüringen erscheinende Art Vorstufe zur Aunetiger, und noch entschiedener die Aunetiger Tonware selbst will nur noch durch die schöne Form und die glänzend schwarze Farbe der Wandung wirken. Ebenso sahen wir schon, daß die Streitärte vom Zobtentypus in der frühesten Bronzezeit unverändert fortleben.

Ein Gleiches gilt von dem „gewöhnlichen“ Henkelkrug, von der Henkeltasse, den Schalen und Schüsseln, dem geschweiften Becher, insonderheit dem Zapfenbecher.

Auch in Nordböhmen können wir den geschlossenen Zusammenhang des Oder-schnurkeramischen Anteils der dortigen Schnurkeramischen Kultur mit der Voraunetiger und Aunetiger bronzezeitlichen Kultur klar erkennen, während wir ein Fortleben der in Nordböhmen ebenfalls stark vertretenen thüringisch-sächsischen Stammesgruppe der Schnurkeramischen Kultur in die Bronzezeit hinein vermissen. Die meisten Oder-schnurkeramischen Vorstufen der Voraunetiger Gefäßformen sind jedoch in Nordböhmen weniger früh und weniger reich vertreten, als in Schlesien. Dagegen entwickeln sich die

Voraunetiger und die Aunetiger Kultur selbst gerade in Nordböhmen reicher und zeigen eine ungemein dichte Bevölkerung, die stark genug war, auch über das Erzgebirge nach Thüringen-Sachsen erobernd vorzudringen. Denn die Aunetiger Kultur Thüringens und Sachsens unterscheidet sich wenig von derjenigen Nordböhmens, scheint aber, wie schon oben hervorgehoben wurde, kaum einen Zusammenhang mit einer der spätesten steinzeitlichen Kulturen des thüringisch-sächsischen Gebiets zu haben, weder mit der Schlussstufe des Anhalter Stils noch mit der des Elb-Saale-Schnurkeramischen Stils.

Daß aus der Oder-schnurkeramischen Bevölkerung sich sowohl die Ur-Ilyrier, wie der sabellisch-umbrische Zweig der Italiker und der ihm verwandte britannische Zweig der Kelten entwickelt haben, darüber wird alsbald noch ausführlicher zu reden sein.

#### Anthropologie der Schnurkeramiker.

Noch ein paar Worte über die anthropologischen Verhältnisse der Elb-saalischen wie der Oder-schnurkeramischen Bevölkerung.

Bei der gewaltigen Menge einschlägiger Körpergräber verfügen wir für die Elb-saalische Gruppe auch über eine ausreichende wissenschaftliche Untersuchung von Schädeln, die wiederum besonders Alfred Schliz verdankt wird. Für die Oder-schnurkeramische Gruppe gilt das dagegen nur in recht beschränktem Maße.

Bei der Elb-Saale-Gruppe finden sich in Thüringen wie in Böhmen zunächst eine Anzahl Schädel, die dem nordischen Megalithtypus noch ziemlich nahe stehen. Es entspricht dies den durch die materielle Kultur erwiesenen nordischen Zusammenhängen der herrschenden Bevölkerung, wenn auch diese Zusammenhänge erst durch jene schon früher im Saale-Gebiet angesiedelten und nicht mehr rein nordisch verbliebenen Stämme vermittelt werden, die nach unserer Darlegung bei dem Ursprung der Elb-Saale-Gruppe der Schnurkeramiker Pate gestanden haben: die Stämme des Walternienburger und des Nostwitzer Stils. Die große Mehrzahl der einschlägigen Schädel aus Thüringen und Böhmen und die Gesamtheit der einschlägigen Schädel aus Süddeutschland gehört dagegen dem uns schon bekannten mittel-deutschen Typus an. Sie besitzen, wie die Zeichnung des Buttstädter Schädels (Abb. 343) erkennen läßt, einen außerordentlich großen Längen-Index, der allerdings hauptsächlich durch die große Schmalheit der Schädel hervorgerufen wird, und zeigen im Grundriß (Aufsicht) eine lange Ellipse mit runder Stirn und rundem Hinterhaupt, beide verbunden durch entweder ganz flache oder nur schwach gebauchte Seiten: also die schon öfter genannte Kokonform. In der senkrechten Mittelebene (Seitenansicht) sieht man eine in gleichmäßigem Bogen ansteigende Stirn, leicht gebogene Scheittelebene, bogigen Abfall zum kleineren, engbogigen Hinterhaupt, so daß alle Teile in sanftem

Schwung ineinander übergehen. Die Schädel sind in der Höhe überwiegend flach, sonst mittelhoch. Die Gesichter sind durchweg hoch und schmal, doch die Nase nicht schmal, sondern mittelbreit bis breit. Wir erkennen in diesen langgesichtigen Langschädeln eine ziemlich starke Abweichung vom echt nordischen Megalithtyp. Nur ein ganz

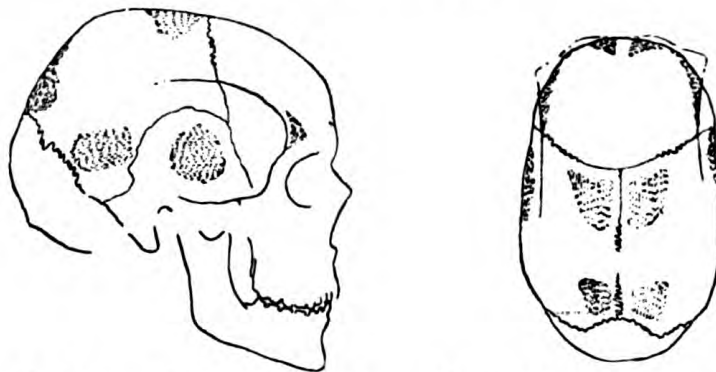


Abb. 343 a, b. Schnurkeramiker-Schädel aus Buttstädt, Kr. Apolda, Sachsen-Weimar. Längen-Breiten-Index 67,37; Längen-Höhen-Index 74,21; Gesichts-Index 96,12 (sehr lang) (nach Schliz).

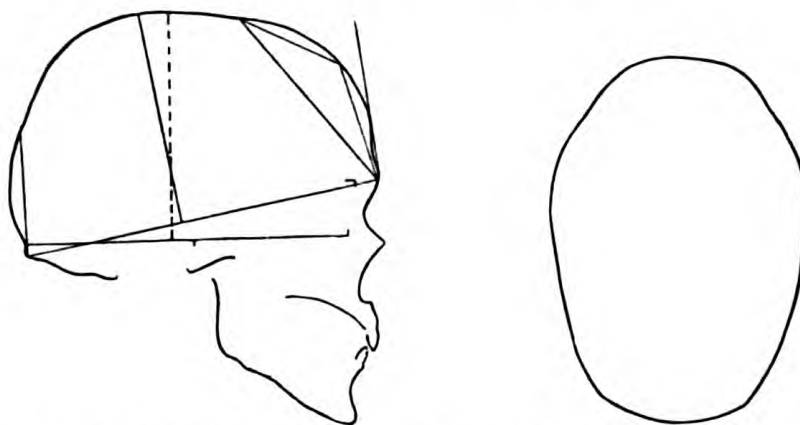


Abb. 344 a, b. Männlicher Schnurkeramiker-Schädel 615 a: 03 Nr. 14 aus Marschwitz, Kr. Ohlau, Schlesien.  
a) Durchschnitt in der Mittellänge; b) Grundriß.  
Längen-Breiten-Index 74,3; Längen-Höhen-Index 71; Gesichts-Index 90 (lang).  
Körperhöhe etwa 1,57 m (nach Schliz).

kleiner Teil der Schädel in Thüringen und Böhmen ist kurz und erweist damit für diesen Teil der Schnurkeramiker Mischung mit der am Ende der Steinzeit auch dort eingebrochenen kurzköpfigen, doch langgesichtigen Bevölkerung des Glockenbecherstils (oben S. 192f.).

Ähnlich wie bei den Elb-Saale-Schnurkeramikern liegen die anthropologischen Verhältnisse bei den Oder-Schnurkeramikern, nur daß wir hier auf eine recht schmale wissenschaftliche Grundlage an-

gewiesen sind, nämlich ausschließlich auf O. Keches Untersuchung dreier männlicher und eines weiblichen Schädels aus dem wichtigen Gräberfelde von Marschwitz in Mittelschlesien, das für diese Kulturgruppe so kennzeichnend ist und sie so erschöpfend darstellt, daß man sie geradezu als „Marschwitzer“ Stil bezeichnet hat. Bei zweien der männlichen, die Flachschädel sind, findet sich nach Schliz Kokonform, große Länge, sanfte Übergänge der Biegungsabschnitte in der Mittelebene, schmales Gesicht. Jedoch beim dritten, zwar weniger langen, indes auch lang- und schmalgesichtigen Schädel (Abb. 344) mit niederen Augenhöhlen und mittelbreiter Nase erscheint nach nordischer Art eine flache, breite Stirn mit scharfer seitlicher Umbiegung; indes sind die Seiten auch hier nur flach ausgebogen und das Hinterhaupt rund.

Zwei Schädel, genau wie der dritte aus Marschwitz gestaltet, kenne ich aus schnurkeramischen Gräbern des zehnten Indogermanenzuges von Kadzimin (Kreis Ostrog in Wolhynien), die zwar schon vor einem halben Jahrhundert in einer polnischen anthropologischen Zeitschrift veröffentlicht worden sind, doch der heutigen deutschen Wissenschaft unbekannt geblieben zu sein scheinen. Es ist das nicht so auffallend, da dasselbe Mißgeschick sogar einem der nämlichen Kultur angehörigen Schädel eines Grabes bei Morin (Kreis Hohensalza in Posen) begegnet ist, obwohl er zu derselben Zeit wie die Kadziminer Schädel in leicht zugänglicher deutscher Literatur besprochen und abgebildet worden ist. Auch dieser Schädel ist ungemein lang — sein Breiten-Index beträgt 66,5 —, hat schräge und breite, nach den Seiten eckig umbiegende Stirn, gar keine seitlichen Ausbauten, gerundetes Hinterhaupt, das aber in der Seitenansicht abgesetzt und stark vorspringend erscheint. Er gehört also zu der schildförmigen Art echt nordischer Schädel.

Es zeigt sich demnach am Ausgang der Steinzeit bei der aus Norddeutschland nach Mittel- und Süddeutschland vorgerückten nordischen Bevölkerung — wie wir schon bei Schilderung der Bevölkerung des mit dem mittleren oder vielleicht erst jüngeren Abschnitt des schnurkeramischen Stils gleichzeitigen Kugelflaschenstils sahen (S. 144 f.) — ein entschiedenes Emporkommen und sogar Siegen einer nicht mehr rein nordischen, sondern typisch mittel- und süddeutschen Art des langgesichtigen Langkopfes.

Diesem Verfall des streng nordischen Rassentypus wird dann aber zu Beginn der Bronzezeit wieder entgegengewirkt. Das lassen uns die ungemein zahlreichen Körpergräber vom Aunetiger Stil (S. 33 f.) deutlich erkennen. Es handelt sich dabei durchweg um Flachgräber mit Hockern, die meist auf der rechten Seite liegen. Gerettet und wissenschaftlich untersucht worden sind davon 36 Schädel, und zwar 24 aus Böhmen und Mähren, 6 aus Thüringen, 5 aus Schlesien und 1 aus dem westlichen Ungarn.



Wir erkennen in diesem Punkte das Ergebnis einer wenn auch schwächeren Beimischung der hochschädelligen Kurzkopfbewölkerung des Glockenbecherstils zu der schnurkeramischen Bevölkerung, die ja die Stammutter der Aunetiger Leute ist. Wenn Schlessien hier eine Ausnahme macht, da seine Aunetiger überwiegend den nordischen Flachschädel bewahrt haben, so stimmt das gut zu der archäologischen Tatsache, daß Gräber der Glockenbecherleute zwar in Thüringen-Sachsen, Böhmen und Mähren in reichlicher Menge, in Schlessien aber nur äußerst spärlich angetroffen worden sind.

Im Gegensatz zu der Megalithbevölkerung und den mit ihr nächst verwandten Stämmen, die vorwiegend niedrige Schädel, „Flach-

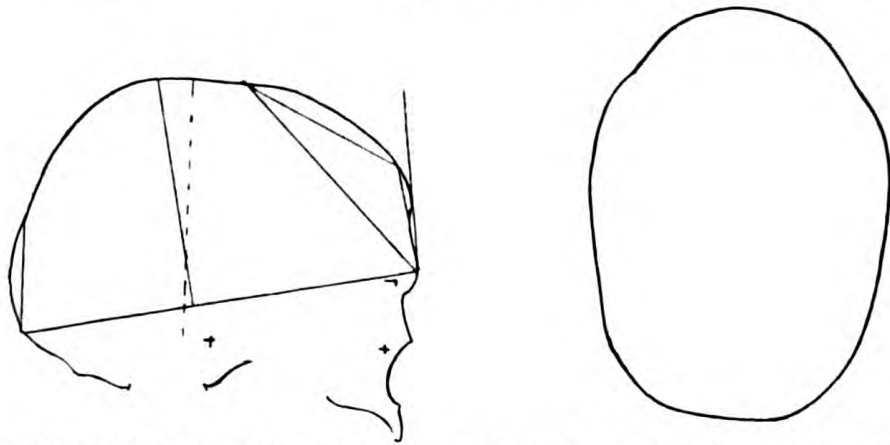


Abb. 345 a, b. Schädel aus einem böhmischen Grabe der Aunetiger Kultur. Seitenansicht und Aufsicht (nach Schliz).

schädel“, besitzen, zeigt sich bei den Aunetigern, ausgenommen die schlesischen, durchweg der Hochschädel oder wenigstens der Mittelhochschädel. Doch in der Grundrißform dieses stets langen Schädels mit seiner breiten, flachgewölbten Stirn, den flachgewölbten Seiten und dem schmalen, abgerundeten Hinterhaupt, stimmt die gesamte Aunetiger Bevölkerung überein.

Die Aufsicht des Aunetiger Schädels (Abb. 345 a) läßt eine breite Ellipse, die charakteristische „Schildform“, erkennen, während sie beim schnurkeramischen Schädel wegen der seitwärts gewölbten Stirn eine schmale Ellipse bildet.

In der Seitenansicht (Abb. 345 b) sieht man einen hohen Unterkiefer mit schmalen Kinn, niedrigen Oberkiefer mit vorspringendem Zahnbogen, vorspringende lange Nase mit eingezogener Wurzel, kräftige Überaugenbögen, geradansteigende Stirn, die in hohem Bogen zur kurzen Scheittelebene emporgewölbt ist, von der ein weiterer steilerer Bogen zur Vorwölbung des engen Hinterhaupts abwärts führt. Die Vorderansicht zeigt breite, hohe Stirn, hohe weite Augenhöhlen, die teils auswärts abfallen (Abb. 346 c), teils waagrecht liegen (dann

rechteckig), langes schmales Gesicht und lange schmale Nase, flache Wangen, niedrigen Oberkiefer und hohen schmalen Unterkiefer mit spitzem Kinn.

Der schlesische Schädel aus Rothschloß (Abb. 346) ist nicht flach, wie die Mehrzahl der schlesischen Aunetigschädel, sondern mittelhoch.

Damit sind wir bei der Darstellung der steinzeitlichen Stammesbildungen auf Grundlage der archäologischen wie anthropologischen Tatsachen bis zu dem Zeitpunkte vorgeedrungen, der für die Bildung der einzelnen indogermanischen Hauptvölker, soweit sie in Mittel-

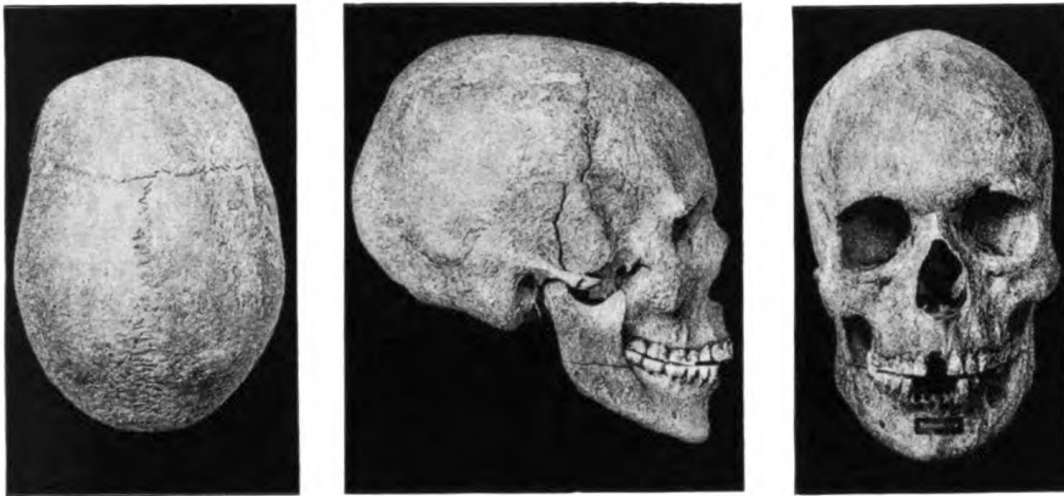


Abb. 346 a, b, c.

Aunetiger Schädel aus Rothschloß, Kr. Nimptsch, Schlesien (nach Schliz).  
Längen-Breiten-Index 70; Längen-Höhen-Index 74 (mittelhoch).

europa vor sich geht, der letzte, entscheidende ist, nämlich der Übergang von der Stein- in die Bronzezeit und die frühe Bronzezeit selbst.

Werfen wir daher noch einen Blick auf das Bild, das die Stammesverhältnisse der beginnenden Metallzeit im Spiegel der uns beschäftigenden Fragen bieten.

#### Ursprung der Italiker, Kelten, Illyrier.

Während wir die frühesten, noch spätsteinzeitlichen Ursprünge der Griechen südlich der Donau von den Ostalpen her bis in den Norden der Balkanhalbinsel aufspüren konnten, haben wir die Italiker und Kelten nördlich der Donau zu suchen. Italien, insonderheit Nord- und Mittelitalien, befindet sich während der jüngeren Steinzeit, der Zeit des sogenannten Vollneolithikums Mitteleuropas, auf einer äußerst rückständigen Kulturstufe im Vergleiche zu dem hochkultivierten, dichtbesiedelten Mitteleuropa und Südfandinavien, Ge-

bieten, mit denen Italien damals gar keine Verbindungen hatte. Mit einem Schlage anders wird das zu Beginn der Bronzezeit. Da erhebt sich Oberitalien zu einer hohen Kulturstufe, die bald auch Mittelitalien erreicht. Italien hält nun enge Fühlung einerseits im Westen mit der Schweiz und Süddeutschland, anderseits im Osten mit dem Ostalpengebiet und dem östlichen Mittel- und Norddeutschland nebst Skandinavien. Schon vor einem Vierteljahrhundert erschloß ich aus diesen archäologischen Tatsachen den ersten Übertritt einer indo-germanischen Bevölkerung, also der ersten Italiker, d. h. der Latiner, aus Mitteleuropa nach Italien zu Beginn der Bronzezeit.

Nun hat die Sprachforschung schon seit vielen Jahrzehnten den besonders engen Zusammenhang der Italiker mit den Kelten festgestellt. Aber auch mit dem Germanischen hat das Lateinische eine starke Verwandtschaft, ganz besonders im Wortschatz, während das Griechische mehr abseits von diesen drei Sprachen steht.

Die neueste Sprachforschung, vertreten durch den leider zu früh verstorbenen ausgezeichneten Kenner Alois Walde, hat die Abspaltung der Italiker und Kelten von den übrigen Zweigen der Indogermanen und den eigenartigen Zusammenschluß jedes dieser beiden Völker in zwar kühner, aber überaus scharfsinniger Weise zu ermitteln versucht.

Zwar beide Völker sind nahe verwandt, doch ist diese Verwandtschaft nicht in der einfachen, schablonenhaften Art und Weise aufzufassen, wie sie meistens die veraltete Stammbaumlehre sich vorstellte. Diese nahm an, daß eine italokeltische Urgemeinschaft sich zunächst in eine uraltische und eine urkeltische Gruppe geteilt habe und dann jede von beiden Gruppen wieder in zwei kreuzweise näher miteinander verwandte Untergruppen: uraltinisch und ursabellisch auf italischer Seite, urgälisch (irisch) und urbritannisch (gallisch) auf keltischer Seite, wobei uraltinisch näher mit urgälisch, dagegen ursabellisch näher mit urbritannisch verwandt gewesen sei.

Bei einer solchen Darstellung bleiben die höchst merkwürdigen Verwandtschaftsverhältnisse der genannten Untergruppen unerklärt und unerklärlich. Die Sachlage ist hier eben weitaus verwickelter. Und zwar sind nach Walde die Spaltungen und Zusammenschlüsse hierbei in folgender Weise zu denken: Durch Ablösung von den übrigen Indogermanen Mitteleuropas entstanden sogleich zwei Sprachgruppen. In der einen waren die späteren Gälern und Latiner noch ungetrennt als einheitliches Volk enthalten: das waren die Gälolatiner. In der anderen ebenso die späteren Britanner und Sabeller: das waren die Britanno-Sabeller.

Die Gälolatiner haben als gemeinsame sprachliche Neuerungen und Besonderheiten:

1. Innerhalb des Zeitworts ein neugeschaffenes vollständiges Deponenssystem, während Britanno-Sabeller auf dem alten

- Standpunkt der unpersönlich passiven Formen auf bloßes —r zurückbleiben;
2. bei Zeitwörtern auf —a, —e, —i ein neues b(bh)-Futur im Gegensatz zu anderweitigen Futur-Ausdrücken bei Britannern wie Sabellern;
  3. silbebildendes ŋ und m wird zu en, em entwickelt, während Britanner überall an, am, Sabeller wenigstens im Anlaut auch an, am daraus machen;
  4. indogermanisches qw wird überall bewahrt;
  5. in Fällen wie indogermanisch penqwe „fünf“ erfolgt Angleichung zu qwenqwe, während Sabeller die Weiterentwicklung zu p—p eintreten lassen: altkymrisch pimp, oskisch-umbrisch pompe.

Ebenso haben die Britanno-Sabeller ihre eben schon angedeuteten gemeinsamen sprachlichen Besonderheiten:

1. Festhalten an der unpersönlichen Passivform —r;
2. Gebrauch des Präsens statt des Futurs oder Eintritt anderer Behelfe dafür;
3. silbebildendes ŋ, m wird zu an, am entwickelt;
4. indogermanisch qw wird zu p verändert.

Von den Gälö-Latinern trennte sich eine Gruppe ab, wanderte fort und wurde in Italien zu den nachmaligen Latinern. Es blieben sonach in Mitteleuropa zurück die beiden Stämme: 1. Gälö, 2. Britanno-Sabeller. Zweifelhaft ist es, ob diese beiden Stämme für kürzere Zeit zu einer Einheit verschmolzen: Gälö-Britanno-Sabeller. Sicher aber ist, daß von der Gruppe der Britanno-Sabeller eine Abteilung sich löste, abwanderte und in Italien zu den nachmaligen Sabellern wurde. Ebenso, daß die beiden nördlich der Alpen noch zurückgebliebenen Teilgruppen, die Gälö und die Britanner, nun zu einem einheitlichen Volke zusammenwuchsen, in dem man die Urkelten zu sehen hat.

Gemeinsame sprachliche Neuerungen der Urkelten sind:

1. Verlust des indogermanischen p (nicht zu verwechseln mit dem jüngeren aus qw neu entstandenen britanno-sabellischen p), z. B. Erkunia (Hercynia) aus Perkunia (germanisch Fergunia) „Richtwaldgebirge“, womit die mitteleuropäischen Kelten das deutsche Mittelgebirge vom Schwarzwald an bis zu den Sudeten, besonders aber die das böhmische Kesselland umrahmenden Gebirgszüge, benannten;
2. silbebildendes ŋ, l wird zu ri, li (lateinisch wie sabellisch dagegen zu or, ol);
3. Media gw wird zu b; diesen Wandel nimmt übrigens auch das Sabellische vor, ist darin aber vielleicht ganz selbständig;
4. Veränderlichkeit des Wortanlauts je nach der ursprünglichen Beschaffenheit des Auslauts des vorhergehenden Wortes.

Der letzte stammesgeschichtliche Vorgang ist dann die Annäherung der Latiner und Sabeller in Italien zu einer allerdings nur recht losen gemeinitalischen Gruppe, die nur aus drei gemeinsamen sprachlichen Neuerungen erschlossen werden kann:

1. silbebildendes  $r$   $l$  wird zu  $or$ ,  $ol$ ;
2. die Ablativ-Endungen  $-ād$ ,  $-īd$ ,  $-ūd$  nach dem Vorbilde von  $-ōd$ ;
3. der Genitiv-Pluralis  $-asom$  ( $-arum$ ).

Wie lassen sich nun mit dieser aus sprachlichen Tatsachen erschlossenen Stammesgeschichte die Völkerverschiebungen vereinigen, die durch die Geschehnisse der archäologisch festgestellten Kulturgruppen von uns ermittelt worden sind? Wir sahen, daß gegen Ende der jüngeren Steinzeit die beiden schnurkeramischen Gruppen, die Elb-Saale-Gruppe und die Oder-schnurkeramische Gruppe, ganz Mittel- und Süddeutschland nebst den Sudetenländern und Teilen der Schweiz beherrschten. Wir wissen ferner, daß die ostdeutsch-österreichischen Länder während der gesamten Bronzezeit bis in ihren Anfang, d. h. bis in die frühbronzezeitliche Aunetizperiode hinauf von dem großen Volk der Illyrier besetzt gewesen sind. Ebenso wissen wir, daß das Aunetizvolk kulturell unmittelbar aus dem Oder-schnurkeramischen Volk, die beide in der Hauptsache dasselbe Landgebiet beherrschten, sich entwickelt hat. Es wäre aber sehr gut möglich, daß in der Urzelle der Illyrier auch noch die Urzelle eines anderen Volkes enthalten gewesen ist, das sich erst im Laufe der frühen Bronzezeit von dem gemeinsamen Ganzen abgetrennt und zu einem Sondervolk entwickelt hat. Ich meine die Britanno-Sabeller. Wir wissen ja von der illyrischen Sprache überaus wenig; wir kennen von ihr nichts als eine Anzahl Orts-, Stammes- und Personennamen. Es steht, glaube ich, von sprachlicher Seite nichts dem entgegen, daß wir jener von Walde aufgestellten Stammes-Gruppe der Britanno-Sabeller noch die Ur-Illyrier einverleiben. Darauf komme ich gleich zurück.

Die sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker kann man als die Gälolatinen ansehen. Dafür spräche auch die durch den Elb- und Saalelauf vermittelte nahe Verbindung der Latiner mit den ihnen sprachlich nahe stehenden Germanen, die am Ende der Steinzeit im norddeutschen Küstengebiet hauptsächlich zu beiden Seiten der Niederelbe ausgebreitet waren und ostwärts nicht einmal ganz bis an die untere Oder heranreichten. Ein großer Teil der Elb-Saale-Schnurkeramiker oder Gälolatinen wanderte nach Süddeutschland und der Schweiz ab. Eine Abteilung davon blieb dort wohnen: das waren die nachmaligen Gälten. Die andere Abteilung davon, die nachmaligen Latiner, wanderte weiter südwärts und kam in der frühesten Bronzezeit nach Italien, wo sie als die Pfahlbauern an den oberitalischen Seen erscheinen. Später rückten sie über den Apennin nach Mittelitalien und tauchen in geschichtlicher Zeit als die Bewohner Latiums auf.

In den Oder-Schnurkeramikern stecken nach meiner vorhin mitgeteilten Vermutung nicht nur die Ur-Illyrier, sondern auch die Britanno-Sabeller. Diese große Stammesgruppe der Illyro-Britanno-Sabeller unterwirft sich in der Voraunetiger und Aunetiger Periode das Gebiet der sächsisch-thüringischen Gälolatinen, die durch die vorangegangene starke Abwanderung nach Süddeutschland in Thüringen sehr geschwächt waren. Indes erlischt die Stammesart der thüringischen Gälolatinen unter der Oberschicht der Illyro-Britanno-Sabeller nicht völlig, sondern entwickelt sich durch Verschmelzung mit einem Teile der Illyro-Britanno-Sabeller zu dem Sondervolke der Britanner. Diese Britanner verbleiben teils in Thüringen, teils splintern sie in der Aunetizperiode nach dem oberen Süddeutschland ab, wo ihre Spuren deutlich erkennbar sind. In Süddeutschland gewinnen die Britanner Fühlung mit dem dort zurückgebliebenen Teile der Gälolatinen, und die Nachbarschaft von Britannern und Gälolatinen ermöglicht nun den Eintritt der urkeltischen Sprachperiode, deren wichtigstes Merkmal der Verlust des indogermanischen *p* bei allen Kelten ist. Die süddeutschen Gälolatinen hatten mittlerweile durch Aufnahme der in Süddeutschland verbliebenen Reste der westeuropäischen Pfahlbauern und besonders der Glockenbecherleute ihre Rassen- wie ihre Kulturbeschaffenheit wesentlich geändert.

Klar erscheinen diese Urkelten während der zweiten Periode der Bronzezeit in der eigenartigen Hügelgräber-Kultur Süddeutschlands, die sich von hier über das ganze Rheingebiet und westliche Mitteldeutschland, aber auch nach der Schweiz und dem mittleren Teile Ostfrankreichs erstreckt und in der Schwäbischen Alb ihren Siedlungskern besitzt. Während die Metallarbeiten dieser Kultur, unter denen die lange, am geschwollenen Halse durchlochte Gewandnadel mit Petschaftkopf, eine zierliche Dolchform mit Trapezoberteil, eine schlanke Randbeilart und das mittelständige Lappenbeil Hauptkennzeichen sind, in Form und Verzierung keinen besonders hoch entwickelten Erfindungsgeist und Geschmack verraten, zeugen ihre keramischen Schöpfungen, insonderheit die durch Kerbschnitt verzierten, die wohl von der hochstehenden Keramik der Glockenbecherbevölkerung abstammen, von hervorragendem Formensinn und ebenso reicher als geschmackvoller Verzierungskunst. Überaus stark tritt außerdem die Einfuhr jütländisch-schleswig-holsteinischen Bernsteins hervor, der zu üppigem Hals- und Brustschmuck verschwenderische Anwendung findet. Die anthropologischen Merkmale entsprechen vollkommen den durch die Mischung der westischen und nordischen Kulturen, d. h. Volksstämme, hier bedingten und zu erwartenden Verhältnissen. Nach den Untersuchungen von A. Schliz finden sich hier neben ausgesprochen nordischen Megalithschädeln mindestens ebenso häufig Schädel von ausgesprochen westischem Kurzkopftypus, wie ihn die Glockenbecherbevölkerung an sich hat. Und diese Mischung zweier so verschiedener

Rassen ist seitdem ein dauerndes anthropologisches Kennzeichen der Kelten geblieben, das wir in ähnlicher Weise bei den Grabskeletten jener kriegerischen Volksteile dieses Stammes wiederfinden, die seit dem fünften Jahrhundert als siegreiche Eroberer ganz Europa durchstürmen.

Es ist nicht Aufgabe dieses Buches, die weitere Gestaltung des Keltenvolkes und Wechsel und Ausbreitung seiner Wohnsitzge zu verfolgen. Es sei nur bemerkt, daß während der Hallstattzeit Ostfrankreich in erweiterter Masse von den Kelten gewonnen wird, und daß mit Beginn der Latène-Zeit, d. h. mit dem 5. Jahrhundert v. Chr., einerseits das gesamte Mittel- und Oberrheingebiet, andererseits das Marnegebiet zu Mittelpunkten ihrer Herrschaft und Kulturblüte werden. Die bisher noch nirgends erkannte Hauptschwierigkeit einer befriedigenden archäologischen Lösung der Frage der Keltenausbreitung liegt meines Erachtens darin, daß wir die von urkeltischer Zeit an vorhandene Zweiteilung dieses Volks, das Bestehen jener beiden Sprachstämme, die zu Beginn der geschichtlichen Zeit noch so klar sich scheiden — Gälern (Iren) in Irland und Schottland, Britannen in Gallien (Frankreich) und England —, archäologisch nicht zu bestätigen oder wenigstens nicht, vielleicht noch nicht zu erkennen vermögen. Es mag dies an der heute noch ungenügenden Sammlung und daher auch Kenntnis des archäologischen Stoffes der keltischen Landschaften liegen, vielleicht auch nur daran, daß diese Art Fragen an die Archäologie, die ich für das Germanengebiet mit seinem wunderbar reichen Fundstoff seit manchen Jahrzehnten bearbeitet und in den Hauptzügen zu befriedigender Lösung gebracht habe, für Süd- und Westdeutschland, die Schweiz und Frankreich von den dort zuständigen Forschern als hervorragende Zielpunkte unserer Wissenschaft noch kaum erkannt worden sind und darum noch für längere Zeit nicht zur Spruchreife gelangen werden.

Ich habe längst nachgewiesen, daß der Unterschied zwischen West- und Ostgermanen, den wir in sprachlicher Hinsicht erst aus der Zeit der Völkerwanderung feststellen können und als einen nicht übermäßig tiefgehenden erkennen, auf dem Gebiete der archäologisch zu erfassenden materiellen, wie z. T. auch der geistigen Besonderheiten beider Stämme aufs schärfste sich kund tut, und zwar schon ein Jahrtausend vor der Völkerwanderung. Es hängt dies mit einer Tatsache zusammen, die ich schon seit Jahrzehnten vertreten habe, nämlich der Tatsache, daß sprachliches Auseinandergehen einer einheitlichen Bevölkerung erst geraume Zeit nach dem Aufhören der räumlichen Einheitlichkeit sich zu vollziehen pflegt. Dürfte man da nicht meinen, daß auch bei den beiden großen Gruppen der Kelten die archäologische Forschung, richtig betrieben, diese Zweiteilung, die ununterbrochen durch die ganze vorgeschichtliche Zeit geherrscht haben muß, ermitteln und durch die beiden Jahrtausende vorgeschichtlicher Zeit verfolgen

Könnte? Ich wenigstens lebe der sicheren Zuversicht, daß die Denkmälerkunde auch hier einmal die Ergebnisse der Sprachforschung aus ihrer Verschwommenheit herausführen und zu zeitlich und landschaftlich schärfer umrissenen Anschauungen durcharbeiten werde.

Indes wir haben die Oder-schnurkeramische Gruppe noch nicht ganz erledigt. Nach Abtrennung der Britanner aus der illyro-britannosabellischen Gemeinschaft blieb im mittleren Ostdeutschland und im ehemaligen Österreich noch die Gruppe der Illyro-Sabeller übrig. Von dieser Gruppe hat sich eine Abteilung während der mittleren Bronzezeit, genauer gesagt: während der Perioden II—III der Bronzezeit, also von etwa 1600 bis 1300 v. Chr., abgespalten und ist über die Ostalpen nach Oberitalien abgewandert: das sind die nachmaligen Sabeller. Sie werden hier die Nachfolger der südwärts über den Apennin abgerückten Latiner. Schon in den Terramaren im Gebiete südlich des Po zeigen sich die stärksten Übereinstimmungen mit dem westungarischen Kulturgebiete, ganz besonders innerhalb der Tonware. In der sogenannten Villanova-Kultur, um 1000 v. Chr., kommt der sabellisch-umbrische Stamm zu besonders klarer Erscheinung. Auf seine weiteren Schicksale und seine starke Südausbreitung an der Ostküste Italiens brauchen wir hier nicht mehr einzugehen.

Hervorgehoben sei nur noch, daß bei den beiden italischen Stämmen, Latiner und Sabellern, im Gegensatz zu den beiden keltischen Stämmen, ihre dauernde landschaftliche Scheidung von der Urzeit an bis zum ersten frühgeschichtlichen Auftreten klar erkennbar ist. Erst spät, auf mittelitalischem Boden, tritt eine solche räumliche Annäherung beider Stämme ein, daß hierdurch die wenigen, beiden Stämmen gemeinsamen sprachlichen Neuerungen sich hinreichend erklären. Einen einheitlich als Ganzes bestehenden Volksstamm der Italiker, in dem Latiner und Sabeller noch ganz ungeschieden als geschlossenes Volk verbunden gewesen wären, hat es ebensowenig gegeben, wie einen späteren engeren Zusammenschluß beider getrennter Stämme. Es kam schließlich nur zu einer militärisch-politischen Unterjochung der Sabeller durch die römisch-latinische Übermacht.

Es erübrigt noch einiges über den Ursprung der Illyrer hinzuzufügen.

Nach Ausscheidung der Britanner ist der illyrisch-sabellische Stamm während der frühesten Bronzezeit, der Aunetiger Periode, archäologisch nachweisbar von der Odermündung durch Sinterpommern und das südöstlich anschließende Ostdeutschland, die Tschechoslowakei, Niederösterreich und das übrige südöstliche österreichische Gebiet bis nach Südflawien (Bosnien) hinein. Von hier aus überschwemmt eine Abteilung der Illyrier-Sabeller zu Beginn der Bronzezeit Griechenland und wird dort zu einem Teile des Illyriervolks. Den Hauptteil dieses Volks bildet aber der gesamte nordwärts davon zurückgebliebene



illyrisch-sabellische Stamm, nachdem zu Beginn der mittleren Bronzezeit diejenige Gruppe aus ihm sich abgelöst hatte, die in Italien zu den Sabellern wurde. Von den Illyriern greift später ein kleinerer Teil auch noch über die Ostalpen hinüber nach dem östlichen Oberitalien und bildet in der heutigen Provinz Venetien, in Tirol und weit in die Ostalpen hinein den Stamm der Veneter.

Hier erhebt sich nun von seiten der Sprachforschung her ein zunächst stutzig machendes Bedenken. Die genannten westillyrischen Veneter gehören ebenso wie alle anderen bisher behandelten indogermanischen Völker, Griechen, Latiner und Sabeller, Gälern und Britanner, und auch die Germanen, zu den Stämmen der sogenannten Kentum-Sprachen, während der östliche Hauptstamm der alten Illyrier und die heutigen Albanesen, ebenso wie die alten Thrakophryger und die heutigen Armenier, die Slawoletten, die Iranier (Perser) und Inder zu den Stämmen der Satem-Sprachen gehören. Um die Bezeichnungen Kentum- und Satem-Sprachen kurz zu erklären, sei bemerkt, daß die indogermanische Ursprache drei Gutturalreihen befaßt: 1. eine helle (palatale) =  $g^1$ ,  $k^1$ ; 2. eine dunkle (velare) =  $g^2$ ,  $k^2$ ; 3. eine dunkle mit Lippenlaut (labiovelare) = gw, kw. Nirgends jedoch hat sich diese Dreiheit der K-Laute erhalten, sondern überall ist sie zu einer Zweiheit geworden. Teils fiel nämlich die dunkle Reihe (2) aus oder ging vielmehr in der hellen Reihe (1) auf: so bei den Kentum-Sprachen; teils wurde die dunkle Reihe mit Lippenlaut (3) von der einfach dunklen Reihe (2) aufgesogen, indem der Lippenlaut verloren ging: so bei den Satem-Sprachen. Außerdem geht bei den Satem-Sprachen die helle Reihe (1) in Zischlaute über: so lautete das indogermanische Wort  $kmtóm$  „hundert“ in den Kentum-Sprachen mit k an, z. B. lateinisch kentum; dagegen in den Satem-Sprachen mit s, z. B. awestisch (altiranisch) satem.

Nun nahm man an, daß diese Spaltung aller indogermanischen Sprachen in zwei Lager uralte sein müsse, weil sie noch älter zu sein schien, als die in allen indogermanischen Sprachen erfolgte Ausbildung des Ablauts (Binde, Band, Bund). Und so schloß P. v. Bradke hieraus auf eine uralte, ziemlich scharfe, auch räumliche Scheidung der Kentum-Stämme als Westindogermanen von den Satem-Stämmen als Ostindogermanen. Gestützt auf diese Deutung der sprachlichen Erscheinungen habe ich dann vor zwei Jahrzehnten in den sprachlichen Kentum-Stämmen die archäologisch zu erkennenden nord- und mitteleuropäischen Nordindogermanen, in den sprachlichen Satem-Stämmen die archäologisch zu erkennenden Donauvölker wiederzufinden geglaubt. Es ist das eine Anschauung, die ich jetzt geneigt bin, wieder aufzugeben zugunsten meiner älteren Anschauung, wonach die Stämme der Donaukultur ursprünglich keine Indogermanen sind.

Wie soll man es nun erklären, daß ein und dasselbe Volk, hier also die Illyrier, teilweise der Kentum-Gruppe, teilweise der Satem-

Gruppe sich angeschlossen hat? Man hat da gesagt, es handle sich bei den beiden Illyrierstämmen um zwei von jeher geschiedene Abzweigungen aus dem indogermanischen Urvolke. Diese Meinung ist aber wenig einleuchtend angesichts der nahen sprachlichen Verwandtschaft zwischen West- und Ostillyriern.

Nun sind aber inmitten der Satem-Gruppe Völker entdeckt worden, die eine Kentum-Sprache reden. So die längst bekannten Tocharer in Turkestan, dem alten Baktrien; neuerdings angeblich auch die Sattiter in Kleinasien, obwohl sich in dem letzten Falle die Meinungen der Sachleute noch schroff gegenüberstehen. Denn sowohl die Lesungen wie die Erklärungen der hattitischen Wörter durch den schnell fertigen tschechischen Assyriologen Hrozny sind von dem Indogermanisten Ferd. Sommer als in hohem Maße voreilig und unzuverlässig erwiesen worden. Und dann, wie soll man eine Sprache als indogermanisch anerkennen, von der im besten Falle Flexionsendungen als vergleichbar mit wirklich indogermanischen hingestellt werden, während der Wortschatz allgemein als gänzlich unindogermanisch anerkannt wird, von der Kultur, insonderheit der Religion, und der Rasse gar nicht zu reden?

Wie es sich auch mit den Sattitern verhalte, durch die Aufdeckung von Kentum-Sprachen weit im Osten scheint mir die von v. Bradke angenommene hohe stammesgeschichtliche Bedeutung der Ursplaltung der Indogermanen noch nicht ins Wanken zu geraten. Warum sollte nicht dieser oder jener Kentum-Stamm sich aus Nord- oder Mitteleuropa mitten durch Satem-Stämme den Weg nach dem Morgenlande gebahnt haben? So etwas würde nichts gegen das hohe Alter der Zweiteilung der Indogermanen aussagen.

Ganz anderes Gewicht messe ich aber folgenden Tatsachen bei. Wir finden nämlich in den Satem-Sprachen noch Spuren der Erhaltung der alten indogermanischen hellen Gutturale (Palatale), die also noch nicht zu Zischlauten geworden sind: ein Beweis, daß diese Spaltung nicht in die Zeit des noch ungeteilten kleinen indogermanischen Urvolks zurückreichen kann.

Ferner hat es sich erwiesen, daß in der thrakisch-phrygischen Sprach- und Stammesgruppe das Altthrakische wie das heutige Armenische Satem-Sprachen sind, das Altphrygische dagegen eine Kentum-Sprache. Und zwar eine Kentum-Sprache, die ihrem ganzen Charakter nach in der Mitte steht zwischen der Kentum-Sprache der Tocharer und der Satem-Sprache der Armenier und Altthraker. Wir haben hier also denselben Zerfall einer ursprünglich einheitlichen Sprachgruppe in zwei Sprachen, von denen die eine eine Kentum-Sprache, die andere eine Satem-Sprache geworden ist, wie bei den Illyriern. Damit ist die Ansicht von der Bedeutung und dem hohen Alter der Spaltung in Kentum- und Satem-Sprachen allerdings aufs schwerste erschüttert.

Über die Gründe des Zerfalls eines Sprachstammes in eine Kentum- und eine Satem-Abteilung ist es schwer, etwas Einleuchtendes auszusagen, wenigstens bei der thrakisch-phrygischen Gruppe. Bei der illyrischen Gruppe dagegen liegt die Vermutung nahe, daß die weite Südostausbreitung der Illyrier und ihre dadurch erfolgte starke Mischung mit thrakischen Stämmen sie in die sprachliche Entwicklung der ostindogermanischen Gruppe hineingezogen hat, während der westillyrische Stamm der Veneter von dieser Beeinflussung frei blieb. Wir brauchen also aus der sprachlichen Spaltung der Gesamtillyrier für die archäologische Beantwortung des Ursprungs dieses zu Anfang einheitlichen Stammes keine Bedenken herzuleiten.

Wir haben nunmehr die steinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Verhältnisse Mitteleuropas nach den Gesichtspunkten darzustellen gesucht, wie sie für die Herausbildung der indogermanischen Einzelmölkler aus der Keimzelle des kleinen nordischen indogermanischen Urvolkes von Bedeutung sind. Es ist klar, daß in diesen überaus schwierigen und verwickelten Fragen heute noch entfernt nicht daran gedacht werden kann, ein letztes Wort sprechen zu wollen. Ja, es ist keineswegs sicher, ob diese Fragen überhaupt jemals zu einer voll befriedigenden Lösung geführt werden können. Die hier vorgelegte Lösung betrachte ich nur als einen ersten Versuch.

### Ursprung der Germanen.

Wir kehren jetzt zu dem in der indogermanischen Urheimat am Südwestwinkel der Ostsee geseffenen indogermanischen Kernvolk zurück, um für unsere Hauptfrage, den Ursprung der Germanen, eine befriedigende Antwort zu suchen und, wie ich hoffe, auch zu finden.

Wie wir schon wissen, saß das indogermanische Urvolk an der Ostsee nicht vollkommen abgesondert, sondern hatte einerseits in Mittel- und Westjütland nebst Schleswig-Holstein, andererseits in Ostschweden einen Fremdstamm zum Nachbarn, der aus den in jenen Gebieten sitzengebliebenen Teilen der Dobbertiner Urfinnen hervorgegangen war. Dieser nicht indogermanische Nachbarstamm erlitt während der Frühstufe der indogermanischen Megalithkultur, der Dolmenperiode, von seiten der Indogermanen stärksten Kultureinfluß, womit wohl auch eine indogermanische Volksbeimischung verbunden war, und wurde so zu dem Mischstamm der Sinno-Indogermanen (vgl. die Karte Abb. 280). In der anschließenden Ganggrabperiode gelangten die Sinno-Indogermanen wiederum zu einer selbständigen Kultur, die auf der jütischen Halbinsel zwar reicher sich entwickelte und auch eine etwas andere Färbung erhielt, als in Ostschweden, gegenüber der weit abstehenden, überlegenen indogermanischen Megalithkultur aber im großen ganzen in beiden getrennten Gebieten nahe miteinander verwandte Züge gewann (vgl. S. 166ff.).

Wir haben eingehend betrachtet die gewaltigen und anhaltend sich erneuernden Ausbreitungswellen nordischer Bevölkerungsmengen, mehr als ein Duzend, die vom Ende der Dolmenzeit bis zum letzten Ausklang der Steinzeit und bis in den Übergang zur Bronzezeit hinein über ganz Mitteleuropa sich ergossen, aus Dänemark nach Norddeutschland, von hier nach Mitteldeutschland, endlich nach Süddeutschland nebst der Schweiz und nach den Sudetenländern nebst den Ostalpen vorstießen, teilweise sogar nach West- und Südrussland, nach der Balkanhalbinsel und Griechenland, nach Oberitalien, Ostfrankreich und Südengland übergriffen. Fast alle die Abwanderungen von Volksteilen entstammen letzten Endes dem zwar dichtbevölkerten, aber doch wenig umfangreichen Gebiete des reinen indogermanischen Urvolkes.

Dagegen sehen wir die Finno-Indogermanen, deren jütländischer Zweig dem norddeutschen Küstengebiet doch ebenso nahe wohnt, wie die Ur-Indogermanen, an der weit überwiegenden Mehrzahl jener Abwanderungen völlig unbeteiligt. Sie müssen eben sehr viel weniger unternehmend, wanderlustig, kriegerisch veranlagt gewesen sein, als die Ur-Indogermanen. Nur bei der Schöpfung der beiden Schnurkeramischen Kulturen und Stämme erkannten wir eine starke, wenn auch nicht ausschließliche Beteiligung des finno-indogermanischen Stammes, der eine etwas geringere Mitwirkung von indogermanischer Seite her sich zugesellte.

Nur eine einzige größere Auswanderung der Finno-Indogermanen ist noch festzustellen, bei der sie indes keine neue Mischung mit rein indogermanischen Volksbestandteilen eingehen. Es ist das zugleich ihre früheste Ausbreitung, zur Zeit der jütländischen Untergräber und der älteren Bodengräber, gegen Ende der älteren und zu Beginn der mittleren Ganggrabzeit der Indogermanen. Sie führt die Finno-Indogermanen von Holstein über die Niederelbe nach Nordwestdeutschland und dem Grenzstrich des nordöstlichen Holland (Drente). Auf diesem Gebiete erscheinen nämlich nach Abwanderung der Megalithbevölkerung ins Mittel- und Saalegebiet (S. 122) die frühen Formen jütländischer Streitärte zahlreichst. Als solche kennen wir die Äрте mit noch konkaver Oberseite und die ältesten Stufen mit ebener oder schon konvexer Oberseite, wie sie Abb. 295—297 veranschaulichen. Sie finden sich hier bis zu einer Südlinie, die von holländisch Coevorden (Drente) über Lingen a. d. Ems, Osnabrück und Hildesheim nach Braunschweig und dann nordostwärts nach Sitzacker a. d. Elbe läuft. Dazu gesellen sich noch einige Fundstellen in Westmecklenburg und auf Rügen.

Desgleichen trifft man die Becherformen der jütländischen Untergräber und älteren Bodengräber, wie sie durch Abb. 283—286 dargestellt werden, zuweilen im Verein mit jütländischen Streitärten, sehr häufig in Hügelgräbern des linkselbischen Norddeutschlands, insonder-

heit in den nordosthannoverschen Kreisen Lüneburg, Uzen, Winsen a. d. Luhe, Zeven, Soltau, weiter zu Verden a. d. Aller und zu Nienburg a. d. Weser, aber auch noch zwischen Weser und Ems, so zu Lingen a. d. Ems. Ja, diese Becherart reicht noch weit nach Westfalen hinein, wie Funde von Sabinghorst (Dortmund), Dorsten und Siegen beweisen, und sogar nach Nordholland (Gelderland). Hier mischt sich schon die Spätart der Becher hinein, deren Körper entweder ganz oder nahezu bis zum Boden mit dichtgestellten horizontalen Schnur- oder Punktlinien bedeckt ist, jene Art, die dann am Rhein, besonders linksrheinisch von Köln aufwärts bis Speyer und wiederum im rechtsrheinischen Holland recht stark auftritt und ein Seitenstück der dort so verbreiteten Zonenbecher wird.

Damit haben wir alles erschöpft, was über die Wanderwellen der Sinno-Indogermanen zu ermitteln ist.

Angeichts der so ungleichen Verteilung der Rollen der Sinno-Indogermanen und der reinen Indogermanen bei der Schöpfung der mitteleuropäischen Einzelstämme, die fast durchweg rein indogermanischer Herkunft sind, kann es nicht wundernehmen, wenn gerade die reinen Indogermanen des Urheimatgebiets durch diese Vorgänge eine solche Schwächung ihrer Volkszahl erlitten, daß diese in gewissen Landschaften nahezu einem Aussterben gleichkam. Insonderheit gilt dies von Jütland und Schleswig-Holstein.

Daß die Abwanderung der Indogermanen aus Jütland schon sehr früh begann, mag eine genauere Betrachtung der Siedlungsverhältnisse der Halbinsel vor Augen führen.

Die Indogermanen waren dort während der frühen Megalithstufe, der Dolmenperiode, recht stark vertreten an der Ost- und Nordküste, die Sinno-Indogermanen schwächer in der Mitte und an der Südwestküste. In der Zeit der älteren Ganggräber haben sich die Indogermanen in dem genannten Gebiet noch ziemlich behauptet, obwohl die Ganggräber an Zahl hinter den Dolmen stark zurückstehen. Sie weisen auch trotz ihrer Eigenschaft als länger benutzte Sippengräber verhältnismäßig wenig Skelette auf und ebenso sind die Beigaben der Toten hier ziemlich dürftig. Dagegen bergen die Ganggräber der dänischen Inseln, namentlich Seelands, eine Überfülle von Skeletten und großen Reichtum an Beigaben; sie wurden eben von Beginn der Ganggrabzeit an bis ans Ende der Steinzeit dauernd zu immer neuen Bestattungen benutzt. Die Reste der älteren Bestattungen wurden dabei rücksichtslos zusammengefeigt, um den jüngeren Platz zu machen, und stellen so ein wirres Durcheinander von auseinandergerissenen Skelettknochen und Beigaben dar. Nur die jüngsten, zu oberst befindlichen Bestattungen bilden eine unverkehrte, zeitlich zusammengehörige Schicht, deren geschlossener Inhalt klar erkennbar und also archäologisch wie anthropologisch gut bestimmbar ist.

In Jütland dagegen finden sich fast nur die ältesten Formen der Ganggräber, deren vom Erdhügel bedeckte Steinkammern runde oder ovale Gestalt haben, nicht aber die jüngeren mit rechteckigen Steinkammern, die wieder in Inselänemark so stark vertreten sind. Die jütländischen Ganggräber sind also nur in der älteren und mittleren Ganggrabzeit mit Toten belegt worden, deren Beigaben dem rein indogermanischen Kulturkreise angehören. Die Leichen sind hier, soweit Beobachtungen möglich waren, gestreckt und in Rückenlage bestattet worden, nicht als seitwärts liegende Socker, wie es bei den finno-indogermanischen Einzelgräbern die Regel ist. Auf die Unterschicht dieser indogermanischen Bestattungen folgt nach oben hin zunächst eine leere, grablose Schicht von verschiedener Stärke, ein Anzeichen, daß die jütländischen Ganggräber lange Zeit hindurch unbenutzt geblieben sind, was wiederum auf lange und weitgehende Abwanderung der alten Bevölkerung schließen läßt. Wo in Jütland ein Gebiet indogermanischer Ganggräber einem Gebiete finno-indogermanischer Einzelgräber näher benachbart ist, zeigt sich in den Ganggräbern über der erwähnten grablosen Schicht eine oberste Begräbnisschicht von rein finno-indogermanischem Kulturinhalt, der jedoch ausschließlich dem jüngsten Abschnitt dieser Kultur angehört. Es erscheinen hier also nur geradwandige jütländische Becher (Abb. 288) und jüngste jütländische Streitärte aus der Zeit der Obergräber (Abb. 299, 300). Darüber befinden sich dann oft noch Zeugen von Bestattungen aus dem allerjüngsten steinzeitlichen Abschnitt, also aus der Zeit der Oberstgräber, wie Feuersteindolche (Abb. 347—350) und Feuersteinpfeilspitzen mit Widerhaken (Abb. 351).

Daselbe Bild bieten die beiden kleinen Inseln Lolland und Falster.

Die jüngsten Steingräber, die Steinkisten, besitzen in Ostjütland zum Teil noch eine breitere und höhere Form, die eine Art Übergang von den Ganggräbern zu den geschlossenen Steinkisten bildet.

Solche größeren Steinkisten fehlen auf Seeland; dort erscheinen nur kleinere Steinkisten, die aber ebenso auch auf Jütland vorkommen. Auch die Steinkisten Ostjütlands nehmen schließlich infolge des immer stärker eindringenden finno-indogermanischen Einflusses Eigenheiten des Einzelerdgrabes an. Während sie anfangs noch nach Art der Ganggräber eine größere Anzahl Bestattungen bergen, wenn auch entsprechend ihren weit kleineren Massen lange nicht solche Mengen, wie die großen Ganggräber, so nimmt schließlich die Zahl der Bestattungen ab, so daß öfters nur zwei Skelette in ihnen angetroffen werden oder gar nur eines, wie in den Einzelerdgräbern. Ferner finden sich auch hier wie in der obersten Schicht der Ganggräber noch steilwandige jütländische Tonbecher, nun aber nur noch unverziert, und Feuersteindolche ältester, noch griffloser Form, über die wir alsbald Näheres hören werden. In den kleinen seeländischen Steinkisten dagegen kommen nur Feuersteindolche jüngerer Art vor, nämlich Griffdolche.

Wir sehen also in den indogermanischen Ganggräbern Ostjütlands aus der Zeit der finno-indogermanischen Ober- und Oberstgräber, sowie in den ganz spät fallenden indogermanischen Steinkisten aus der Zeit der finno-indogermanischen Oberstgräber sprechende Kennzeichen dafür, daß das bisher rein indogermanische Ostjütland und die Inseln Lolland und Falster von Finno-Indogermanen überflutet und durchdrungen wurden. Ja, eine geringere Anzahl richtiger finno-indogermanischer spätester Einzelerdgräber, die auf Seeland aufgedeckt worden ist, beweist sogar ein wenn auch schwächeres Eindringen der Finno-Germanen in eines der Kernländer der reinen Indogermanen. Ostjütland, Lolland und Falster waren in der Zeit der Oberstgräber offenbar nur noch dünn mit reinen Indogermanen besiedelt. Daß diese hier aber keineswegs ganz ausgestorben waren, zeigt schon die nicht geringe Anzahl von Steinkisten in Ostjütland, die als jüngste Abart megalithischer Bauweise zweifellos nur von reinen Indogermanen erbaut worden sein können. Vielleicht deutet auch das Aufkommen des grifflosen Urtyps der Feuersteindolche in Jütland auf die in der Feuersteintechnik überlegene Übung und Formbegabung der Indogermanen hin, wofür auch die rasche Weiterentwicklung des Urtyps zu den jüngeren, immer feiner werdenden Arten des Griffdolchs im gesamten Gebiete der Indogermanen (allerdings auch der Finno-Indogermanen) sprechen könnte. Diese Frage ist jedoch noch nicht spruchreif und könnte nur von der dänischen Wissenschaft auf Grund genauester Durchforschung des Gesamtstoffes der jütländischen Feuersteindolche und der Verteilung ihrer einzelnen Unterarten auf West- und Mitteljütland einerseits, auf Ostjütland andererseits, einer Lösung nähergebracht werden.

Ähnlich wie in Jütland liegen die Verhältnisse in Südschweden. Auch dort wohnten ja, wie wir schon gehört haben (S. 210), neben den Indogermanen mit ihrer Megalithkultur die Finno-Indogermanen mit ihrer ärmeren „Bootartkultur“ (S. 175). Hauptkennzeichen der letzteren sind: Das Einzelerdgrab, die Bootart (Abb. 305), der Feuersteinmeißel mit breiter, hohler, d. h. eingewölbter Schneide und die sogenannte „schwedische Bandkeramik“. Die Gefäße dieses Stils bestehen ausschließlich aus kleinen, zierlichen, dünnwandigen Schalen mit breitem flachen Boden, niedriger, wenig eingewölbter Wandung, weit offener Mündung und einer Verzierung durch ein mehrliniges Winkelband, das in Zahnstempeltechnik ausgeführt wurde. Die südschwedischen Ganggräber, besonders in Schonen, bieten nun dieselbe Erscheinung wie die ostjütländischen. In ihrer Unterschicht findet sich echte Megalithkultur, in der oberen aber finno-indogermanische Bootartkultur, und die anschließenden Steinkistengräber enthalten ausschließlich die reine Dolchkultur mit ihren rohen, unverzierten zylinderförmigen Tonbechern.

In Seeland dagegen bergen die Ganggräber ausschließlich Megalithkultur mit stets guter Tonware bis in die oberste, allein klare Schicht

hinauf. Erst in der Periode der jütländischen Oberstgräber, und zwar erst im späteren Abschnitt derselben, wo die grifflosen Dolche bereits abgekommen und die Griffdolche an ihre Stelle getreten sind, führen die seeländischen Ganggräber, wie auch die Steinkisten, Grabbeigaben, die mit der finno-germanischen Kultur übereinstimmen. Das ist die Periode der Feuersteindolche mit abgesetztem Griff, auf die wir nun näher eingehen müssen.

Diese Waffen und Geräte — als beides haben wohl die Feuersteindolche gedient — kommen zu vielen Hunderten, ja Tausenden von Stücken über das ganze Gebiet Südschwedens, Dänemarks und des mittleren Teiles der norddeutschen Küstenlandschaften verbreitet vor. Bei dieser Masse ist die große Mehrzahl naturgemäß flüchtige, grobe Arbeit, zumal auch der Rohstoff des Feuersteins überwiegend minderwertig ist. Eine große Anzahl davon, mehrere hunderte, sind aber herrliche, unnachahmliche Kunstwerke, wie sie nirgends sonst in der Welt in gleicher Güte und Vollendung angetroffen werden. Auch aus dem alten Ägypten kennen wir köstliche Feuersteinarbeiten; sie können sich aber mit den nordischen doch nicht messen, schon weil es sich bei ihnen meist nur um kleinere Geräte handelt, nicht um solche von der staunenswerten Größe nordischer Dolche, unter denen es Prachtstücke gibt, die eine Länge von 45 Zentimeter und eine Breite von 8 Zentimeter haben. Ganz besonders große Masse haben die Stücke der Urform.

Es scheint, als wäre die Urform der nordischen Dolche in Jütland aufgekommen. Wenigstens gibt es nur dort die älteste noch grifflose Art von beiderseits spitzer Ovalgestalt, deren eines Ende die eigentliche Spitze bildet, während das andere durch leichte Verdickung sich als das Schaftende erweist, das in einem Griff aus vergänglichem Stoff, sei es Horn oder Holz, befestigt gewesen ist (Abb. 347). In der über das ganze Blatt ununterbrochen hinlaufenden schrägen Parallelbebauung besitzen die jütländischen Dolche eine technische und künstlerische Überlegenheit, die sie noch besonders heraushebt aus der Menge auch der nordischen Kunstwerke dieser Gattung. Seeländische Art dagegen ist es, bei der Abhebung der feinen



Abb. 347 a, b.  $\frac{1}{3}$ .  
Jütland. Zwei Feuersteindolche ohne Griffabsatz mit jütländischer schräger Parallelbebauung. a) Breitseite; b) Schmalseite.



muscheligen Feuersteinsplitterchen von den beiden Rändern des Blattes aus nach der Mitte zu Furchen oder Gänge hineinzuarbeiten, was

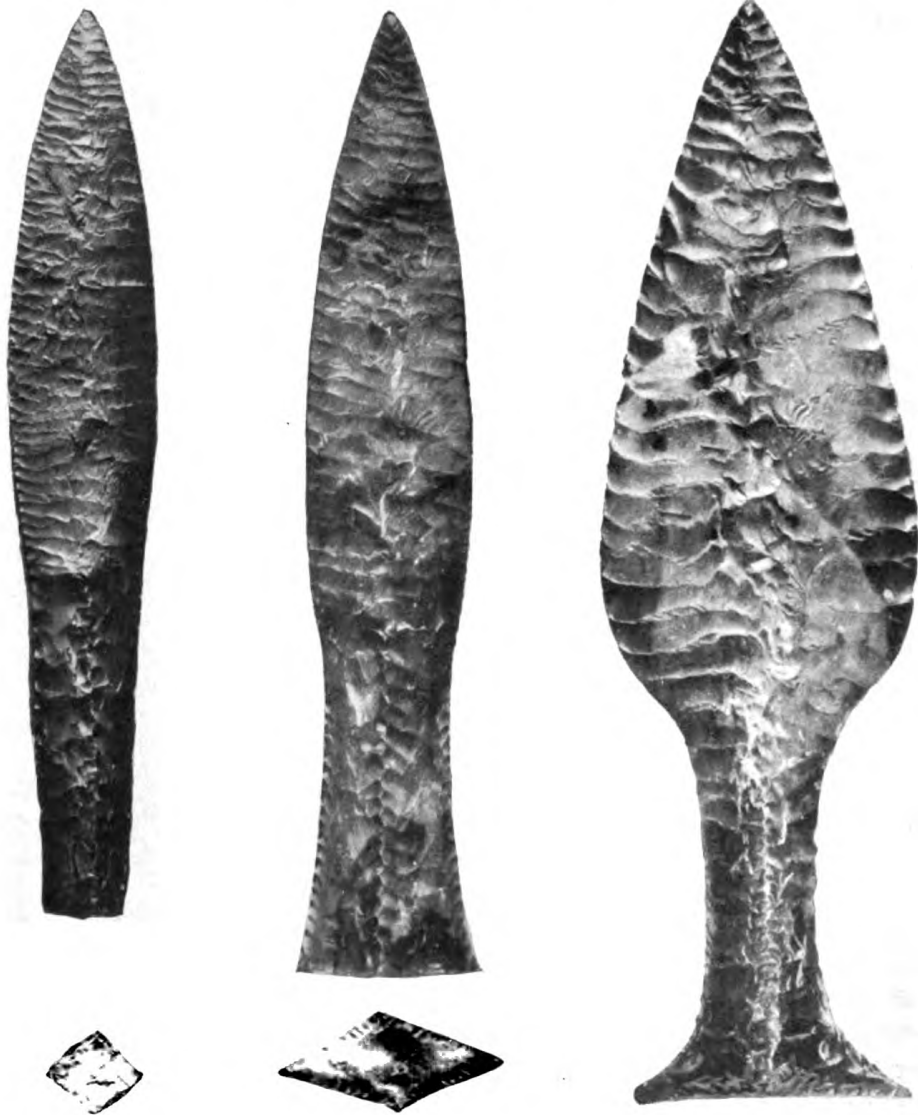


Abb. 348 a, b.  $\frac{1}{2}$ .  
Seeland. Feuerstein-  
dolch mit Griff von  
quadratischem Quer-  
schnitt.

Abb. 349 a, b.  $\frac{1}{2}$ .  
Schleswig. Feuer-  
steindolch mit Griff  
von rautenförmigem  
Querschnitt.

Abb. 350.  $\frac{1}{2}$ .  
Fünen. Feuersteindolch  
mit Griff von drei-  
kantigem Querschnitt.

technisch zwar etwas leichter auszuführen ist, aber künstlerisch das Auge nicht so gefangen nimmt wie die jütländische Arbeitsweise.

Es läßt sich, wie schon bemerkt wurde, nicht entscheiden, bei welchem Volke in Jütland diese Urform der Feuersteindolche zuerst aufgefunden

ist, ob bei den Indogermanen oder den Finno-Indogermanen. Und dazu kommt noch die Schwierigkeit, daß ganz ähnliche spitzovale Feuersteindolchformen auch in Westeuropa und Italien vorkommen, wenn diese auch in Größe und kunstvoller Herstellung an die nordischen Stücke nicht heranreichen, die sogar unter allen nordischen Arten von Feuersteindolchen an Größe die erste Stelle einnehmen. Wie dem auch sei, jedenfalls geben die jütländischen Dolche des Einzelerdgrabgebiets, das sich nun auch über Nordjütland nördlich des Limfjords erweitert hat, den klaren Beweis dafür, daß die Finno-Indogermanen der Dolchperiode den gewaltigen Vorsprung vollkommen eingeholt haben, den die reinen Indogermanen der Megalithkultur in der Feuersteintechnik vor jenen mehr als ein Jahrtausend lang besessen hatten.

Auf diese älteste Dolchart folgt eine ganze Reihe jüngerer Arten, die ausschließliche Schöpfungen der nordischen Germanen sind und ähnlich nirgendswo wiederkehren. Ihre gemeinsame Eigenheit besteht indem aus dem Feuersteinfernblock zugleich mit dem Dolchblatt herausgearbeiteten abgesetzten Griff, der, wie seine kunstvolle Formung und seine feine Verzierung lehrt, natürlich niemals in eine Schafttülle gesteckt worden sein kann, sondern mit bloßer Hand ergriffen wurde. Man kann bei den Griffdolchen vier Arten unterscheiden.

Bei der ältesten Art ist der Griff zwar erst wenig abgesetzt, aber doch in der Form als solcher schon deutlich erkennbar.

Bei der zweiten Art ist der Griff schmal und gerade gestaltet; sein Querschnitt bildet ein auf eine der Ecken gestelltes Rechteck, meist ein Quadrat; das Blatt ist ebenfalls schmal und hat seine größte Breite in der Mitte (Abb. 348). Diese Form kommt am häufigsten in Schweden vor, häufiger noch als in Dänemark, denn die weit überwiegende Mehrzahl aller schwedischen Feuersteindolche gehört ihr an.

Bei der dritten Art ist der Griff so in die Breite gegangen, daß unten scharfe Ecken vorspringen; sein Querschnitt hat Kautengestalt (Abb. 349). Bewundernswert ist die Schönheit und technische Vollendung, die in der überaus fein gehauenen, durch abwechselnd von rechts und von links her geführte Schläge erzielten Säumung der Seitenkanten, wie des Mittelgrates auf der Vorder- wie der Rückseite des Griffs sich kundgibt. Man nennt diese Art Säumung auch „Fräsung“ oder „Kröselung“.

Die vierte und letzte Art endlich bedeutet den Gipfelpunkt von Kunst und Geschmackshöhe (Abb. 350). Sie besitzt noch breiteren und zugleich stärker geschwungenen Griff, der im Querschnitt lang dreieckig ist, da der gefräste Mittelgrat hier stets nur auf einer Seite, der Vorderseite, ausgearbeitet worden ist, während die Rückseite des Griffs nur schwach gewölbt oder ganz eben ist. Bei dieser Art ist auch das Blatt viel breiter und zugleich noch länger geworden. Die Verbreitung dieser schönsten Dolchart erstreckt sich über ganz Dänemark, Schleswig-

Solstein und, wenn auch in geringerer Anzahl, auf die norddeutschen Küstenlandschaften zwischen Ems und Oder. In Schweden ist diese Art dagegen selten.

Während nun die Urform, der grifflose Dolch, nur auf Jütland anzutreffen ist, sowohl in den finno-indogermanischen Oberstgräbern, als in der obersten, finno-indogermanisch gefärbten Schicht der ostjütländischen Ganggräber und Steinkisten, so fehlt diese Form fast ganz auf den ostdänischen Inseln und in Schweden. Die jüngeren Dolchformen dagegen, die verschiedenen Arten des Griffdolchs, finden sich nicht nur in Jütland, sondern ebenso häufig auf den dänischen Inseln, in Schweden und in Norddeutschland. Wir sehen hier also dasselbe Verhältnis, wie bei den Steinkisten: in Jütland ältere, in Ostdänemark jüngere Formen. Es sind das Anzeichen dafür, einmal, daß ostjütländische Indogermanen von Ostjütland in stärkerem Maße



Abb. 351.  
Feuerstein-  
pfeilspitze  
(nach Madsen).

auf die Inseln übergesiedelt sind (was die Steinkisten beweisen), des weiteren, daß die Ausbreitung der Finno-Indogermanen nach Nord- und Ostjütland und selbst nach den dänischen Inseln immer stärker vordringt (was die Dolche beweisen). Dazu kommt ferner, daß nicht nur Lolland und Falster mit Ostjütland vollkommen Hand in Hand gehen, sondern daß, wie schon mitgeteilt wurde, selbst auf Seeland eine Anzahl echter Einzelerdgräber aufgedeckt worden ist. Die finno-indogermanische Kultur wird also Sieger über die indogermanische, deren überlegene Vorzüge in manchen Beziehungen verlorengehen, größtenteils aber von der siegreichen finno-indogermanischen übernommen werden, so daß es sich tatsächlich um eine Verschmelzung beider Kulturen handelt. Diese Vorgänge fallen in die Zeit von etwa 2200—1900 v. Chr., eine Zeit, während der sich im mittleren Mitteleuropa bereits die Frühperiode der Bronzezeit abspielt.

Neben den Feuersteindolchen ist als Kennzeichen der jütländischen Oberstgräber und auch der indogermanischen Dolchzeit noch einiges Kleingerät und Schmuck zu nennen. Dahin gehören fein und form schön gearbeitete Feuersteinpfeilspitzen, namentlich solche mit zwei rückwärtigen Widerhaken (Abb. 351); sie sind meist so fein muschelrig zugeschlagen, daß man die einzelnen Schläge mit bloßem Auge kaum erkennen kann. Weiter sind zu nennen: Feuerschläger aus Feuerstein; einfache, kunstlose durchlochte Arbeitsärte aus Felsgestein, in denen wir die letzten, entarteten Ausläufer der einst so formvollendeten jütländischen Streitärte zu erblicken haben; sogenannte „Pfeilstrecker“, das sind aus Sandstein gearbeitete Geräte annähernd halbkugelige Gestalt, in deren flacher Unterseite sich eine halbrunde Mittelfurche befindet; zierlich gestaltete und verzierte längliche, im Querschnitt vierkantige Anhänger aus Schiefer, die auch noch in der frühesten

germanischen Bronzezeit fortleben; kegelförmige Bernsteinknöpfe mit kleinem Ohr auf der Rückseite oder mit einer rückseitigen Einbohrung, die einen winklig gebrochenen Gang bildet („Winkelbohrung“); ähnliche Bernsteinperlen; Muschelperlen. In die Dolchzeit gehören auch die sogenannten Feuersteinsägen (Abb. 352), die z. T. wenigstens richtiger als Sichelmesser aufzufassen sind. Doch erscheinen sie fast nie in Gräbern, sondern nur in Weihesunden, stets in großer Anzahl vereint.

Tongefäße dagegen finden sich in den Bestattungen der Dolchzeit, gleichviel ob sie der megalithischen oder der Einzelerdgrabkultur angehören, nur noch selten. Auch dies ist einer Einwirkung der Sinno-Indogermanen zuzuschreiben, die auf dem Gebiete der Keramik nie etwas geleistet hatten und gegen Schluß der Steinzeit ihre Tonware einem immer ärger werdenden Verfall zuführten. Kommen aber Tongefäße vor, so sind sie Abkömmlinge der jüngsten Becher der

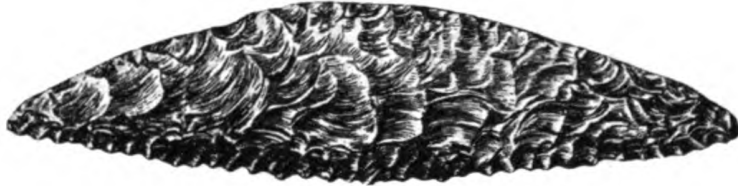


Abb. 352. Feuersteinsäge (nach Madsen).

Obergräber, haben Zylinderform und sind nur ausnahmsweise noch verziert, und zwar in Zahnstempeltechnik, gewöhnlich aber ganz unverziert und in Form wie Nachart völlig verroht.

Wenn ich bisher meist nur von Jütland und nicht von der gesamten „fimbrischen“ Halbinsel gesprochen habe, so liegt dies nur daran, daß die steinzeitlichen Verhältnisse in Jütland am besten erforscht worden sind. Was von Jütland gesagt ist, trifft aber in gleichem Maße auch für Schleswig-Holstein zu. Als Beispiel diene der Inhalt eines holsteinischen Grabes der Dolchzeit aus Tensfeld bei Bornhöved im Kreise Segeberg. Hier wurde eine Anzahl Einzelerdgräber unter je einem mehrere Meter langen und breiten, runden oder ovalen Steinhaufen aufgedeckt, welche rohe Becher spätjütländischer Art und Feuerstein-Griffdolche bargen. So enthielt Grab IV einen derartigen Dolch mit mittelgratigem Griff, einen kleinen rohen Tonbecher mit eingekehltem Halse und eine Bernsteinperle (Abb. 353 a--c).

Ich sprach vorhin von einem Siege der Einzelgrabkultur über die indogermanische Kultur, also von einem Siege der Sinno-Indogermanen über die reinen Indogermanen. Dieser Sieg ist aber nicht so aufzufassen, als wäre er mit Waffengewalt erfochten worden. Er war nicht das Ergebnis eines Kampfes mit der Waffe in der Hand, war keine Unterjochung der kulturell höher stehenden und über ein größeres Gebiet verbreiteten Indogermanen der „fimbrischen“ Halb-

insel und Süd- und Westschwedens durch die Finno-Indogermanen. Vielmehr war es eine Folge der Massenauswanderungen der Indogermanen aus dem Ostseegebiet nach Mitteleuropa, die dann erst ein unblutiges Eindringen, ein langsames, aber ständiges Einsickern der Finno-Indogermanen in die teils ganz, teils halb verödeten Landschaften der Indogermanen ermöglichten.

Dadurch vollzog sich eine innige Mischung beider Völker in ganz Dänemark und Südschweden, aus der nun eine neue einheitliche Kultur erwuchs, nämlich die durch die Feuersteindolche mit abgesetztem Griff bestimmte, nach der jener Zeitabschnitt passend als Dolch-

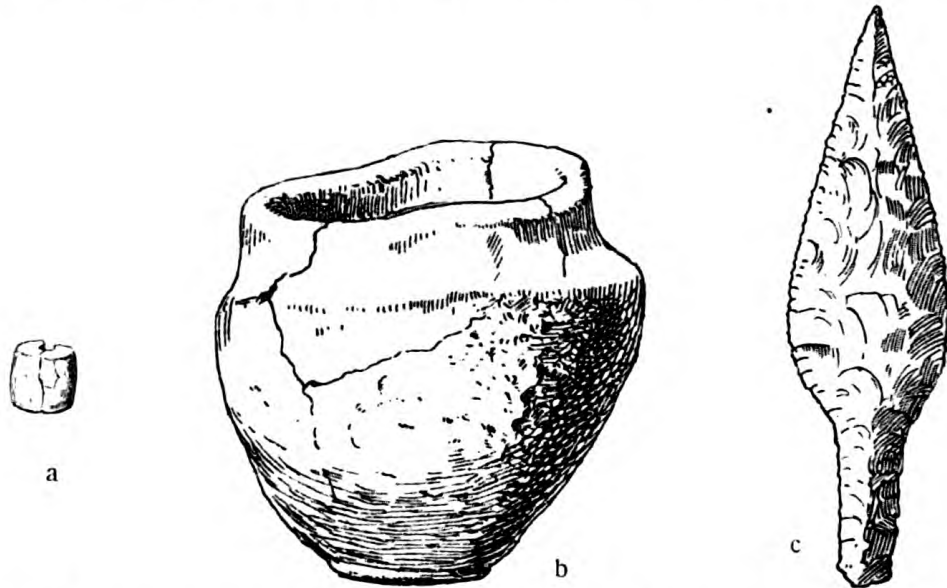


Abb. 353 a—c. Tensfeld, Kr. Segeberg, Holstein: Einzelerdgrab der Dolchzeit.  
a) Bernsteinperle; b) Tonbecher; c) Feuersteindolch (nach Meistorf).

periode bezeichnet werden kann. In einer für diese Gebiete bisher nicht gekannten Einheitlichkeit breitet sich die nordische Dolchkultur über ganz Südschweden bis an die Grenzen des im nördlichen Mittelschweden beginnenden und über ganz Nordschweden verbreiteten ungemischten Dobbertiner Jäger- und Fischervolks aus. Und ebenso erobert sich diese Kultur in Norddeutschland alle jene Küstenlandschaften, in denen ein starkes Vorkommen der Griffdolche aus Feuerstein festzustellen ist. Es sind das im großen ganzen dieselben Landschaften, die wir für die alte Bronzezeit als Herrschaftsgebiet der Germanen in Norddeutschland kennengelernt haben. Ganz streng genommen haben sich die Dolche zwar noch etwas über die Grenzen des Germanengebiets hinaus verbreitet. Nach Westen hin finden wir dies Gebiet durch eine Anzahl von Vorkommen in Nordholland und im Münsterlande überschritten, nach Süden hin durch ein gleiches

vereinzelt Vorkommen in Thüringen, im Südostteil der Provinz Sachsen, im Staate Sachsen und in Böhmen, nach Osten hin in Hinterpommern, Altpreußen, Schlesien. Diese wenig zahlreichen Überschreitungen der altbronzezeitlichen Germanengrenze durch die Griffdolche aus Feuerstein haben jedoch keine Bedeutung im Vergleich mit dem massenhaften Vorkommen dieser Waffen innerhalb der Germanengrenze. Jene Überläufer sind klarlich auf dem Wege des Handels ausgeführt worden. Und man kann sich nur wundern, daß diese künstlerisch so einzigartig hochstehende Waffenart, die sich auch praktisch durchaus bewährt haben muß, nicht in viel größeren Mengen und auf viel weitere Entfernungen vom Ursprungslande hin ins Ausland ihren Weg gefunden hat, als es tatsächlich geschehen ist.

Nun endlich ist im südwestlichen Ostsee-Küstengebiet zum ersten Male der Zustand erreicht, daß wir statt bisher vieler und ganz im Norden dreier völlig verschiedener Kulturen eine einzige völlig einheitliche Kultur, also auch eine zu einer einheitlichen Gesamtheit verschmolzene Bevölkerung im ganzen südlichen Schweden, in Dänemark und in den norddeutschen Küstenlandschaften zwischen Ems und Oder antreffen. Sinno-Indogermanen und reine Indogermanen sind nunmehr eines geworden, ein kulturell einiges Volk. Und damit haben wir das wichtigste, für die vorgeschichtliche Zeit das sogar einzigste, Kennzeichen für den Begriff „Volk“ festgestellt, das eben in einer einheitlichen Kultur liegt. Das Ergebnis der Vereinigung von Indogermanen und Sinno-Indogermanen und der Verschmelzung ihrer beiderseitigen Kulturen zu einer Einheit kann aber nach allem, was wir im ersten Abschnitt dieses Buches gesehen haben, kein anderes gewesen sein, als der Ursprung der Germanen, der also rund um 2000 v. Chr. anzusetzen ist.

Daß dem tatsächlich so ist, lehrt weiter folgende Betrachtung. Schreiten wir in der Verfolgung der Entwicklung der Kulturverhältnisse und der Kulturprovinzen vom Ende der nordischen Steinzeit, also von der Dolchzeit, fort in die Frühperiode der Bronzezeit, jene Periode I, die wir im ersten Kapitel dieses Buches ausführlich geschildert haben, so stoßen wir innerhalb Norddeutschlands auf die Barre der Erkenntnis der Stammesgrenzen, von der dort (S. 32) ebenfalls die Rede gewesen ist.

Wir haben dies Hindernis zur Hälfte schon genommen, wenn wir uns erinnern, daß ja die Bronzezeitgräber der Germanen erst am Ende der mitteleuropäischen Bronzezeitperiode I sich einstellen, daß also die größte Zeit dieser Periode hindurch bei den Germanen noch reine Steinzeit geherrscht hat, eben jene Periode der überall bei ihnen auftretenden Feuersteindolche, die wir soeben kennenlernten. Wir haben das Hindernis aber ganz genommen, wenn wir uns weiter erinnern, daß die Formen der Bronzegegenstände der Periode I, die wir auf germanischem Boden fast nur aus Bronzeschatzfunden kennen-

lernen, mit geringen Ausnahmen gar nicht einheimisch sind, sondern aus ostdeutsch-illyrischem Gebiet stammen, ja, daß nicht nur die Formen, sondern größtenteils auch die Gegenstände selbst von dorthier eingeführt worden sind. Periode I der Bronzezeit spielt also auf germanischem Gebiete keine nennenswerte Rolle.

Dazu stimmt in schlagender Weise folgende Tatsache. Die Kultur der Feuersteindolche mit ihrem Zubehör erfüllt Skandinavien und Norddeutschland, wie wir schon gesehen haben, ungefähr in derselben Ausdehnung, wie die germanische Bronzezeitkultur der Periode II. Damit haben wir endgültig die Barre der Bronzezeitperiode I überstiegen: Das Ende der Steinzeit und der Bronzezeit Periode II reichen sich über diese bloß scheinbare Barre der Periode I, die in der germanischen Kultur so gut wie keine Rolle spielt, die Hand, und die Gemeinschaft und Einheitlichkeit des germanischen Volkes ist demnach ohne Abbruch zurückzuverfolgen bis in die Zeit der Feuersteindolche.

Eine weitere Bestätigung für die Richtigkeit unserer Anschauung vom Ursprunge der Germanen liegt in dem Umstande, daß eine Reihe entscheidender Züge innerhalb der wunderbaren Blüte der älteren germanischen Bronzekultur ihre ungezwungene Erklärung nur aus dem starken Anteil findet, der den Finno-Indogermanen neben den reinen Indogermanen an der Zusammensetzung des germanischen Volkes zukommt. Ungemein wichtig ist hier die Begräbnisstätte, die ja überall in der Welt einen der langlebigsten, zähest festgehaltenen Kulturbestandteile der Völker ausmacht. Da sahen wir bei den Germanen das finno-indogermanische Einzelgrab unter Erdhügel mit oder ohne Schutz von Kopfsteineinfassungen und -überdeckungen so gut wie unverändert fortleben. Geschlossene Kammern aus Blocksteinen oder Steinplatten nach megalithischer Weise sind dagegen eine seltene Ausnahme. Auch die Bestattung in einem Baumsarge, der oft durch einen Steinhäufen geschützt und stets von einem Erdhügel bedeckt wird, eine Sitte, die in der älteren Bronzezeit so häufig auftritt und schon am Ende der Steinzeit nachweisbar ist, geht unmittelbar auf die Einzelerdgräber zurück, wo Reste von Holzeinbauten, die wahrscheinlich von einem Holzsarge herrühren, öfters beobachtet worden sind. Die Herrlichkeit der germanischen Bronzen in Form und Zier ist nichts als eine Fortsetzung der Kunst und Technik, welche die kostbaren Feuersteindolche geschaffen hat, wobei nur fraglich ist, welchem der beiden Völker hier der größere Anteil gebührt, den Indogermanen, die auf dem Gebiete der Feuersteintechnik von jeher erfahrene Meister waren, oder den Finno-Indogermanen, deren hoher Kunstgeschmack sich bei der Schöpfung der langen Reihe jütländischer Streitärte zur Genüge offenbart hat.

Dagegen ist das völlige Versagen germanischen Könnens in der Töpferkunst während der älteren, aber auch noch während der mittleren Bronzezeit wieder ein unwiderlegliches Zeugnis der

diesmal so ungünstigen Wirkung des finno-indogermanischen Einschlages, worüber oben genügend behandelt worden ist. Als Beispiel führe ich einige Gefäße aus Holstein in Abbildung vor, die z. T. gerade aus demselben Orte stammen, aus dem vorher ein Beispiel spätester Einzelerdgräber mit ihrer schlechten Tonware gebracht werden konnte,

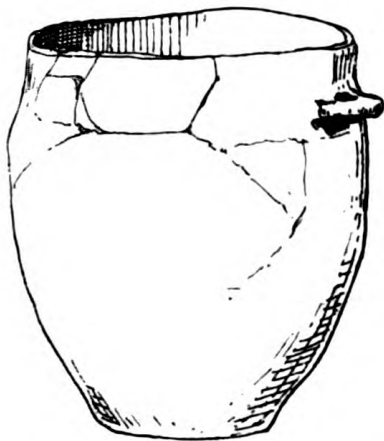


Abb. 354.  $\frac{1}{4}$ . Tensfeld.  
Das Urstück trägt zwei Zapfen  
(nach Splieth).



Abb. 355.  $\frac{1}{4}$ . Tensfeld  
(nach Zeichnung  
des Kieler Museums).

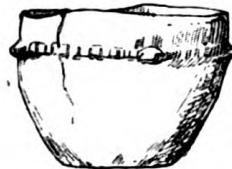


Abb. 356.  $\frac{1}{4}$ . Drage  
(nach Splieth).



Abb. 357.  $\frac{1}{4}$ . Jarsdorf  
(nach Splieth).



Abb. 358.  $\frac{1}{2}$ . Hadenfeld  
(nach Zeichnung des Kieler Museums).

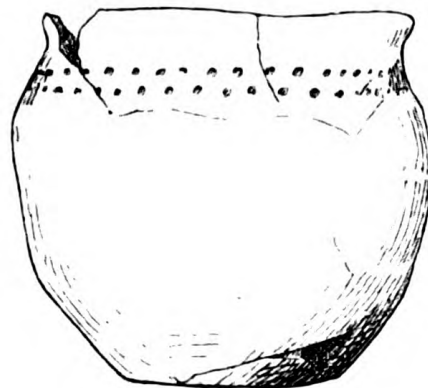


Abb. 359.  $\frac{1}{2}$ . Schülp (nach Splieth).

Abb. 354—359. Schleswig-Holsteinsche Tongefäße ältester Bronzezeit.

aus Tensfeld (Abb. 354, 355). Andere Beispiele stammen aus Drage und Hadenfeld, Kreis Steinburg, sowie aus Jarsdorf und Schülp, Kreis Rendsburg (Abb. 356—359). Holstein nimmt einen hohen Rang ein, was den Reichtum an herrlichen Zeugen für die Kulturhöhe der älteren germanischen Bronzezeit auf dem Gebiete der Bronzen angeht. Um so schroffer ist der Abfall in die Tiefe äußerster Minderwertigkeit, welche die gleichzeitige Tonware uns vor Augen



führt. Man kann es da gewissermaßen begrüßen, daß in den Gräbern der älteren germanischen Bronzezeit Tongefäße überaus selten anzutreffen sind. Die hier vorgeführten unansehnlichen, kleinen, meist unverzierten schleswig-holsteinischen Gefäße der Periode II der Bronzezeit (Abb. 354—359) stellen fast den gesamten Formenbestand aus den Gräbern dieser Periode jenes Landes dar. Hinzu kommt nur noch ein kleiner zylindrischer Becher mit Zapfengriff, der also wohl verwandt ist mit den schnurkeramischen Zapfenbechern.

Es wäre möglich, daß auch die Fortentwicklung des Lautstandes der germanischen Sprache aus der indogermanischen zu der frühgeschichtlich germanischen Stufe durch Eintritt der sogenannten germanischen Lautverschiebung, über die wir schon im ersten Teil des Buches (S. 2) kurz gehandelt haben, eine Folge der Vermischung der Indogermanen mit den Finno-Indogermanen gewesen wäre. Seit Penkas Vorgang (1881) sind öfters Versuche gemacht worden, die Änderung der germanischen Sprache gegenüber dem indogermanischen Lautstande durch einen Einfluß der noch heute lebendigen, seit vorgeschichtlicher, urfinnischer Zeit wenig veränderten finnischen Sprache zu erklären. Ich habe indes nie verstehen können, wie man sich eine so starke Beeinflussung von einem so abliegenden Berührungspunkte urgermanischen und urfinnischen Sprachgebietes her, wie es Finnland und selbst Nordschweden wäre, auf das gesamte germanische Sprachgebiet vorstellen will, das doch in vorgeschichtlicher Zeit andauernd seinen Schwerpunkt viel weiter südlich in Schonen, Dänemark und den angrenzenden norddeutschen Landschaften gehabt hat. In diesem urgermanischen Kerngebiet kann doch von einer Berührung mit „Urfinnen“, die nicht zu verwechseln sind mit dem von mir als „Vorfinnen“ bezeichneten Volke, niemals die Rede sein. Daß die Finnen und ebenso die von den Sprachforschern als „Urfinnen“ bezeichneten Ahnen des heutigen Sinnenvolks weit entfernt sind, daselbe zu sein, wie meine „Vorfinnen“, habe ich von Anfang an stets hervorgehoben und in meinem Buche über „Die Indogermanen“ genügend auseinandergesetzt. Leider muß ich es immer wieder erleben, daß von Gelehrten, die dieser Frage nur ein oberflächliches oder vorschnelles Beurteilen angedeihen lassen, mir eine solche Gleichstellung stets von neuem zum Vorwurf gemacht wird.

Bei meiner Auffassung der nordischen Vorgeschichte kann ich mit der heutigen finnischen Sprache nicht rechnen. Es wäre aber, wie bemerkt, doch möglich, daß der Zusammenfluß der indogermanischen Sprache, wie sie um 2000 v. Chr. im Norden gesprochen wurde, mit der uns unbekanntem finno-indogermanischen Sprache zwar nicht sofort, aber im Laufe etwa eines Jahrtausends sich in der Richtung ausgewirkt haben könnte, die schließlich in der vollen Durchführung der germanischen Lautverschiebung endete.

\* \* \*

Daß wir den Ursprung der Germanen und den Schluß unserer Darstellung an die herrliche Waffenart der Feuersteindolche anknüpfen können, ist uns ein Sinnbild für die Germanen, die stets ein waffenfrohes und waffenstolzes Volk waren, werde es aber auch wieder für unser deutsches Volk, das bis 1918 ebenfalls stets waffenfroh war. Nur Waffenstolz kann auch heute unserem armen Volke die verlorene Freiheit wiedergewinnen.

Ich setze einen bisher noch wenig in die Öffentlichkeit gedruckenen Ausspruch unseres jetzigen Reichspräsidenten an den Schluß. Auf Hindenburgs Wunsch besuchte ich ihn im August 1915 in seinem damaligen Hauptquartier zu Lözen in Masuren. Dort war man beim Bau von Festungsanlagen auf ein großes Gräberfeld des ersten bis sechsten Jahrhunderts n. Chr. gestoßen, dessen Ausgrabung der damalige Kriegsgeologe Dr. Hesz von Wichdorff übernahm. Hindenburg wollte wissen, was das für Leute gewesen wären, deren verbrannte Überreste das Urnenfeld an der Kullabrücke bei Lözen barg, und bat mich, ihm an Ort und Stelle darüber Vortrag zu halten. Das geschah denn auch. Die Ausgrabung dauerte über ein halbes Jahr, und Hindenburg nahm sich die Zeit, alle acht bis vierzehn Tage einmal den Stand der Grabung sich anzusehen, ja, er hat damals sogar mein Buch über „Deutsche Vorgeschichte“ durchstudiert. Einer der beherzigenswerten Aussprüche, die er dabei tat, lautet folgendermaßen:

Beim Anblick hochstehender altgermanischer Kultur müssen wir uns aufs neue darüber klar werden, daß wir nur dann Deutsche bleiben können, wenn wir unser Schwert stets scharf und unsere Jugend stets wehrhaft zu erhalten wissen.

## Sachregister

U. = Abbildung.

- Ual 53.  
Absatzbeil., II. Bronzeperiode 47, U. 82.  
Achäer 181.  
Achill 183.  
Ackerbau III, 175.  
Ägäische Kultur, Rückströme nach Mitteleuropa 181.  
— Sprache 180, 181.  
Ahle, Kr. Uhaus, Raubtopf 25.  
Ahlen aus Knochen, Litorinazeit III, U. 158.  
Aichbühler Stil 153, 154, 192.  
Albanesen 208.  
Albersdorf, Kr. Süderdithmarschen, Doppelschneidige Streitart, später Typ 185, U. 325.  
Albsheim, Rheinpfalz, Kössener Stil 123, 125, U. 191.  
Allemannen 83, 88.  
Alexander d. Große 55, U. 86.  
Alexander-Sarkophag 55, U. 85.  
Almenhausen, Kr. Sondershausen, Fundplatz Mehrener Art 29.  
Altheimer Stil 154.  
Altmärkische Fibel 22, U. 40.  
Amazonenart 171 f., U. 292, 293.  
Ammon, Otto 94.  
Amphore Walternienburger älterer Stil 138, 186, U. 221, 222.  
— — jüngerer Stil 138, 187, U. 224.  
— Moswiger Kultur 150, 151 ff., 156, U. 250—252.  
— Kugelflaschenstil, Ostgruppe 156, U. 259, 260.  
— — Kujawische 156, U. 261.  
— Mondseekultur 178.  
— der Elb-Saale-Schnurkeramik, Vorstufe 186, 193, U. 326.  
— — Hochstufe 190, U. 328.  
— — Entartungsstufe 190, 191.  
— — in Südwestdeutschland 191, 192, U. 332, 335.  
— der Ober-Schnurkeramik 194, U. 336.  
Ancycluszeit 97 ff., 110, U. 140, 141.  
— Rassen 107 ff., U. 142—146, 152, 155—157.  
Angelhafen aus Knochen, Ancycluszeit 98, U. 141.  
— — Litorinazeit III, U. 158.  
— aus Kupfer, Mondseekultur 177.  
Angeln II.  
Angritwaren II, 19, U. 26.  
Anhalter Stil 139, 141, 142, 152, 197, U. 228—231.  
Anhänger aus Schiefer 218.  
— halbmondförmige, I. und II. Bronzeperiode 41, U. 74.  
Äolier 183.  
Aphrodite 56, 58, U. 89, 90.  
Arier 52 ff.  
Ariovist 12.  
Armband, längsgerippt, II. Bronzeperiode, germanisch 45, U. 82.  
— — illyrisch 40, U. 74.  
— s. auch Manschettenarmband.  
Armberge s. Armring.  
Armenier 209.  
Armring, weit offen, I. und II. Bronzeperiode 36, 39, U. 62, 68.  
— mit Hufeisenstollen, II. Bronzeperiode 39, U. 69.  
— mit Endspiralen (Armberge) 42, U. 74.  
Armspiralen, I. und II. Bronzeperiode 36, 37, 40, U. 57, 63.  
Aspasia 56.  
Attersee, Oberösterreich, Pfahlbau, Formgebung 177.  
— Doppelschneidige Streitart 177, 186.  
— flache Streitart 176.  
— Sechskantige Streitart 176, 177.  
Aunetiger Kultur und Volk 33, 181 f., 191, 196, 197, 204.  
— Schädel 200 ff., U. 345, 346.  
Aurignac-Rasse 60, 62 ff., 101, 102, 109 f., U. 97.

- Murignac-Chancelade-Kasse 64, 68, 79, U. 98, 101.  
 Murignacien 62.  
 Navigny-Schädeltyp 68, 70, 72, 77, 78, 79, U. 102.  
 Art mit bogenförmigen Absägen gegen den Nacken 174, U. 303.  
 — s. auch Dolchart, Schaftlochart, Streitart, Tüllenart.
- Badleben, Kr. Eckartsberga, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
 Badener Stil 154.  
 Baiwaren, Schädel 81, 88, U. 121.  
 Balhorn bei Paderborn, Raubtopf 25.  
 Bandkeramik 122, 123, 128.  
 — sog. „schwedische“ 175, 214.  
 Barleben bei Magdeburg, Vielöfuge Amphore 137, 186, U. 222.  
 Basternen 79 ff., U. 118, 119.  
 Baumsärgе 48, 222.  
 Bechelsdorf, Kr. Raseburg, Saitstuhl 48 f., U. 83.  
 Becher, gradwandig, Walternienburger Stil 138, 139, U. 226.  
 — — finno-indogermanisch 169, 211 f., U. 283—288.  
 — mykenische 182.  
 — s. auch Blumentopfartige Gefäße, Fußbecher, Glockenbecher, Schnurbecher, Trichterbecher, Urbecher, Zapfenbecher, Zonenbecher.  
 Beckendorf, Kr. Oschersleben, Schädel 145.  
 Beichlingen, Kr. Eckartsberga, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
 Beil aus Feuerstein, finno-indogermanisch 169, U. 291.  
 — aus Grünstein und Kupfer, Mondseekultur 177.  
 — s. auch Absagbeile, Dicknackiges Beil, Dünnnackiges Beil, Flachbeil, Kernbeil, Libult-Beil, Randbeil, Spignackiges Beil, Tüllenbeil.  
 Beinringe der I. und II. Bronzeperiode 36, 39, 42, U. 55, 56, 76.  
 Bernburger Stil = Anhalter Stil 139.  
 Bernstein, I. Bronzeperiode 36, U. 60, 61  
 — in Noßwitzer Kultur 152.  
 — bei den Finno-Indogermanen 159, 169, U. 289, 290.  
 — bei den Urkelten 205.  
 — in mykenischen Schachtgräbern 181.  
 — als Begleiter der Feuersteindolche 219 f., U. 353.
- Bernstein als Begleiter der Kugelflaschen 145, 155.  
 Billendorfer Stil 26.  
 Blechröhren der I. und II. Bronzeperiode 36, 41, U. 59.  
 Blumentopfartige Tongefäße, Kössener Stil 123, U. 187.  
 — Friedberger Stil 130, U. 205.  
 — finno-indogermanisch 169, U. 287.  
 — Schnurkeramik, Ober-Gruppe 194, U. 340.  
 — Fortleben in Bronzezeit 196.  
 Bodenhagen, Kr. Kolberg, Schädel 93.  
 Bodensee, Sechskantige und flache Streitart in Pfahlbau 176.  
 Boghazköi, hettitische Keilschriften 181.  
 Boioter 183.  
 Bogenstich 143, U. 235—237.  
 Bohrer 111.  
 Bombennadel 22, U. 36.  
 Bonames bei Frankfurt a. M., Amphore 191, U. 332.  
 Bootart 173, 174, 175, 188, 214, U. 297, 298, 305, 331.  
 Bopp, Franz 52.  
 Borreby, Seeland, Schädel, Langkopf 69 f., U. 103.  
 — Kurzkopf 86 f., U. 129.  
 Borreby-Schädeltyp 85 f., U. 129.  
 Borum-Eshöi, Jütland, Schädel 88.  
 Bradke, P. v. 208, 209.  
 Brandenburg a. d. Havel, Kugelflasche 144 f., U. 242.  
 Braunschweig, Saalekreis, Henkelstasse 139 f., U. 230.  
 Britanner 202 f.  
 Britanno-Sabeller 202 f.  
 Brønshöi, Jütland, Schädel 76, U. 114, 115.  
 Brukterer II, 19, U. 16, 26.  
 Brünn, Murignac-Kasse 64.  
 Brunndorf, Laibacher Moor, Pfahlbau 178.  
 Brustkettenschmuck aus Eisen 22, U. 40.  
 Buche 52.  
 Buer, Kr. Reddinghausen, Raubtopf 25.  
 Burg bei Magdeburg, Tongefäße, Burg-Molkemberger Stil 143 f., U. 235, 236, 239.  
 Burg-Molkemberger Stil 140, 142, 143, U. 234—239.  
 — = Nordbrandenburgischer Stil 143 f.  
 Burgunden 5, 16, U. 24.

- Buttstädt, Kr. Apolda, Schädel 197, 198, U. 343.  
— Fundplatz Mehrerer Art 29.  
Bugow, Kr. Westhavelland, Tongefäß 143 f., U. 238.
- Cäsar 10, 12, 17, 25.  
Chancelade, Dordogne, Schädel 64, U. 98.  
— s. auch Aurignac-Chancelade-Rasse.  
Chauven 11.  
Cheruskier 19, 26, U. 26.  
Combe-Capelle, Aurignac-Schädel 62 f., U. 97.  
Cromagnon, Dordogne, Schädel 62, 63 ff., U. 94, 96.  
Cromagnon-Rasse 60, 61, 62 ff., 73, 77 ff., 102, 110, U. 94—96, 99, 100.  
Cypern, Fortleben von Tiermustern der Mondsee-Kultur 178.  
— cyprische Dolche und Schleifennadeln in Mitteleuropa 182.
- Dareios 55.  
Datteln, Kr. Reddinghausen, Raubtopf 25.  
Debelo Brdo bei Sarajewo, Bosnien, Tongefäß, Laibach-Slawonischer Stil 180, U. 321.  
Deckeldose, Vorstufe der Schnurkeramik 186, U. 327.  
Deesdorf, Kr. Oschersleben, Schädel 145.  
De Hamert, Holland, Raubtopf 25.  
Dicknackiges Beil 112, 145, 155, 158, 159, U. 162, 163, 262.  
Diespiter 183.  
Dingelstedt, Kr. Oschersleben, Kumpf 132 f., U. 215.  
Djais 183.  
Dobbertin, Mecklenburg, Erster Fundort der Dobbertiner Kultur 99.  
Dobbertiner Kultur und Volk 99 ff., 107, 108, 110 f., 159 f., 166, 210, 220, U. 141—146, 152, 155—157, 280.  
— Schädel 99 ff., U. 142—146, 155 bis 157.  
— Zwei Rassen 110.  
— Scheidung in Ellerbeker und Dobbertiner Vorfinnen 112.  
— — Scheidung in der Art des Grabbaues 113, 114.  
Dobbertiner Vorfinnen 112, 149, 159 f., 166, 224, U. 280.  
Dobbertiner Vorfinnen 210.  
Dobona 182.
- Dolche aus Knochen, Ancycluszeit 98, U. 141.  
— — Litorinazeit 111, U. 158.  
— aus Feuerstein 213 f., 225, U. 262.  
— — grifflos 213 f., U. 347.  
— — mit Griff 213 f., 217 f., 220 f., U. 348—350, 353.  
— — Periode und Kultur 220.  
— aus Kupfer in Mondseekultur 177.  
— aus Bronze, I. Bronzeperiode 44, U. 78.  
— — Mykenä, an Dolchärte anhängend 182.  
Dolchart 44 f., U. 79, 80.  
— Klinge, Vorbild eines mykenischen Bronzedolches 182.  
Dolchkultur und -zeit 215 ff., 220.  
Döllstädt, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
Dolmen 113, U. 164.  
Dolmenzeit 112 f., 118, 143, 210, 212, U. 240.  
Donaukultur 122, 131, 133, 136, 177 f., 208.  
Doppelpaukenfibel 22.  
Doppelschneidige Streitart 184, 189 f., U. 322—325, 330.  
— s. auch Amazonenart 171 f.  
Dornburg, Kr. Apolda, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
Dorsten, Kr. Reddinghausen, Schnurbecher 212.  
Drage, Kr. Steinburg, Tongefäß, älteste Bronzezeit 223, U. 356.  
Dreipaß 23, U. 41.  
Dünnnackiges Beil 112 f., 158, 159, U. 160, 161, 262.
- Eberstadt, Oberhessen, Gefäße, Eberstadter Stil 130 f., U. 206—208.  
Eberstadter Stil 130, U. 206—208.  
— Schädel 134, U. 219, 220.  
Eburonen 17.  
Eckernförde, Steinkeulenkopf 161 f., U. 268.  
Eckstedt, Kr. Weimar, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
Eibe 52.  
Eichbaumfänge 48.  
Eiche 52.  
Eichstädt, Kr. Osthavelland, Raubtopf 24.  
Einzelerdgrab 114, 166 ff., 175, 188, 218, 222, U. 281, 331.

- Einzelerdgrab s. auch Finno-Indoger-  
 manen, Gräber.  
 Eiszeit 59, 97, 100.  
 — Rassen 62 ff.  
 Elbgermanen 8, 17.  
 Elbing, Schädel 78, U. 116.  
 Elbsweben 12, 13.  
 Elch, Geräte 97, 99, U. 141.  
 Ellerbek bei Kiel, Fundplatz der Eller-  
 beker Kultur 112.  
 Ellerbeker Kultur und Bevölkerung  
 111 ff., 158, 160, U. 158—160, 162  
 bis 177, 167.  
 Eismark, Insf. Alsen, Sechskantige  
 Streitart 164 f., U. 277.  
 Erleben, Kr. Erfurt, Fundplatz Meh-  
 rener Art 29.  
 Erstein a. Ill, Kr. Straßburg, Schädel  
 135, U. 220.  
 Erleben, Kr. Apolda, Fundplatz Meh-  
 rener Art 29.  
 Eumolpos 183.  
  
 fazettierte Streitart = Vielkantige 187.  
 Falster, Becher 169 f., U. 285.  
 Faltstuhl aus Holz 48, U. 83.  
 Federseemoor bei Schussenried, Pfahl-  
 bau 153.  
 Feudenheim, Bz.-U. Mannheim, Schild  
 14, U. 22.  
 Feuerschläger aus Feuerstein 218.  
 Fibeln, II. Bronzeperiode 47 f., U. 82.  
 — frühe Eisenzeit 21/22, U. 34, 35, 40.  
 — Spätlatènezeit 13, U. 21.  
 — Römische Kaiserzeit, mit Rollen-  
 kappe 6, 8, 9, 14, U. 4, 14.  
 — — stark profilierte 6, 9, 10, U. 5, 15.  
 — s. auch Utmärkische F., Doppel-  
 paukenfibeln, Flügelnadelfibeln, Seit-  
 bracker F., Sechspiralenfibeln, Tins-  
 dahler Plattenfibeln.  
 Finnen, Sprache 224.  
 — s. auch Vorfinnen, Urfinnen.  
 Finno-Indogermanen 149, 159 ff.,  
 166 ff., 184, 210 ff., 214 f., 220, 224,  
 U. 265, 281—308, 331.  
 — Steinkeulenköpfe 160 ff., U. 264 bis  
 276.  
 — Gräber 166 ff., 212 ff., 222, U. 281,  
 331.  
 — Zeitbestimmung 175.  
 — Ausbreitung 210 f., U. 280.  
 — Beteiligung an der Schnurkeramik  
 186 f.  
 Finno-Indogermanen, Verschmelzung  
 ihrer Kultur mit indogermanischen  
 210 ff., 220, 224.  
 — — ein kulturell einiges Volk, die  
 Germanen 221 f. 224.  
 — Sprache unbekannt 224.  
 Fischbach, im Salzburgischen, Schädel  
 82 f., U. 121.  
 Flachbeil (Spalter), Litorinazeit III,  
 U. 158.  
 flache Streitart 175 f., U. 306, 307.  
 flachscheibe, I. Bronzeperiode 36 f., U. 58.  
 Flaschen, Megalithkultur 143, 144,  
 U. 240, 241.  
 — Großgartacher Stil 131, U. 209.  
 — Flomborner Stil 132, U. 212.  
 Flomborner Stil 132, U. 212—215.  
 Flügelnadel 22, U. 37.  
 Flügelnadelfibeln 22, U. 35.  
 Flurstedt, Kr. Apolda, Fundplatz Meh-  
 rener Art 29.  
 Forrer, Emil 181.  
 Forsting, Seeland, Schädel 60, 85,  
 U. 127.  
 Framea 14.  
 Franken 83.  
 Friedberg, Oberhessen, Gefäße, Fried-  
 berger Stil 130 f., U. 203, 204.  
 Friedberger Stil 130 f., U. 203—205.  
 Friedeburg, Mansfelder Seekreis, Henkel-  
 tasse 139, U. 228.  
 Friesack, Kr. Westhavelland, Schädel 69,  
 110, U. 104.  
 Frühling, sprachliche Gleichungen dafür  
 53.  
 Furchenstich 143 f., 177, 186, U. 237.  
 Fürst, M. 88.  
 Fußbecher, Hinkelsteinstil 128, U. 201.  
 — Eberstädter Stil 130, U. 207.  
 Fußberge 42 f., U. 76.  
 Fußvase, s. Vase.  
  
 Gålen 202 ff.  
 Gallische Sprache 202 f.  
 Gålo-Latiner 202 f.  
 Ganderkesee, Amt Delmenhorst, Raub-  
 topf 24.  
 Ganggrab 86, 113, 166 ff., 210 f., 213,  
 U. 165, 167, 240, 280.  
 Ganggräberzeit 144 f., 212 f., 214 f.,  
 U. 167, 240, 280.  
 Gepiden 5, 6, 15, 78.  
 Germanen, s. Inhaltsübersicht.  
 — Karten: Abb. 1, 2, 3, 4, 16, 17, 24,  
 25, 26, 45, 52.

- Germanen**, Ursprung 210 ff., 221 ff.  
 Germani cisrhenani 17, 25.  
**Germanische Sprache** I, 52, 202 ff., 224.  
**Gesichtsurnen** 16, U. 25.  
**Gewandnadeln**, s. Fibeln.  
**Glätter**, Uncyluszeit 97, 99, U. 141.  
**Glockenbecher-Stil** und **Bevölkerung** 192 f., 198, 200, 205.  
**Glockengefäß**, Friedberger Stil 130, U. 203.  
 — Eberstädter Stil 130, U. 208.  
**Glogau**, Manschettensarmband 37 f., U. 65.  
**Gnichwitz**, Kr. Breslau, Henkelkrug 195, U. 341.  
**Gönnebek**, Kr. Segeberg, Megalithflasche 144 f., U. 241.  
**Gorzewice**, Kr. Samter, Nadel mit durchbohrtem Kopf 41 ff., U. 72.  
**Goten** 5, 6, 15, 16, 88.  
**Gräberhügelgruppen** in Nordost-Westfalen 19, U. 26.  
**Grenelle-Schädel** 85.  
**Grenzau**, Kr. Unterwesterwald, Dünnaufiges Beil 112 f., U. 161.  
**Griechen**, Ursprung 177, 180.  
 — Körpergestalt 55 ff., U. 87—90.  
 — Sprache 202 f.  
 — Religion 182.  
**Groß-Gartach** bei Heilbronn, Gefäß, Kössener Stil 123, 128, U. 190.  
 — — Großgartacher Stil 130 ff., U. 209, 210.  
**Großgartacher Stil** 130 ff., U. 209—211.  
**Groß-Quenstedt** bei Halberstadt, Schädel 145, U. 245.  
**Groß-Ulmstadt** bei Darmstadt, Schnurbecher 191 f., U. 333.  
**Guldager**, Amt Riepen, Becher 169 f., U. 284.  
**Gürtelhaken**, II. Bronzeperiode 48, U. 82.  
 — westgermanische 23.  
**Gürtelscheibe**, II. Bronzeperiode 46, U. 82.  
**Haarzange**, II. Bronzeperiode 48, U. 82.  
**Habinghorst**, Kr. Dortmund, Schnurbecher 212.  
**Hacke** aus Geweih, Roldiazeit 97, U. 137.  
 — Uncyluszeit 99, 100, U. 141.  
 — Litorinazeit III, U. 158.  
**Hadenfeld**, Kr. Steinburg, germanisches Tongefäß ältester Bronzezeit 223, U. 358.  
**Hadersleben**, Kr. Hadersleben, Steinfeulenkopf 161 f., U. 271.  
 — Zwitter zwischen Steinfeulenkopf und Sechskantiger Art 165.  
**Hainich**, Kr. Mühlhausen, Fundplatz Mehrener Art 29.  
**Halberstadt**, Trichterbecher 149, U. 249.  
**Halle a. S.**, Nadel mit Wulsten 30 f., U. 51.  
**Halskragen**, längsgerippt, II. Bronzeperiode 45, U. 82.  
**Halsringe** I. und II. Bronzeperiode 34, 36, 38, 39, 45, U. 53, 54, 67, 82.  
**Hamiten** 61.  
**Hammerau** bei Reichenhall, Sechskantige und flache Streitart 176.  
**Handpauke**, Walternienburger Stil 139, U. 227.  
 — Unhalter Stil 139, U. 231.  
 — Noßwitzer Kultur 152.  
**Hängespiralen** aus Goldschag von Lorup als Vorstufe für Mykenä 181.  
**Hansdorf**, Kr. Elbing, Schädel 78 f., U. 116, 117.  
**Hansen**, Andr. M. 88, 94.  
**Hardisleben**, Kr. Apolda, Fundplatz Mehrener Art 29.  
**Harkerode**, Mansfelder Seekreis, Dünnaufiges Beil 112 f., U. 162.  
**Harpstedt**, Kr. Syke, früheisenzeitliche Hügelgräberfeld 24.  
 — s. auch Nienburg-Harpstedter Stil 24.  
**Harpune**, Uncyluszeit 100 f., U. 141.  
**Hauschild**, M. W. 83, 84.  
**Hausurnen** 26/27, U. 45, 46.  
**Häven**, Mecklenburg, Schädel 93.  
**Hedkathen** bei Hamburg, Leichenbrand, finno-indogermanische Kultur 168.  
**Heidelheim**, Kr. Weimar, Fundplatz Mehrener Art 29.  
**Heidelberg**, Gefäße, Kössener (Heidelberger) Stil 128 f., U. 199.  
**Heidelberger Altmanisch** 59, 102 f., 105, U. 147.  
 — Stil 128, U. 199.  
**Heidersdorf**, Kr. Nimptsch, Ösennadel 41 f., U. 71.  
**Heilbronn**, Schädel 133, U. 217, 218.  
**Heiligental**, Mansfelder Seekreis, Tongefäße, Walternienburger Stil 138 f., U. 226.  
**Heitbracker** Fibel 22.  
**Hella**, Name des Heiligtums in Dodona 182.  
**Hellenen** 54, 182.

- Helmsheim bei Bruchsal, Schnurbecher 191 f., A. 334.  
 Henkelkrug, Mondseekultur 178, A. 309 bis 312, 317.  
 — Schnurkeramik, Obergruppe 195, A. 341.  
 — — Fortleben in Bronzezeit 196.  
 Henkeltaffe, Megalithkultur 121, A. 181, 182.  
 — Walternienburger Stil 138, 139, A. 223, 225.  
 — Unhalter Stil 139 f., A. 228—230.  
 — Nordbrandenburgischer Stil 143 f., A. 236, 237, 239.  
 — Noßwiger Kultur 152, A. 254.  
 — Schnurkeramik, Oder-Gruppe 195, 196, A. 339.  
 Herbsleben, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
 Hermunduren 8.  
 Hess v. Wichdorff 225.  
 Hettiter 53, 181, 209 f.  
 Hindenburg, v. 225.  
 Hinkelsteinstil 128, 129, 132, 133 f., A. 200, 201, 217, 218.  
 — Schädel 134 f., A. 217, 218.  
 Hirtenstabnadel 41.  
 Hockerbestattung 124, 137, 191, 199.  
 Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, Lanzenspitze aus Geweih 97 f., A. 138.  
 Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda, Vielkantige Streitart 188, A. 329.  
 Holzsteinische Nadel 22, A. 38, 39.  
 Holzhausen, Kr. Arnstadt, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
 Homer 56, 183.  
 Homo Kiliensis 103 ff., 108, 110, A. 142 bis 146, 152.  
 Hornsömmern, Kr. Langensalza, Sandpauke 140, A. 231.  
 Hrozny 209.  
 Hügelgräber in Nordost-Westfalen 18, 19, 24, 25, A. 26.  
 Hummelten, Kr. Warendorf, Raubtopf 25.  
 Sunnebo, Bohuslän, Schädel 67, A. 100.  
 Sonnen 54.  
 Svellinge bei Malmö, Schweden, Schädel 92, A. 134.  
 Ubersdorf, Kr. Cöthen, Amphore 186 f., A. 326.  
 Illyrier 3, 26, 27, 31 ff., 38, 40 ff., 45, 46, 50 f., 183 f., 197 ff., 204 ff., A. 52 bis 76.  
 — Ursprung 201 ff., 210 f.  
 — Sprache 205 ff.  
 — s. auch Urillyrier.  
 Illyro-Britanno-Sabeller 205 f.  
 Illyro-Sabeller 207 f.  
 Inder 54.  
 Indogermanen 52 ff., 112 ff., 119 ff., 193, 210 ff., 214 f., 224, A. 84, 167, 280.  
 — Siege des Urvolks 52 ff., 210 ff., A. 84.  
 — Züge 119 ff.  
 — Übergang nach England 193.  
 — Gräber 116 f., 166 ff., 212 f., 218, A. 164—167.  
 — Doppelschneidige Streitart 184 ff.  
 — Feuersteindolch 213 ff.  
 — Sprachen 52 ff., 208 ff., A. 84.  
 — Verschmelzung ihrer Kultur mit der finno-indogermanischen 210 ff., 220, 224.  
 — — ein kulturell einiges Volk, die Germanen 221 f., 224.  
 Ingväonen 7, 11.  
 Iranier 54, 208.  
 Iren 192, 202 ff.  
 Jeminonen 7, 10, 19, 21, 23 ff., A. 16, 26—40.  
 Jffersheiligen, Kr. Langensalza, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
 Jstväonen 7, 11.  
 Italiker 53, 54, 197 ff., 201 ff.  
 Janischewek, Poln. Kujawien, Gefäße des Kugelflaschenstils 155 f., 157, A. 255, 257.  
 — Schädel 157.  
 Jarsdorf, Kr. Rendsburg, Tongefäß ältester Bronzezeit 223, A. 357.  
 Johanson, B. f. 53.  
 Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Tongefäße 152 ff., A. 254.  
 — Sechskantige Streitart 177, A. 308.  
 Jordansmühler Stil 153 f., 192, A. 254.  
 Jüten 11.  
 Jütländische Streitart 170 ff., 184 f., 212, A. 292—299, 331.  
 — Ableger 172 ff., 195, 211 f., A. 300 bis 307, 329, 342.  
 Kadner 99.  
 Kakovates (Peloponnes), Bernsteinfunde 181.



- Kalbsrieth bei Allstedt, Schädel 146, 147, U. 248.  
 Kamm aus Knochen, Litorinazeit III, U. 158.  
 Karleby, Westergötland, Schädel 91, 92, U. 133.  
 Kelten 3, 12, 18, 27, 28, 32, 53, 54, 192, 197, U. 45, 47—52.  
 — Skelettgräber in Thüringen u. Nachbargebieten 38 ff., U. 45, 48—51.  
 — Ursprung 201 ff.  
 — Sprache 202 ff.  
 — s. auch Urkelten.  
 Kentum-Sprachen 208 ff.  
 Kerbschnitt 205.  
 Kernbeil 110, 112, 158, 160, U. 158.  
 — Übergang zum spignackigen Beil 112 f., 158, U. 159.  
 Kessel, Rössener Stil 123 f., 128, U. 186, 199.  
 Kegin, Kr. Östhavelland, Schädel 93, 146.  
 Kiebig, Bz. Leipzig, Schatzfund der I. Bronzeperiode 34 ff., 46, U. 54, 55, 57—61.  
 Kinnvorsprung 63, 103 f., 109 f., U. 147 bis 149.  
 Kinnzungenmuskel 105 f., U. 151.  
 Kjærstrup, Kr. Sadersleben, Steinkeulenkopf 163 f., U. 276.  
 Kjökkenmøddinger s. Muschelhaufen.  
 Klaatsch, S. 62.  
 Knochenspigen, Ancycluszeit 97, U. 141.  
 Knopfsporn 6, U. 8, 9.  
 Köben, Kr. Steinau, Topf, Kugelflaschenstil 155, U. 256.  
 Koberstädter Stil 29, U. 47.  
 Kociubince, Ostgalizien, Schädel 157.  
 Kölleda, Kr. Eckartsberga, Fundplatz Mehrener Art 29, U. 45.  
 Koste, Mähren, Troßwiger Kultur 151.  
 Kragenfläschchen, Megalithkultur 114, 118, 119, 143, U. 173—175, 178, 180.  
 — Troßwiger Kultur 149 ff., 177, U. 254.  
 — bei den Finno-Indogermanen 159.  
 Kreuzstich 143 f., U. 235, 238.  
 Kriele, Kr. Westhavelland, Raubtopf 24.  
 Kronborg, Seeland, Sechskantige Streitart 164 f., U. 278.  
 Krufen, älteste Tongefäße, Ellerbeker Kultur III, U. 158, 168.  
 Kugelflaschen, Megalithkultur 114, 118, 145, 154, U. 176, 177, 240, 241.  
 Kugelflaschen, bei den Finno-Indogermanen 159.  
 — Kugelflaschenstil 144 f., 154 f., U. 242, 255.  
 Kugelflaschenstil und -stamm, Westgruppe 93, 119, 144 ff., 154 f., 199, U. 240, 242—248.  
 — — Schädel 145 ff., U. 245—248.  
 — Ostgruppe 154 ff., 194, 199, U. 240, 255—261.  
 — — Schädel 157.  
 Kugelnapf, Rössener Stil 123, 128, U. 191, 199.  
 Kühren, Kr. Kalbe a. S., Raubtopf 24.  
 Kujawische Steingräber 155.  
 — Amphore 156, U. 261.  
 Kullabrücke bei Löben, Urnenfeld 225.  
 Kulmsee, Kr. Thorn, Amphore 156, U. 261.  
 Kultur-Rückströme in die alte Heimat 182.  
 Kumpf, Finkelsteinstil 123, U. 200.  
 — Flomborner Stil 132, U. 213, 215.  
 Kupfer, in Mondseekultur 177.  
 Kurzkopf, Schädelmessung 59, 60.  
 — Seelische Eigenschaften 95.  
 Kurzkopf-Kasse, westeuropäische 84 ff., U. 127—129.  
 Kuznice bei Thorn, Unterschenkelspirale 42 f., U. 75.  
 Lachs 53.  
 Laibacher Moor, Krain, Mondseekultur 177 ff., U. 312—317.  
 Laibach-Slawonischer Stil 178 ff., U. 318—321.  
 Langkopf Schädelmessung 59, 60.  
 — Seelische Eigenschaften 94, 95.  
 Langobarden 8, 10, 89, U. 16.  
 La Maulette, Belgien, Unterkiefer 105, U. 150, 151.  
 Lanzenspigen aus Knochen 97, 99, U. 138, 141.  
 — aus Bronze, II. Periode 48, U. 82.  
 — — Mykenä, mitteleuropäischer Einfluß 182.  
 — s. auch framea.  
 Lapouge 94.  
 Lappenbeil, mittelständiges 205.  
 Latdorfer Stil = Unhalter Stil 139.  
 Latiner 192, 202 ff.  
 — Ursprung 192 f.  
 — Sprache 202 ff.  
 Lautsch, Mähren, Cromaanon-Kasse 64.  
 Lautverschiebung, germanische I, 2, 224.

- Lebehn, Kr. Randow, Schädel 145.  
 Leimerwitz, Kr. Leobschütz, Serpentin-  
 art 196, U. 342.  
 Lemonier 5.  
 Lengyel, Ungarn, Jordansmühler Stil  
 152.  
 Lenzen, Mecklenburg, Schädel 72,  
 U. 105, 106.  
 Leochares 55.  
 Letten 54.  
 Leubingen, Kr. Eckartsberga, Ösen-  
 nadel 41f., U. 70.  
 Liebstedt, Kr. Weimar, Fundplatz Meh-  
 rener Art 29.  
 Libult-Beil 160.  
 Lindau, Kr. Zerbst, swebisches Ton-  
 gefäß 12, U. 18.  
 Litauer 54.  
 Litorinazeit 110ff., 117, 160, 196,  
 U. 158, 168.  
 Livi 89.  
 Löbschütz, Sachsen, Schaftlochart,  
 I. Bronzeperiode 44f., U. 81.  
 Lohne, Kr. Lingen, Krugensfläschchen  
 119f., U. 180.  
 Lorup, Kr. Hümling, Goldschatz, Vor-  
 stufe zu mykenischem Schmuck 181.  
 Losiatyn, Gouv. Kiew, Amphore 156,  
 U. 260.  
 Lübeck, Randbeil 43f., U. 77.  
 Lysias 56.
- Mäandergefäße, ostgermanisch 6, 8,  
 U. 6, 7.  
 — westgermanisch 11f., 19, U. 13.  
 Magdalenien 64, 97.  
 Magdeburg, Dünnackiges Beil 112f.,  
 U. 160.  
 Magleemoor bei Mullerup, Seeland,  
 Unterkiefer 104, 107, 108.  
 Magyaren 54.  
 Mahlzähne, Größe 105, U. 150.  
 Mainsweben 12f., U. 17, 18—21.  
 Makedonier 54, 184.  
 Malchin, Mecklenburg, Dolch, I. Bronze-  
 periode 44f., U. 78.  
 Manschettenarmband, I. u. II. Bronze-  
 periode 37, 40, U. 64—66, 74.  
 Marienrode, Kr. Eckartsberga, Fund-  
 platz Mehrener Art 29.  
 Markomannen 8.  
 Marschwitz, Kr. Glogau, Schädel 199,  
 U. 344.  
 Marschwiger Stil 199.
- Mauer bei Seidelberg, Unterkiefer 59,  
 103f., U. 147.  
 Meer, sprachliche Gleichungen 53.  
 Mehren, Kr. Daun, Fundplatz des Meh-  
 rener Stils 28/29.  
 Mehrener Stil 29f., U. 47.  
 — Fundplätze Mehrener Art in Thürin-  
 gen und Nachbargebieten 26, U. 45.  
 Meinersdorf s. Poppenbrügge.  
 Meißel aus Geweih 98, U. 141.  
 — aus Feuerstein 175, 214.  
 Melzow, Kr. Angermünde, Amphore  
 150, 187, U. 251.  
 Memleben, Kr. Eckartsberga, Fundplatz  
 Mehrener Art 29, U. 45.  
 Mentone, Frankreich, Schädel 62ff.,  
 U. 95, 96.  
 Menz, Kr. Jerichow I, Raubtopf 24.  
 Merseburg, Nadel mit Hohlspiegelscheibe  
 30f., U. 50.  
 Minteberg, Ins. Ufen, Steinkeulen-  
 Kopf 163f., U. 275.  
 Mittelmeerrasse 60f., U. 91—93.  
 Mön-Schädeltyp 85f., 92, U. 128.  
 Mondhenkelkrug 150.  
 Mondsee, Oberösterreich, Pfahlbau mit  
 Mondseekultur 177ff.  
 — Henkelkrüge 178f., U. 309—311.  
 — Sechskantige Streitart 177.  
 — Doppelschneidige Streitart 186.  
 Mondseekultur 177ff., U. 309—321.  
 Mongolen 54.  
 Monsheim bei Worms, Tongefäß, Köf-  
 sener Stil 123f., U. 188.  
 — Großgartacher Stil 131f., U. 211.  
 — Flomborner Stil 132f., U. 213.  
 — Plaidter Stil 132f., U. 216.  
 Morin, Kr. Hohensalza, Schädel 199.  
 Mörserbecher, Schnurkeramik 194f.  
 Müllenhoff, Karl I.  
 Mullerup s. Magleemoor.  
 Münchshöfer Stil 153.  
 Muschelhaufenzeit s. Litorinazeit.  
 Musaios 183.  
 Mykenische Kultur, Vorstufen in Mittel-  
 europa 180ff.  
 Mysinge, Öland, Schädel 66, U. 99.
- Nachengebogene Streitart 173f., U. 301.  
 Nadel mit Hohlspiegelscheibe 30f., U. 50.  
 — mit Halswulsten 30f., U. 51.  
 — mit durchbohrtem Kopf 41, U. 72, 73.  
 — mit senkrechttem Scheibenkopf 46.  
 — mit Radkopf 46.

- Nadel s. auch Bombennadeln, Flügel-  
nadeln, Sirtenstabnadeln, Solsteinische  
Nadeln, Ösennadeln, Schleifen-  
nadeln, Sicherheitsnadeln.
- Nalenczow, Gouv. Lublin, Amphore  
150.
- Nauendorf, Kr. Apolda, Napf, Köffe-  
ner Stil 123 f., U. 187.
- Nauheim, Bad, Hessen, Siedlung der  
Mainsweben 12, U. 17.
- Neanderthal-Rasse 59, 86, 103 f., 107 f.,  
U. 150, 151, 153.
- Neckarsweben 14.
- Neudietendorf, Kr. Gotha, Kessel, Köf-  
fener Stil 123 f., U. 186.
- Neudorf, Kr. Breslau, Mäanderurne 6,  
U. 6.
- Neuenheiligen, Kr. Langensalza, Fund-  
platz Mehrener Art 29.
- Niederingelheim, Kr. Bingen, Schädel  
134, U. 219.
- Niedermodern, spätlatènezeitliche Fibel  
13, U. 21.
- Niedersachsen, Rassetyp 84.
- Nielsen, S. U. 70, 89.
- Nienbüttel, Pr. Hannover, Mäander-  
urne 8, U. 13.
- Nienburg-Sarpstedter Stil 24.
- Nienhagen, Kr. Oschersleben, Ton-  
becher, Vorstufe mykenischer Metall-  
becher 182.
- Niklasen 151.
- Nordbrandenburgischer Stil 143 f.,  
U. 234—239.
- s. auch Burg-Molkemberger Stil.
- Nordische Rasse 62 ff. (s. a. Inhaltsüber-  
sicht), U. 85—90, 103—126, 136.
- Seelische Eigenschaften 94, 95.
- Nostwiger Kultur und Bevölkerung  
139, 151 ff., 187, 197, U. 249—253.
- Nübbelfeld, Kr. Eckernförde, Steinkeu-  
lenkopf 161 f., U. 269.
- Oberkassel, gegenüber Bonn, Cromag-  
non- und Aurignac-Rasse 64.
- Odense, Fünen, Steinkeulenkopf 161 f.,  
163 f., U. 267, 274.
- Ödland zwischen Germanenstämmen 10,  
11, 32.
- Ohlsdorf bei Hamburg, Kragenfläsch-  
chen 118, U. 174.
- Olsen, Kr. Lüdinghausen, Rahtopf 25.
- Orisk, Urel 94.
- Olymp 183.
- Orpheus 183.
- Orrouy, Dep. Oise, Schädel 85 f.  
Orrouy-Schädeltyp 85, 88, U. 127.
- Ortband, II. Bronzeperiode 48, U. 82.
- Ösennadel, I. und II. Bronzeperiode  
41 f., U. 70, 71, 74.
- Ostgermanen 5 ff., 12, 15 ff., 32, 206,  
U. 2—9, 24, 25.
- Ostische Rasse 90 ff., 108 ff., U. 131 bis  
135.
- Ostorfer Seeinsel, Mecklenburg, Schä-  
del 72, 73, 128, U. 107, 108.  
— Rassetyp 84.
- Paderborn, Henkeltasse 139 f., U. 229.
- Padniewo, Kr. Mogilno, Schale, Ku-  
gelflaschenstil 155 f., U. 258.
- Päwesin, Kr. Westhavelland, Henkel-  
tasse 138, U. 225.
- Peleus 183.
- Penka 224.
- Perfer 55, 208, U. 85.
- Pfahlbautöpfe 152.
- Pfeilspitze aus Feuerstein 213 f., 218 f.,  
U. 351.
- Pfeilstrecker 218.
- Pfriemen aus Knochen 111, U. 158.
- Pbrygier 209.
- Piltich, Kr. Leobschütz, Armspirale,  
I. Bronzeperiode 37 f., U. 63.
- Plaidter Stil 122, 132 f., U. 216.
- Plau, Mecklenburg, Schädel 108 ff.,  
U. 155.
- Plinius I, 16.
- Pöpelwitz, Kr. Breslau, Mäanderurne  
6, U. 7.
- Doppenbrügge bei Kiel, Homo Kiliensis  
100, U. 142—146, 152.
- Poseidonios 56.
- Priger See, Kr. Westhavelland, Haf-  
fen aus Geweih 109, 110, U. 137,  
141.  
— Schädel 109, U. 156, 157.
- Prunkart 47.
- Przedmost, Mähren, Aurignac-Rasse 64.
- Przygodzice, Kr. Ostrowo, Fußberge  
42 f., U. 76.
- Ptolemaios 4, 5, U. 1.
- Puschwitz, Kr. Neumark, Blumentopf-  
becher 194 f., U. 340.
- Quaden 8.
- Radzimin, Wolhynien, Schädel 199.
- Randbeil 43, 47, U. 77, 82.
- Rahmenstil 122.

- Ranis, Kr. Ziegenrück, Fundplatz Meh-  
 rener Art 29.  
 Rasiermesser mit Pferdekopfgrieff 48,  
 U. 82.  
 Rassetypen der Gegenwart, Nordische  
 Rasse U. 122—126, 136.  
 — Germanischer Kurzkopf U. 130.  
 — Mittelmeerrasse U. 91—93.  
 — Ostische Rasse U. 131—135.  
 — Unterarm U. 154.  
 — Unterkiefer, Neger U. 148.  
 — — Europäer U. 149.  
 Raubtopf mit gewelltem Rande 23 ff.,  
 U. 42—44; s. a. Vorwort zum I. Teil.  
 Rautenart 174, U. 302.  
 Reche, O. 199.  
 Reckelsum, Kr. Lüdinghausen, Raub-  
 topf 25.  
 Reiterisporn, Knopfsporn 6, U. 8, 9.  
 — Stuhlporn 7f., U. 10—12.  
 Regius, Gustaf 70.  
 Reuter, f. 89.  
 Rheindürkheim bei Worms, Zinkstein-  
 kumpf 128f., U. 200.  
 Rheingönheim, Rheinpfalz, Blumen-  
 topfbecher 130f., U. 205.  
 Ribbing 88.  
 Rimbeck, Kr. Warburg, Schädel 73 ff.,  
 124, U. 109—113.  
 Ringstedt, Jütland, Steinkeulenkopf  
 162f., U. 272.  
 Röpersdorf, Kr. Prenzlau, Schildfessel  
 12f., U. 23.  
 Rössen, Kr. Merseburg, Rössener Stil,  
 Tongefäße 123 ff., U. 185, 189, 199.  
 — — Schädel 125f., U. 192—198.  
 — — Noßwiger Kultur, Tongefäße 153 ff.,  
 U. 250, 252, 253.  
 Rössener Stil und Stamm 122 ff., 191,  
 U. 184—199.  
 — Schädel 124 ff., 135, U. 192—198.  
 Rossenthin, Kr. Kolberg, Halsring 40,  
 U. 67.  
 Roßla, Kr. Sangerhausen, Deckdose  
 186f., U. 327.  
 Rothschoß, Kr. Nimptsch, Schädel 201,  
 U. 346.  
 Rugier 5, 16, U. 24.  
 Rzeschynek, Kr. Strelno, Amphore 156,  
 U. 259.  
 Sabeller 197 ff.  
 Sabellisch-umbrischer Stamm 197f.  
 Sachsen II.  
 Säge aus Feuerstein 219, U. 352.  
 Saken 54.  
 Salemer Stil U. 47.  
 Samswegen, Kr. Wolmirstedt, flache  
 Streitart 176, U. 306.  
 Sarmaten 54.  
 Satem-Sprachen 208 ff.  
 Saugkorn, Kr. Westbavelland, Henkel-  
 tasse 138, U. 223.  
 Schaber III, U. 158.  
 Schädelmessung 79 ff.  
 Schaftlochart aus Geweih 98, U. 141.  
 — aus Bronze 44 f., U. 81.  
 Schale (Schüssel), finno-indogermanisch  
 169, 187, U. 282.  
 — Rössener Stil 123, 128, U. 188, 199.  
 — Schnurkeramik 194 f., U. 338.  
 — s. auch Trichterschale.  
 Scharfa bei Prag, Noßwiger Kultur  
 151.  
 Scheidt, Walter 71, 93.  
 Schermen, Kr. Jerichow I, Raubtopf  
 24.  
 Schild, swedisch 14, U. 22.  
 Schildfessel 15, U. 22, 23.  
 Schildkröte 53.  
 Schildohrringe 22.  
 Schkopau, Kr. Merseburg, Handpauke  
 187, U. 227.  
 Schledebrück, Kr. Gütersloh, Raubtopf  
 32, U. 42, 43.  
 Schleifennadel 182.  
 Schliz, Alfred 70, 71, 73, 205.  
 Schmiedzdorf, Kr. Jerichow II, Raub-  
 topf 24.  
 Schneien, sprachliche Gleichungen 53.  
 Schnurbecher und Becher gleicher Form,  
 finno-indogermanisch 168 ff., 187, 194,  
 195, 211, U. 283—286, 331.  
 — Schnurkeramischer Stil, Elb-Saale-  
 Gruppe 147 f., U. 328, 333, 334.  
 — — Oder-Gruppe 93, 195, U. 337.  
 — s. auch Blumentopfartige Gefäße.  
 Schnurkeramischer Stil und Bevölke-  
 rung, Elb-Saale-Gruppe 153, 187f.,  
 191, 204 ff., U. 326—335, 343.  
 — — Anthropologie 197f., U. 343.  
 — — Oder-Gruppe 157, 187, 193 ff., 196f.,  
 204 ff., U. 336—342, 344.  
 — — Anthropologie 198f., U. 344.  
 — s. auch Schnurbecher.  
 Schnurstick 153.  
 Schnurtechnik, Ellerbecker Kultur 115,  
 168f., U. 168, 169.

- Schnurtechnik, bei finno-Indogermanen 168 ff., U. 283.  
— im Kugelflaschenstil 155 ff., U. 256.  
— s. auch Schnurkeramischer Stil.  
Schönow, Kr. Teltow, Doppelschneidige Streitart 184 f., U. 323.  
Schötmar, Lippe-Detmold, Nackengebogene Streitart 173 f., U. 301.  
Schulp, Kr. Rendsburg, Tongefäß ältester Bronzezeit 223, U. 359.  
Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Doppelschneidige Streitart 185, U. 324.  
Schwedt, Kr. Angermünde, Henkeltaffe 143, U. 237.  
Schwerter, II. Bronzeperiode 47, 48, U. 82.  
Sechskantige Streitart 164 ff., 176 ff., U. 277—279, 308.  
Sechspiralscheibenfibel 22.  
Seebergen, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
Seeße, Kr. Tecklenburg, Tongefäße, Megalithkultur 121, 122, U. 182, 183.  
Segelohrringe 22.  
Segovesus 28.  
Semnonen I, 8.  
Serpentinart 196 f., U. 342.  
Sichelmesser aus Feuerstein 219, U. 352.  
Sicherheitsnadeln, II. Bronzeperiode 46 f., U. 82.  
Siegen, Schnurbecher 212.  
Skarilb, Westjütland, Einzelgrab 166 f., U. 281.  
Skive, Amt Viborg, Steinkeulenkopf 161, U. 266.  
Skovgaard, Falster, Schädel 68, U. 102.  
Skythen 54.  
Slagballe, Becher, 169 f., 213, U. 288.  
Slawen 54.  
Slawoletten 208.  
Sölager, Seeland, Tongefäß aus Muschelhaufen 115 f., U. 168.  
Sommer, sprachliche Gleichungen 53.  
Sommer, Ferd. 209.  
Sommerstedt, Kr. Hadersleben, Walzenbeil 160 f., U. 263.  
Spalter, s. Flachbeil.  
Spiralkeramik 122, 131, 178.  
Spiralröllchen, I. und II. Bronzeperiode 36 f., 41, 181, U. 59.  
Spignadiges Beil 112 f., 158 f., U. 159.  
Sporen 8, 10, U. 8—12.  
Spy, Belgien, Armbknochen, Neanderthal-Rasse 106 f., U. 153.  
Stabdolch, s. Dolchart.  
Stampfuß, Rudolf, Vorwort zum I. Teil.  
Stargard, Pommern, Amphore 138, U. 224.  
Stary Jamek, Mähren, Noßwiger Kultur 151.  
Steigbügelring 29, U. 49.  
Steinkeulenkopf 160 ff., 176, U. 264 bis 276.  
Steinkistengrab 16, 26, 28, 73, 113, 145, 155, 218, U. 166.  
Steinschugloser Grabbau 28, 76, 137, 140.  
Stemmer, Kr. Minden, Raubtopf 23, U. 44.  
Stichkeramik 129 ff., 178, U. 202.  
Stößen, Kr. Weiffenfels, Schädel 145, U. 246, 247.  
Streitart mit zusammengedrückttem Nacken 173, U. 300.  
— s. auch Amazonenart, Bootart, Doppelschneidige S., Fazettierte S., flache S., Jütländische S., Nackengebogene S., Sechskantige S., Serpentinart, Rautenart, Vieltantige S.  
Stubbendorf, Mecklenburg, Dolchart 44 f., U. 80.  
Stuhlsporn 7, U. 10—12.  
Stursbüll, Kr. Hadersleben, Trichterbecher 117, U. 171.  
Sudow, Kr. Templin, Becher 139, U. 286.  
Svårdborgmoor, Seeland, Unterkiefer 104, 107, 108.  
Sweben I, 12 f.  
— s. auch Elbsweben, Mainweben, Neckarweben.  
Swebischer Haarknoten 80 f., U. 118, 119.  
Sybel, Heinrich I.  
Szarvas, Slawonien, Tongefäße 180, U. 318—320.  
Tacitus I, 5, 25, 32, 80.  
Tanagrafiguren 57.  
Tangermünde, Kr. Stendal, Raubtopf 24.  
— Schädel 140, 143 f., U. 232, 233.  
Tarthun, Kr. Wanzleben, Wendelring 29 f., U. 48.  
Tasse aus Holz, II. Bronzeperiode 48.  
Tennstädt, Kr. Langensalza, Fundplatz Mehrerer Art 29.  
Tensfeld, Kr. Segeberg, Einzelerdgrab der Dolchzeit 219, U. 353.

- Tensfeld, Kr. Segeberg, Tongefäße ältester Bronzezeit 223, U. 354, 355.  
 Terramaren 207.  
 Thesproter 183.  
 Thessaler 182.  
 Thrafer 54, 182, 209.  
 Thrako-Phrygier 208f.  
 Thusnelda, Statue 81, U. 120.  
 Tiefstich 143.  
 Tieschan, Mähren, Manschettenarmband 37f., U. 66.  
 Tinsdahl, Ostholstein, Nadel mit durchbohrtem Kopf 41f., U. 73.  
 Tinsdabler Plattenfibel 22, U. 34.  
 Tjörning, Westjütland, Schüssel 169, 187, U. 282.  
 Tocharer 209.  
 Todendorfer Gefäßtyp 21, U. 31, 32.  
 Toldt 105.  
 Tonna, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrener Art 29.  
 Töpliwoda, Kr. Münsterberg, flache Streitart 176, U. 307.  
 Törten, Kr. Dessau, Tongefäße, Kugelflaschenstil 145f., U. 243, 244.  
 Tovstrup, Jütland, Megalith-Kugelflasche 118, U. 177.  
 Trajanssäule 80.  
 Trichterbecher, Megalithkultur 114, 117, 119, 143, U. 170, 171, 178, 179.  
 — — s. auch Urbecher.  
 — Noßwiger Kultur 149, 150, 152, 177, U. 249, 254.  
 — bei den Finno-Indogermanen 159.  
 Trichterschale, Ellerbecker Kultur 118, U. 172.  
 — Noßwiger Kultur 152, U. 254.  
 Trieplatz, Kr. Ruppin, Dolchart, 44f., U. 79.  
 Troja 174, 181, 182.  
 Tüllenart aus Knochen, Ancycluszeit 98, U. 141.  
 Tüllenbeil, II. Bronzeperiode 47, U. 82.  
 Tutanchammon 50.  
 Udby, Seeland, Schädel 86, U. 128.  
 Umlaufstil 122.  
 Unterschenkelspiralen, II. Bronzeperiode 42, U. 74, 75.  
 Urbecher 117, U. 169.  
 Urbritannische Sprache 202.  
 Ursinnen 210, 224.  
 Urgälische Sprache 202.  
 Urillyrier 201ff.  
 Urkelten 202ff.  
 Uraltinische Sprache 202ff.  
 Urnenfriedhöfe in Nordost-Westfalen 18f., U. 26.  
 Ursabellische Sprache 202.  
 Vårebros, Amt Kopenhagen, Steinfeulenkopf 160f., U. 264.  
 Vase, Megalithkultur 122, U. 183.  
 — Kössener Stil 123, 128f., U. 185, 199.  
 — Friedberger Stil 130, U. 203.  
 Vechta, Oldenburg, Trichterbecher 119f., U. 179.  
 Velisch, Böhmen, Manschettenarmband 37f., U. 64.  
 Veneter 208, 210.  
 Viehzucht 111, 175.  
 Vielkantige Streitart 187ff., U. 329, 331.  
 Vierzehnheiligen, Kr. Apolda, Fundplatz Mehrener Art 29.  
 Villanova-Kultur 207.  
 Vinelzer Stil 191.  
 Vippachedelhausen, Kr. Weimar, Fundplatz Mehrener Art 29.  
 Visby, Gotland, Schädel 67, U. 101.  
 Voigtstedt, Kr. Sangerhausen, Streitart mit zusammengedrücktem Nacken 173, 213, U. 300.  
 Volk als Begriff 3, 4, 15, 32, 58, 221.  
 Volkstedt, Mansfelder Seekreuz, Gefäße, Schnurkeramik 187f., U. 328.  
 Vorbasse, Amt Riepen, Fingerring aus Bernstein 169f., U. 290.  
 Vorfinnen 112, 149, 159f., 224, U. 280.  
 Vucedol, Slawonien, Gefäße, Laibach-Slawonischer Stil 180.  
 Waffenfunde, germanische, Latène- und frühe Kaiserzeit 5, 14, U. 3, 17.  
 Waidepflanze 53.  
 Walde, Alois 202f.  
 Walternienburg, Kr. Jerichow I, Amphore 138, 186, U. 221.  
 Walternienburger Stil und Bevölkerung 137ff., 142, 197, U. 221—227, 232, 233.  
 — Schädel 140f., U. 232, 233.  
 Waltrop, Kr. Recklinghausen, Raubtopf 25.  
 Walzenbeil 160, U. 263.  
 Wandalen 5f., 8, 12, 16, U. 24.  
 Wandilier 16f.  
 Wangionen 12.

- Wannenförmige Gefäße, Kössener St I  
123, 128, U. 189, 190.
- Warnen II.
- Wegwig, Kr. Merseburg, Doppelschneidige Streitart 189, U. 330.
- Weißbüll, Kr. Sadersleben, Kragensfläschchen 118, U. 173.
- Weisdorf, Kr. Ohlau, Halsring 34f., U. 53.
- Beinring 36, U. 56.
- Wendelring 29, U. 48.
- Wesenig, Kr. Merseburg, Kautenart 174, U. 302.
- Westeregeln, Kr. Oschersleben, Schädel 93.
- Westgermanen 5, 7, 8, 12, 17 ff., 30, 206, U. 10—15, 25, 45.
- Wiegleben, Kr. Gotha, Fundplatz Mehrerer Art 29.
- Wierzbinek, Gouv. Warschau, Schädel 93.
- Wiesbaden, swebische Tongefäße 12f., U. 19, 20.
- Wimpfen a. Neckar, Amphore 191f., U. 335.
- Winkelband 186f., 214.
- Winter, sprachliche Gleichungen 53.
- Wintersdorf a. Sauer bei Trier, Raubtopf 25.
- Wöhlisdorf, Kr. Ziegenrück, Fundplatz Mehrerer Art 29.
- Wolff, Karl Felix 85, 94.
- Wolfszahnornament 38, 40, 44, 178, U. 67, 68, 81, 311.
- Worms, Fußbecher 128f., U. 201.
- Goldzeit 97, U. 139.
- Zahnstempeltechnik 194, 214, 219.
- Zapfenbecher 193f., 224.
- Zenon 56, U. 87, 88.
- Zeus 183.
- Zierbuckel, II. Bronzeperiode 48, U. 82.
- Żłota, Gouv. Kielce, Tongefäße, Schnurkeramik 194, U. 336—339.
- Jobtentypus der Serpentinart 196, U. 342.
- Zonenbecher 192, 212.

# Gustaf Kossinna

## und sein Lebenswerk

Es bleibt das große Verdienst Gustaf Kossinnas (geb. 28. IX. 1858 in Tilsit, gest. 20. XII. 1931 in Berlin), durch Begründung und Ausbau der „Siedlungsarchäologischen Methode“ die germanische Urgeschichte zum Range einer geschichtlichen Wissenschaft erhoben zu haben. Mit aller Klarheit erkannte er schon vor Jahrzehnten den ungeheuren Quellenwert der Bodenaltertümer für die älteste Geschichte des germanischen Volkstums und verstand es, diese wichtige Erkenntnis mit aller wünschenswerten Schärfe in rastloser, planmäßiger Arbeit durchzusetzen. Damit schuf er die sicheren methodischen Grundlagen dafür, daß das vor- und frühgeschichtliche Germanentum in seiner Eigenständigkeit und seinem kulturellen Hochstand gegenüber anderen Kulturen sich klar erkennen und abgrenzen läßt und daß andererseits die Jahrtausende germanischer Urzeit aus dem geschichtslosen Dämmerzustand auf die Plattform der klar überschaubaren „geschichtlichen“ Ereignisse erhoben wurden. Auf diesem sicheren Boden wurde es erst möglich, die Volkstums-, Rassen- und Geistesgeschichte des altgermanischen Menschen aufzubauen.

Gustaf Kossinna hat damit die Vorgeschichtswissenschaft von der philologischen Grundlage, auf der sie früher betrieben wurde, befreit und auf den zuverlässigen Boden der Siedlungsarchäologie gestellt. Jetzt gilt es zu vermeiden, daß seine Arbeitsmethode durch Abweichungen und Verwässerungen entwertet wird. Jeder Freund der Vorgeschichtsforschung muß daran mitarbeiten und für die Verbreitung der Werke Kossinnas und seiner Schüler und Freunde, vor allem in den Schulen und unter den Lehrern, eintreten. Ein Teil der Bücher und der Zeitschriften sind auf den nächsten Seiten angezeigt; sie können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Ausführlich unterrichtet darüber der Prospekt „Die deutsche Vorgeschichte im Unterricht“, der Probeabbildungen enthält und auf Verlangen unbezahlt zur Verfügung steht.

---



# Gustaf Kossinna

der Vorkämpfer für eine gerechte Würdigung der Kulturleistungen unserer Vorfahren

---

## Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft. 6., mit der 5. übereinstimmende Auflage. VIII und 255 Seiten mit 516 Abb. im Text und auf 62 Tafeln. 1934. Gr. 8°. RM. 8.—, geb. RM. 9.50, Vorzugspreis\*) RM. 6.80, geb. RM. 8.30. (Bildet: Mannus-Bibliothek Nr. 9)

Grüne Briefe: Kossinnas meisterhafte Darstellungskunst ist wie wenige andere Beschreibungen über das Leben unserer Vorfahren geeignet, eine anschauliche Vorstellung von dem Wesen und Wirken des Deutschtums in den vergangenen Jahrtausenden zu verschaffen.

## Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Chr.

Band I. XII, 367 Seiten mit 422 Abb. im Text und auf 1 Tafel. 1932. Gr. 8°. RM. 22.—, geb. RM. 24.—, Vorzugspreis\*) RM. 18.70, geb. RM. 20.70. (Bildet: Mannus-Bibliothek Nr. 50)

Nationalsozialistische Monatshefte: Endlich die Frühgeschichte der Germanen, wie sie uns von keinem Berufeneren als dem Schöpfer der deutschen Vorgeschichte beschert werden konnte! Den in lebendiger Sprache vorgetragenen Ausführungen fügt Kossinna ein eindrucksvolles Bildmaterial hinzu, das deutlicher als alle Worte die Höhe des germanischen Kunststils zeigt. Das Werk gehört in die Hand jedes deutschen Volksgenossen!

## Altgermanische Kulturhöhe

Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte 3., mit der 2. übereinstimmende Auflage. 80 Seiten. 1934. Kl. 8°. RM. 2.70, geb. RM. 3.50

Volk und Rasse: Diese Schrift hat sich wie keine zweite geeignet erwiesen, unserer Vorgeschichte stets von neuem Freunde zu werben. Wer die Germanen so sehen will, wie Kossinna sie aus dem von ihm zutiefst erschlossenen Stoffe der germanischen Altertümer darstellte, der greife zu der kleinen Schrift, die für alle Zeiten zu den wenigen klassischen Schriften der deutschen Wissenschaft gehört.

Wolfgang Schulz, Götting

## Gustaf Kossinna zum Gedächtnis

erschien *Mannus*, Zeitschrift für Vorgeschichte, Band 24 (1932). VII, 584 Seiten mit 383 Abb. im Text. RM. 24.—, geb. RM. 28.—, für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte kostenlos gegen Zahlung des Jahresbeitrages von RM. 16.— (Berliner Mitglieder RM. 17.—)

Mehr als 50 Vorgeschichtler geben einen ausgezeichneten Überblick über den gegenwärtigen Stand der deutschen Vorgeschichtsforschung. Jeder, der an den Kulturleistungen unserer Vorfahren Anteil nimmt, muß diesen Band, der durch das reichhaltige Abbildungsmaterial besonders wertvoll ist, besitzen.

\*) Der Vorzugspreis wird den Beziehern der Zeitschrift „Mannus“, der „Mannus-Bibliothek“ oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden der Sammlung gewährt.



Verlangen Sie meinen ausführl. Prospekt „Die deutsche Vorgeschichte“  
Die Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden

---

Curt Rabigsch / Verlag / Leipzig

## Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols

Von Dr. Jörg Lechler, Berlin. 2., erweiterte und vermehrte Auflage. VII, 90 Seiten mit 600 Abb. und 1 farb. Tafel im Text. 1934. Gr.-8°. RM. 3.75

**Mannus:** Dieses Buch atmet den Geist des völkischen Aufbruches. Gerade deshalb ist es von disziplinierter Wissenschaftlichkeit und methodischer Sicherheit beherrscht. Den Hauptteil bildet der Bilderatlas. Hier spürt man, daß das Werk für den weitesten Leserkreis bestimmt ist. Das Einfließen des heidnischen Symbols in die christliche Kunst ist ein neugeschaffenes Kapitel des Bilderwerkes. Dann folgen die Zeichen der verschiedenen Länder und Erdteile, die das Buch eigentlich der ganzen lesenden Welt unentbehrlich machen. Uns aber fesselt die Fülle germanischer Hakenkreuze, die in ihrer vielgestaltigen Schönheit ausgebreitet werden. — So enthält das Buch ein gut Teil deutsches Volkstum, das jedem erschlossen werden muß. Dr. Werner Radig

## Deutsche Vorzeit. Von Prof. Dr. Ernst Wahle,

Heidelberg. XI, 338 Seiten mit 31 Abb., 2 Zeittafeln im Text und 7 Karten. 1932. 4°. RM. 20.—, geb. RM. 22.—

**Königsberger Hartung'sche Zeitung:** Eine Zeit, in der sich das deutsche Volk der Bedeutung seiner eigenen Vorzeit bewußt wird, muß das Erscheinen von Wahles umfassendem Handbuch um so mehr begrüßen, als eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Vorgeschichte bisher überhaupt fehlte. Wahle geht ganz neue Wege, indem er von einer Behandlung des Fundstoffes völlig absieht und sich auf die geistige Auswertung des Fundmaterials beschränkt. An Stelle einer Beschreibung der deutschen Altertümer setzt er die Geschichte der deutschen Vorzeit. Das Hervorheben der großen Zusammenhänge und die Betonung des geschichtlichen Denkens sichern Wahles Buch das Interesse aller Kreise. Es wird auf Jahre hinaus das Handbuch der deutschen Vorgeschichte bleiben. Carl Engel

## Die Urkeramiker. Entstehung eines mesolithischen

Volfes und seiner Kultur. Von Max Schneider, Berlin. X, 360 Seiten mit 101 Abb. im Text. 1932. Gr.-8°. RM. 20.—, geb. RM. 22.—

Vorzugspreis für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft RM. 17.—, geb. RM. 19.—

**Vergangenheit und Gegenwart:** Weit über den Rahmen einer lokalen Untersuchung hinaus reicht die Bedeutung des Werkes. Schn. gibt die wissenschaftliche Verarbeitung seiner Forschungen in einem gründlichen und erschöpfenden Fundbericht und unter gleichzeitiger vorsichtig abwägender Untersuchung aller geologischen, archäologischen und sonstigen Fundverhältnisse. — Die Arbeit ist als Ganzes, nicht zuletzt durch die sehr guten Abbildungen, von höchstem Interesse und wird zweifellos in der Fachforschung noch zu lebhaften Auseinandersetzungen den Anstoß bieten.

Verlangen Sie bitte meine ausführlichen Prospekte „Die deutsche Vorgeschichte“ und „Lechler“ sowie das Lesezeichen „Lechler“.



Die Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden

**Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig**

# Das Pfahldorf Sipplingen

Ergebnisse der Ausgrabungen des Bodenseegeschichtsvereins 1929/30. Von Priv.-Doz. Dr. Hans Keinert h, Tübingen. Mit Beiträgen von Dr. R. Bertsch-Kavensburg, Dr. h. c. D. Geyer-Stuttgart, Dr. E. Neuweiler-Zürich, cand. prähist. G. Schneider-Tübingen, Prof. Dr. R. Vogel-Stuttgart, Priv.-Doz. Dr. S. Weinert-Potsdam. 156 Seiten mit 27 Abb. im Text und 32 Tafeln. 1932. Gr.-8°. RM. 3.50

(Bildet: Führer zur Urgeschichte, herausgegeben von Priv.-Doz. Dr. H. Keinert h, Tübingen, Bd. 10)  
Die Pfahlbauten sind, dank ihrer einzigartigen Erhaltung, mehr als andere Siedlungen der Vorzeit beraten, neue, entscheidende Aufschlüsse über die Fragen der Siedlung und der gesamten materiellen und geistigen Kultur des Vorzeitmenschen zu liefern. Die Mitarbeiter berichten in ausgezeichneter Weise über die Ausgrabungen und ihre Ergebnisse.

# Die Tracht der Germanen

in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von Dr. Georg Giske. VIII, 59, VIII, 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abbildungen. 1922. Gr.-8°.

RM. 9.—, geb. RM. 11.50; Vorzugspreis \*) RM. 7.20, geb. RM. 9.70

(Bildet: Mannus-Bibliothek Nr. 23 und 24)

Mannus: Giske ist es gelungen, zum ersten Male eine gut begründete Gesamtdarstellung der Tracht unserer Vorfahren von den ersten Anfängen bis hinab zur Karolingerzeit zu geben; dies war ihm nur durch völliges Zusammentragen und Verarbeiten aller in Frage kommenden Quellenarten möglich. Bei seiner genauen Beherrschung und scharfen kritischen Wertung dieses so verschiedenartigen Materials legt uns Giske ein abgeschlossenes Handbuch vor, das seinen dauernden Wert behalten wird.

# Die Kelten in Schlesien

Von Priv.-Doz. Dr. Martin Jahn, Breslau. VIII, 160 Seiten mit 76 Abb. im Text und 12 Tafeln. 1931. Gr.-8°. RM. 13.—

Vorzugspreis für Bezahler der Sammlung RM. 11.—

(Bildet: Quellschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte Nr. 1. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Seger)

Wie förderlich die Zusammenarbeit von Vorgeschichte und Geschichte in frühgeschichtlichen Zeiten sein kann, beweist das vorliegende Buch über die Geschichte der Kelten in Schlesien. Die Vorgeschichtswissenschaft ist mit ihrem reichen Quellenstoff in der Lage, den Rahmen, welchen uns die Geschichtswissenschaft für diese Zeiten bietet, zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu ergänzen und uns so die Anfänge der reinen Geschichte näher zu bringen. Da die bisher einzige Zusammenstellung schlesischer Keltenfunde Jahrzehnte zurückliegt, wird diese Bearbeitung mit vielen neuen Ergebnissen für die Heimatkunde Schlesiens sowie für Forscher von Bedeutung sein.

# Rassenlehre

Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. Von R. f. Wolff, Bozen. IV, 251 Seiten mit 40 Abb. im Text, 16 Tafeln und 3 Karten. 1927. Gr.-8°.

RM. 10.—, geb. RM. 12.50; Vorzugspreis \*) RM. 8.—, geb. RM. 10.50

(Bildet: Mannus-Bibliothek Nr. 39)

Bayerische Staatszeitung: Prinzipientreue Anhänger der Güntherschen Richtung begeistern sich für eine „allnordische Verbundenheit“, d. h. sie fühlen sich mit Schweden, Schotten und Anglo-Amerikanern näher verwandt als mit ihren süddeutschen Brüdern, sie stellen den Rassengedanken über den Volksgedanken. Es ist daher sehr erfreulich, daß einer der modernen Rassenforscher, R. f. Wolff, diese Irrungen kritisch beleuchtet und in überzeugender Weise dartut, wie sehr die Anschauungen Günthers jeder tatsächlichen Grundlage entbehren.

\*) für Bezahler der Zeitschrift „Mannus“, der „Mannus-Bibliothek“ oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Heften der Sammlung.



Verlangen Sie meinen ausführl. Prospekt „Die deutsche Vorgeschichte“  
Die Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden

Curt Kabitsch / Verlag / Leipzig

# Mannus-Bibliothek

Gegründet von Gustaf Kossinna. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Göze, Berlin. Schriftleitung: Dr. Jörg Lehler, Berlin.

Die Freunde der deutschen Vorgeschichtsforschung finden in dieser Sammlung fast unererschöpfliches Vergleichsmaterial über allgemeine und Sonderfragen. Nachstehend ist eine kleine Auswahl angezeigt; das vollständige Verzeichnis enthält mein Prospekt „Die deutsche Vorgeschichte“.

- Nr. 11. **Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** Von Prof. Dr. Walther Schulz. 2., ergänzte Auflage. VIII u. 146 S. mit 61 Abb. im Text. 1923. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 5.—, geb. RM. 6.50; Vorzugspreis RM. 4.—, geb. RM. 5.50

Denkmalspflege und Heimatschutz: Das Buch muß jedem Forscher besonders wertvoll sein, weil es mit äußerster Sorgsamkeit das ganze Material gesammelt hat. Die gute Ausstattung und die zahlreichen Abbildungen sind dieser gründlichen, wissenschaftlich überaus wertvollen Arbeit durchaus würdig.  
Dr. Albert Klehebusch

- Nr. 16. **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.** Von Priv.-Doz. Dr. Martin Jahn. X u. 276 S. mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abb. im Text. 1916. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 7.—, geb. RM. 8.50; Vorzugspreis RM. 5.60, geb. RM. 7.10

Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung: Die Darstellung des germanischen Waffensystems darf als eine ganz vorzügliche Leistung gewertet werden. Jahn stützt sich auf ein fast vollständig zu nennendes Material, so daß er ein Bild von der germanischen Bewaffnung zu bieten vermag, wie es nicht besser getan werden kann.

- Nr. 21. **Der Reiterharnisch, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** Von Priv.-Doz. Dr. Martin Jahn. VI u. 128 S. mit 90 Abb. und 1 Tafel. 1921. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 5.—, geb. RM. 6.50; Vorzugspreis RM. 4.—, geb. RM. 5.50

Literarisches Zentralblatt: Die Arbeit bietet mehr, als ihr Titel vermuten läßt; sie ist zu einer kulturgeschichtlichen Studie über die Anfänge des Reitwesens überhaupt geworden. Hervorzuheben ist die scharfe methodische Behandlung des Stoffes.

- Nr. 43. **Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland.** Von Dr. Werner Radig. VII u. 159 S. mit 84 Abb. und 2 Karten im Text sowie 8 Tafeln. 1930. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 12.—, geb. RM. 14.—; Vorzugspreis RM. 10.20, geb. RM. 12.20

Mannus: Zusammengefaßt und geordnet bieten die jungsteinzeitlichen Bau- und Siedlungsreste Deutschlands eine so reiche Fülle gesicherter Beobachtungen, daß nicht nur ihre Gliederung nach Bautechniken und Hausformen durchgeführt, sondern mehrfach ihre Entwicklung innerhalb der Jungsteinzeit, ja selbst ihre Zugehörigkeit zu den einzelnen Kulturkreisen und Kulturen gezeitet werden kann.

- Nr. 46. **Forschungen zur Geschichte des Haushundes. Die Steinzeitrasen in Nordosteuropa.** Von Dr. Otto Friedrich Wandert. V u. 93 S. mit 34 Abb. im Text. 1930. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 7.—, geb. RM. 9.—; Vorzugspreis RM. 6.—, geb. RM. 8.—

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte: Leider sind die Untersuchungen über die urgeschichtlichen Hausterrassen noch außerordentlich selten, und so erweckt diese Monographie allein schon durch das Material größtes Interesse. Noch mehr aber durch die Ergebnisse!

- Nr. 47. **Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit.** Von Dr. Nils Åberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. E. A. Meyer. II u. 118 S. mit 249 Abb. im Text. 1931. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 9.75, geb. RM. 11.75; Vorzugspreis RM. 8.30, geb. RM. 10.30

Blätter für deutsche Vorgeschichte: Das Buch bietet namentlich solchen Lesern, denen die skandinavische Literatur schwer zugänglich ist, eine allgemeinverständliche Übersicht über die Kunstäußerungen des nordischen Kulturkreises und kann als solche bestens empfohlen werden.

- Nr. 52. **Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Paläolithikums und Mesolithikums.** Von Prof. Dr. Julius Andree, Münster i. W. Nebst Beiträgen von Dr. Hedwig Frenzel und Landesgeologen Dr. R. Graßmann, Leipzig, und Dr. S. R. Bicker, Halle. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der Westf. Wilhelms-Universität zu Münster i. W. VIII u. 112 S. mit 7 Abb. im Text und 61 Tafeln. 1932. Gr.-8°. Einzelpreis RM. 12.—, geb. RM. 14.—; Vorzugspreis RM. 10.20, geb. RM. 12.20

Der Vorzugspreis wird den Bezählern der Zeitschrift „Mannus“, der „Mannus-Bibliothek“ oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden gewährt.

Die Werke können durch jede Buchhandlung bezogen werden

---

Curt Rabitzsch / Verlag / Leipzig

## „Mannus“, Zeitschrift für Vorgeschichte

Gegründet von **Gustaf Kossinna**

Herausgegeben von **Prof. Dr. A. Göze**

Schriftleitung: **Dr. Jörg Lechler**

Jährlich 4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Abbildungen ergeben.

Bezugspreis für Band 26 (1934) **RM. 24.—**

Der „Mannus“ ist das Organ der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Er wurde vor nunmehr 25 Jahren gegründet, um der deutschen Vorgeschichtsforschung eine Stätte zur Veröffentlichung ihrer Forschungs-Ergebnisse zu bieten. Ein unendlich reichhaltiges Bildermaterial ist in den bisher vollständig vorliegenden 25 Jahres- und 8 Erg.-Bänden aufgestapelt. Im Geist ihres Gründers Gustaf Kossinna geführt, brauchte die Zeitschrift sich nicht auf die Zeit einzustellen, die Zeit kam ihr entgegen.

## Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit

Gegründet von **Gustaf Kossinna**

Mit Unterstützung des **Preuß. Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung** herausgegeben von **Martin Jahn**

IX. Jahrg. 1933. Gr.-8°. Jährlich 12 Hefte. **RM. 5.—** einschließl. Porto. Für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nur **RM. 4.50**

Das Nachrichtenblatt veröffentlicht auf Veranlassung des genannten Ministeriums regelmäßig die amtlichen Berichte der Vertrauensmänner für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer in Preußen. Es bringt außerdem Fundberichte und Schriftenverzeichnisse aus dem gesamten deutschen Reichsgebiet und berichtet so schnell und zuverlässig über Neues auf vorgeschichtlichem Gebiet. Verständnis für die Pflege der Bodenaltertümer zu wecken, ist seine Hauptaufgabe.

## Vorzeit. Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung.

Herausgegeben von **Prof. Dr. Hans Sähne**

Nr. 2. **Bergbau in der Vorzeit.** Von Prof. Dr. Julius Andree-Münster i. W. I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zink, Salz in Europa. Nebst einem Anhang: Bergmännische Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall. IV, 72 Seiten mit 27 Abbildungen im Text, 179 Tafelabbildungen und 3 Tabellen. 1922. Gr.-8°. Einzelpreis **RM. 2.80**, geb. **RM. 4.—**, Vorzugspreis \*) **RM. 2.20**, geb. **RM. 3.40**.

Nr. 3. **Die germanische Familie in der Vorzeit.** Von Prof. Dr. Walther Schulz, Halle a. S. IV, 37 Seiten mit 26 Abbildungen im Text. 1925. Gr.-8°. Einzelpreis **RM. 2.40**, Vorzugspreis \*) **RM. 1.90**.

Nr. 4. **Staat und Gesellschaft in der germanischen Vorzeit.** Von Prof. Dr. Walther Schulz, Halle a. S. V, 51 Seiten mit 31 Abbildungen im Text und 1 Karte. 1926. Gr.-8°. Einzelpreis **RM. 3.30**, Vorzugspreis \*) **RM. 2.60**. Nr. 3/4 in einem Band gebunden. Einzelpreis **RM. 7.20**, Vorzugspreis \*) **RM. 6.—**

\*) Der Vorzugspreis wird bei einer Bestellung von 3 verschiedenen Heften der Sammlung gewährt.

Verlangen Sie meinen ausführl. Prospekt „Die deutsche Vorgeschichte“

Die Zeitschriften und Bücher

können durch jede Buchhandlung bezogen werden



**Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig**

